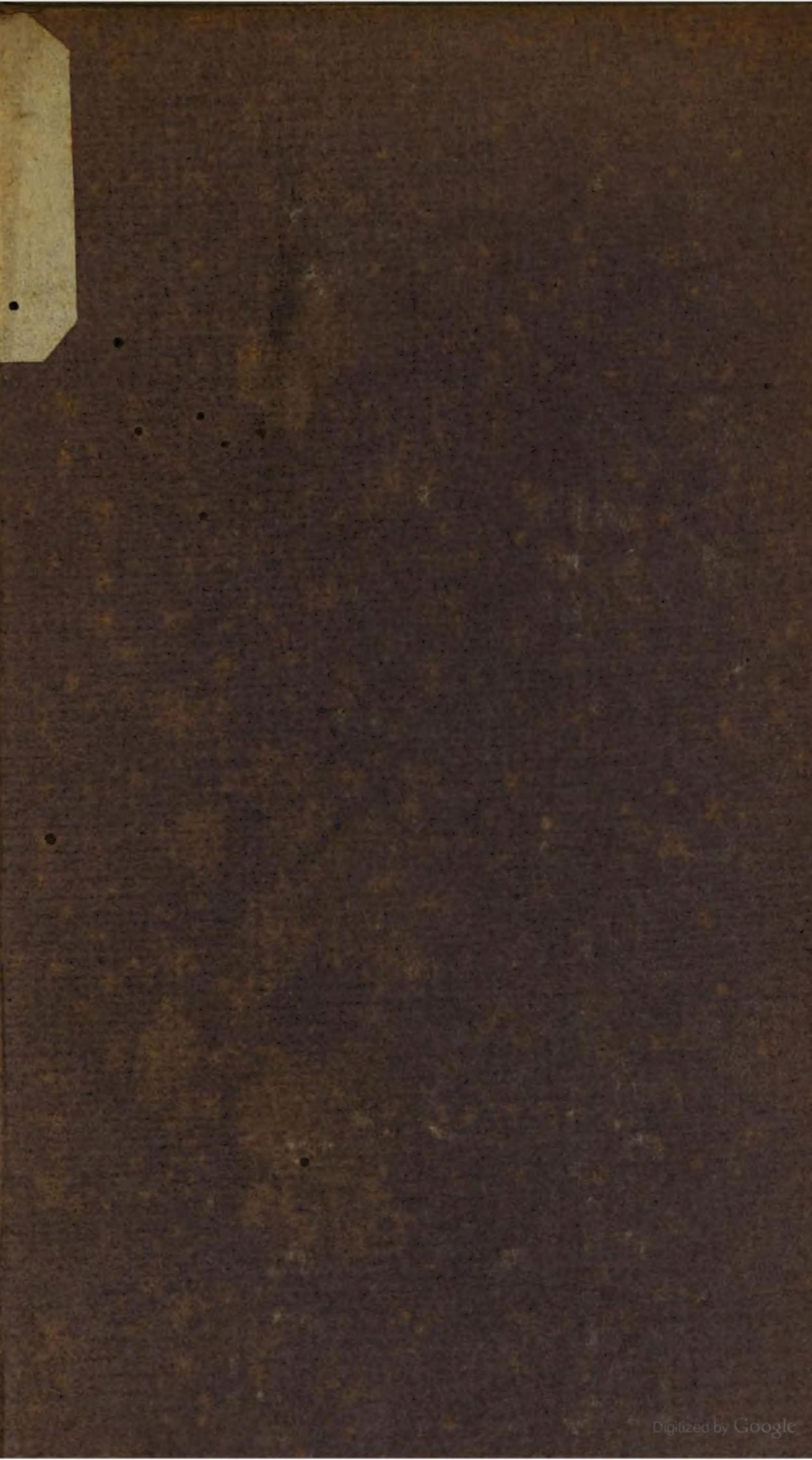


Digitized by Google

CANTONALE ET UNIVERSITAIRE

EX
DONO

JEAN LARGUIER DES BANCELS

1876
1961

DE LAUSANNE

1961

Digitized by Google

AZ 3746.5

Digitized by Google

Digitized by Google

Georg Christoph Lichtenberg's
vermischte Schriften

nach dessen Tode

gesammelt und herausgegeben

von

Ludwig Christian Lichtenberg
Sächs. Goth. Legationsrathe

und

Friedrich Kries
Professor am Gothaischen Gymnasium.

A 3746

Fünfter Band.

Göttingen,
bey Heinrich Dieterich.
1803.

Digitized by Google

51395

BIBLIOTHEQUE CANTONALE ET UNIVERSITAIRE
LAUSANNE

Digitized by Google

Vorbericht.

Dießmahl haben wir so wenig vorher zu erinnern, daß es kaum eines besondern Vorberichts bedarf. Schon aus dem Schmutz-Titel ist zu ersehen, daß der ganze Band lauter Aufsätze aus dem Göttingischen Taschenbuche enthält. Der vorige Band enthielt dergleichen aus den Jahrgängen 1778 bis 1790; diese sind aus den übrigen Jahrgängen, deren Herausgabe Lichtenberg besorgt hat, nähmlich aus den Jahrgängen 1791 bis 1799, genommen.

Wegen der Echtheit des ersten Artikels: Amintors Morgen-Andacht könnte bey manchem ein Zweifel entstehen, da es in dem Taschenbuche, woraus er entlehnt ist (vom Jahr 1791),

Digitized by Google

in einer Anmerkung heißt: Dieser Artikel wäre dem Herausgeber von einem Ungenannten eingesandt worden. Allein der ganze Aufsatz trägt zu deutlich das Gepräge des Lichtenbergischen Geistes, als daß man jene Anmerkung nicht für eine bloße Maske halten sollte, dergleichen der Verstorbene in seinem schriftstellerischen Leben mehrmahls gebraucht hat. So nennt er sich auch in den Anmerkungen zu den Aufsätzen, die hier S. 237 ff. und S. 271 ff. stehen, den Herausgeber, obgleich Herausgeber und Verfasser nur eins waren.

Gotha, im August, 1802.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Inhalt.

1. Amintors Morgen-Andacht. Seite 3
2. Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen. 14
3. Wohlfeiles Mittel, sich kühles Getränk zu verschaffen. 61
4. Bedlam für Meinungen und Erfindungen. 69
5. Von der Aeolus-Harfe. 81
6. Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad. 93
7. Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren sind. 116
8. Die vierzehn Schwestern. 130
9. Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird. 134
10. Nachricht von einer Wallrath-Fabrik. 146
11. Einige Betrachtungen über vorstehenden Aufsatz, nebst einem Traum. 158
12. Auch ein paar Worte von Polen. 173
13. Das Luftbad. 181
14. Ueber Gewitterfurcht und Blitzableitung. 197
15. Ueber das Eselslehn und die ehemahlige Weiberpolizey in Darmstadt. 221
16. Von den Kriegs- und Fast-Schulen der Chinesen. 237
17. Ein neuer Damen-Anzug, vermuthlich in Indien. 271
18. Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen bischöflichen. 288
19. Ueber Ernährung, Kochen und Kost-Sparkunst; nebst einem Anhange a) vom Feuer; b) über ökonomische Behandlung der Wasserdämpfe. 295
20. Das war mir einmahl eine Wurst. 331
21. Eine kleine Aufgabe für die Uebersetzer des Ovid in Deutschland. 345

Digitized by Google

22. Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen. Seite 353
23. Rede der Ziffer 8. 373
24. Daß du auf dem Blocksberge wärest — ein Traum. 411
25. Miscellaneen. 451
1) Leuchtende Kartoffeln. —
2) Lieutenant Rion. 455
3) Wie weit manche Vögel zählen können. 461
4) Von einer in dieser Kaffeezeit seltenen weiblichen Erscheinung. 463
5) Hypazolt und Cornaro. 472
6) Vom Würfel. 481
7) Von Makulatur-Bleichen. 485
8) Urnen und Aschenkrüge von einer neuen Art. 488
9) Ein Wort über das Alter der Guillotine. 492
10) Neuer Gebrauch der Hunde. 503
11) Wie die Schinesen ihr großes Papier verfertigen. 508
12) Ueber Bücher-Formate. 511
13) Zero. 520
14) Vom bibliopolischen Jahre. 521
15) Trost bey trauriger politischer Aussicht. 525
16) Etwas Stoff zu Montags-Andachten. 526
17) Kohlengruben unter der See und Etwas von negativen Brücken. 532
18) Jüdische Industrie neben holländischer Frugalität. 540

Digitized by Google

Digitized by Google

Aufsätze

aus dem

Göttingischen Taschenbuch

zum

Nutzen und Vergnügen.

Digitized by Google

I.

Amintors Morgen-Andacht.

Wie wenn einmahl die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundinn der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerten Gesundheit, erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daß er sich in dem Tumult des Lebens so

sicher glaubte, als stände sein Verhängniß in seiner eigenen Hand. Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreibliche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß das Werk eben jenes Geistes, und sagt dir laut, daß du jetzt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung, nichts anders, als wieder eben die Ordnung selbst, nur auf ihn, der sie bemerkte, fortgesetzt, und daher immer für ihn der höchste Genuß seines Geistes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieses mein stilles Dankgebeth, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der du den Himmel lenkst; gewiß wird es dir von allen Creaturen,

zu Tausenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß, von mir, dem du Kraft verliehest zu erkennen, daß ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefühl bin, was ich seyn soll. O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre besser er erschiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Diese *Art in seinem Gott zu leben*, wie er es nannte, die ihm von Bethbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er sich so sehr eigen gemacht, daß sie für ihn *unzerstörbare* Beruhigung über die Zukunft, und ein

Digitized by Google

nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde. Eines Tages als er sich nach einer seiner Morgenandachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses große Sicherheitsgefühl bey jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest um bloß dichterisches Aufwallen zu seyn): so war es ihm entzückende Freude zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank und Neuerungssucht und ohne alle Speculationen des Inventuriensten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende

Digitized by Google

Betrachtung seyn muß, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben und keine Exegese wird sie mir rauben. — O, nichts, nichts wird sie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt. Daß die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er es für alle sey, ließ er wenigstens unentschieden, und hierbey hinge, wie er sagte, vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich seyn soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden seyn wolle; es sey nichts weniger als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich sichtbares Heer nach einer Art

von Zählung auf 75 Millionen geschätzt würde. Er nannte diese erhabenen Betrachtungen bloße Musik der Sphären, die anfangs den Geist wie mit einem Sturm von Entzücken fast zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das was davon immer bliebe, unstreitig das beste, fände sich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geist, der dieser Betrachtungen fähig sey. Es sey vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eigenes Daseyn, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die, so weit über so genannte Curiosité erhaben sey, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernstolz, zu erfahren, mit diesen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältnissen

anderer Art, die sich von jeder Art des Daseyns hoffen lassen, was nun dieses alles sey und werden wolle. Er fürchte zwar sehr, daß seine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch. Er denke nun seit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Absicht habe, und in jedem Leben und in jeder Welt haben müsse, in welchem Zusammenhang sey: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieser einen Nahmen, welchen man wolle. Er zähle es unter die wichtigste Begeben-

heit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Diese Philosophie hebe freylich den vorüber gehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Ueberhaupt kamen bey seinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabey: es

Digitized by Google

sey nicht wohl möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studiert; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammen zu treffen, sey der kürzeste Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmahl auf einem andern, von ihr unabhängigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabey in Rechnung zu bringen; Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeint, als die vielen Menschen, die jetzt statt seiner meinen. — Es sey für Millionen Menschen bequemer und verständlicher vom Himmel herab zu hören: Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniß reden, als im Himmel selbst die Stelle zu suchen, wo diese

Digitized by Google

Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von vielen gelesen worden sey. Uebrigens glaube er, sey es für die Ferngläser und die Brillen unbedeutend, ob das Licht wirklich von der Sonne herabströme, oder ob die Sonne nur ein Medium zittern mache, und es bloß ließe, als strömte es herab; aber die Ferngläser und zumahl die Brillen seyen deßwegen nichts weniger als unbedeutend, und bey der Brille pflegte ihm öfters einzufallen, daß der Mensch zwar nicht die Macht hätte die Welt zu modeln wie er wolle, aber dafür die Macht Brillen zu schleifen, wodurch er sie schier erscheinen machen könne wie er wolle; und solcher Betrachtungen mehr, wodurch er seine Freunde nicht so wohl auf seinen Weg hinleiten, als ihnen vielmehr Winke geben wollte, den selbst zu finden, der ihnen

der sicherste und bequemste wäre. Wie es denn wirklich an dem ist, daß Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr seyn soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirecte gelehrt werden kann.

2.
Ueber einige wichtige Pflichten gegen die Augen.

Wie wenn einmahl die Sonne nicht wieder käme, fragte Amintor. Und wie wenn sie wieder käme und ich sähe sie nicht mehr; fühlte noch ihre Wärme, hörte noch den Lobgesang, womit sie der Wald begrüßt, und sähe sie nicht mehr? Ach! dieses ist das Los von Tausenden! Gerechter Gott! Vom Sehenden zum Blinden, welche Veränderung! Der, der noch kaum, gleich einem Gott, den Himmel mit seinem Blick umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tausenden, die Quellen des Lichts und des Lebens für Geschöpfe ohne Zahl; der in einem Nu die Früh-

lingslandschaft mit ihren Blüthen und Heerden, oder die Pracht der Städte, oder die Wogen des stürmenden Meeres, oder den Aetna und Vesuv, oder Aegyptens Pyramiden übersah; der die Figur der Reiche, ja der Erde selbst maß und zeichnete — — da kriecht er nun, und ertastet sich mit Mühe in Monathen den kümmerlichen Plan seiner Schlafkammer; die roheste Nachformung von einer Dorfkirche würde ihm Jahre kosten, wenn sie ihm nicht den Hals kostete, und mit einer vom Aetna nur so genau, als das Bild, das im Winkel einer Landkarte Feuer speyt, würde er Jahrhunderte zubringen, wenn sie nicht ganz seine Kräfte überstiege; der, der durch das Medium der Gebehrden den Menschen im Innersten des Herzens las, hört jetzt bloßes Zungenspiel; der die Wahrheit der Worte

wiegen konnte, fühlt jetzt bloß ihre Glätte, und elender, abhängiger Glaube führt die Haushaltung für Selbstüberzeugung in ewiger, ewiger Nacht! — —

Dieses ist das Los von Tausenden, und wer das Spinnengebäude des Organs kennt, auf welches hier alles ankommt, die Menge der Feinde die ihm von außen und innen drohen, der wird erstaunen müssen, daß es nicht das Los der Hälfte des menschlichen Geschlechts ist. Bey weiten der größte Theil derer, die dieses Unglück erleiden, die diesen Halbtod, möchte ich sagen, sterben, sterben ihn freylich unverschuldet durch Zufälle; allein keine geringe Anzahl und zwar gerade unter einer Classe von Menschen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, ich meine der so genannten gebildeten höheren Classe, erleiden ihn öfters durch Schuld,

Digitized by Google

wo nicht wissentlich durch muthwilligen Leichtsinn, doch gewiß sehr oft aus einer Unwissenheit, die leicht zu überwinden gewesen wäre. Für die noch Gesunden dieser Classe enthält nachstehender Aufsatz Warnung und einigen Unterricht, für die bereits Kränkelnden Unterricht und Trost, wo er möglich ist; für die ganz Erstorbenen findet sich hier nichts; ihre Wiedererweckung, wenn sie möglich ist, gehört für den Arzt. Wie froh würde ich seyn, wenn ich durch diese wenigen Blätter nur einem einzigen Leidenden Trost verschaffen, oder nur einen einzigen Leichtsinnigen zur Ueberlegung bringen könnte, oder jemanden, der nie an den Verlust seiner Augen gedacht hat, dahin, daß er wenigstens daran zu denken anfängt, und sich den Genuß des Lebens nicht vergällt. O man braucht nicht völlig zu erblinden, und kann den=

noch von dieser Seite sehr unglücklich seyn. Wer je einen Fehler an seinen Augen bemerkt hat, wird wissen, in was für eine Verfassung ihn diese Entdeckung setzte, und was für Zeit die Augenproben wegnahmen. Der Gedanke: in einem Jahre bist du vielleicht blind, mischt sich in alles ein, er ist der erste beym Erwachen und der letzte beym Schlafengehen; keine Gegend und keine Gesellschaft reitzt mehr; Nachrichten von neuen Entdeckungen und von neuen Büchern werden mit Unmuth gelesen; selbst in Träumen sieht man sich nicht selten im Spiegel durch Augen entstellt, die sich selbst in keinem Spiegel der Welt so sehen könnten. Trifft ein solches Schicksal eine ohnehin hypochondrische Seele, so geht alles viel schlimmer; der vermeintliche Candidat der Blindheit wird nun wirklich krank,

und die reelle Krankheit verschlimmert die halb eingebildete; das Probiren der Augen bey jeder Gelegenheit nimmt zu, und die Proben fallen immer elender aus, so geht es immer crescendo fort bis zur Verzweiflung oder dem Tod. Wer sich also früh einer Augenöconomie befleißigt, erspart sich ein großes Leiden, das, wenn es dennoch kömmt, gewiß schon dadurch, zumahl bey empfindlichen Seelen, vieles von seiner Bitterkeit verliert, daß es unverschuldet kömmt. — Den guten Rath und die Lehren, welche nachfolgende Blätter enthalten, habe ich zum Theil aus einem Aufsatz des Hrn. Prof. Büsch *) gezo-

*) S. Erfahrungen von J. G. Büsch Professor in Hamburg. Hamburg 1790. 2 Bände in 8; im 2ten Bande Seite 261: Guter Rath bey verschiedenen Fehlern der Augen; ein Aufsatz, der sich nicht allein, wie alles was von diesem vortrefflichen Manne kömmt, durch tiefe Einsichten in die Sache überhaupt,

gen, theils aus einer neuern Schrift des englischen Optikus Adams*), und theils aus eigener Erfahrung.

Vor allen Dingen lerne man auch bey dem besten Gesicht sich nie für ganz sicher zu halten, und ja bey gesunden Augen zuweilen an kranke zu gedenken, und durch behutsamen Gebrauch wenigstens Kraft für sie aufzusparen, wenn sie dereinst alt werden. Man bemühe sich daher, so viel als möglich, bey allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigstens, wo es leicht angeht, und wir von uns abhängen. Eine Vernachlässigung

sondern über das, welches hier von großem Werth ist, durch Erfahrung und Beobachtungen an sich selbst, empfiehlt.

*) An Essay on Vision etc. intended for the service of those whose Eyes are weak or impaired by G. *Adams*. London 1789. gr. 8. (Von diesem Buch ist eine deutsche Uebersetzung zu Gotha erschienen. Zweyte Aufl. 1800.)

in diesem Artikel, ist die schleichende Ursache unzähliger Augenkrankheiten, ja nicht selten der völligen Blindheit. Adams erzählt bey dieser Gelegenheit folgende Geschichte. Ein Rechtsgelehrter in London wohnte so, daß seine Zimmer nach der Straße zu die volle Mittagssonne hatten, seine hintern Zimmer lagen daher nicht allein gegen Mitternacht, sondern gingen auch noch dazu in einen kleinen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und waren also etwas finster. In diesen Zimmern arbeitete er, frühstückte und speisete hingegen in den vordern, in welche ihn überdieß sonstige Verrichtungen öfters zu gehen nöthigten. Dieses Mannes Gesicht nahm ab, und er hatte dabey einen immer währenden Schmerz in den Augen. Er versuchte allerley Gläser, consulirte Oculisten, aber alles vergeblich, bis er

endlich fand, daß der öftere Uebergang aus dem Dunkeln zum Hellen die Ursache seiner Krankheit sey. Er veränderte also seine Wohnung, und vermied alles Schreiben bey Licht, und wurde sehr bald wieder hergestellt. Weit trauriger ist der Fall, dessen Hr. Prof. Büsch Erwähnung thut: So manche Augenschwäche, sagt er *), und völlige Blindheit entsteht bloß aus Verfehlung dieser wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den seligen Hagedorn in Dresden zum ersten Mahl besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den Quadersteinen der gegen über gelegenen Häuser scharf zurück in das Zimmer.

*) A. a. O. S. 318.

Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauern die Ursache Ihres Unglücks ein, denn in diesem Lichte konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben. — "Ich habe, fährt Hr. Prof. Büsch fort, bey mehr als einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen bösen Ausgang gehabt haben möchten, in einer völligen Erblindung sich endigen sehen, weil deren arme Aeltern keine Vorhänge vor die Fenster und die Wiegen der Kinder hatten." Vorzubeugen ist hierbey leicht, die Cur des eingetretenen Uebels aber oft schwer, ja wie Adams sagt, und wie es auch wohl bey dem Hrn. v. Hagedorn der Fall gewesen seyn wird, ganz unmöglich.

Hieraus wird sich nun leicht auch in dem Zimmer selbst die Lage des Schreibtisches, und des Katheders bestimmen lassen. Man schreibe oder lese nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenster gerade gegen über so steht, daß jedesmahl das Licht in das aufgeschlagene Fenster fällt, sondern lasse das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine solche Abänderung Statt findet, als bey Kanzeln, suche man mit Vorhängen oder sonst auf eine Weise dem Schaden vorzubeugen, und allemahl ist es nützlich, es wenigstens zu wissen. Wer weiß, ob nicht, wenn diese Regeln allgemeiner befolgt würden, die schwachen Augen unter die seltenen Krankheiten gezählt werden würden. Als Aufmunterung zur Befolgung dieser Regel muß ich anführen, daß dadurch und einige andere, die unten vorkommen wer-

den, Hr. Prof. Büsch nunmehr zwey und dreyßig Jahre nach dem Zeitpunct, da er Grund hatte zu fürchten, daß aller Gebrauch seiner Augen aufhören und er im Mittage seines Lebens erblinden würde, noch immer sieht und lieset und schreibt. Auch ergibt sich hieraus die Stellung der Betten. Das freye Tageslicht, und noch viel weniger das volle oder reflectirte Sonnenlicht sollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn selbst wenn es, ihm unbewußt, während des Schlafes auf die Augenlieder fällt, so kann dieses, zumahl, wenn er bereits schwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beschwerden verursachen. Hierauf hat man besonders auf Reisen zu sehen, und wenn man des Abends spät ankömmt, die Lage der Fenster und die Beschaffenheit der Bettvorhänge zu un-

tersuchen, damit man nicht auf eine unangenehme Weise des Morgens vom Tage oder gar von der Sonne überfallen werde. Im Wagen, wo die hellen Fenster sehr stark gegen das Uebrige abstechen, ist ein doppelter oder dreyfach zusammen genähter, grüner Flor für empfindliche Augen das beste Hülfsmittel, denn die Läden hemmen den Umlauf der reinen Luft, und die feinsten Vorhänge die Aussicht, die, zumahl auf entfernte Gegenstände, dem Auge in vieler Rücksicht so wohlthätig ist. Einfache Flöre, dergleichen die Damen tragen, um dadurch zu sehen, und gesehen zu werden, sind zu dünne, und wenn sie geblümt sind, noch eher schädlich. Aus dieser ersten Regel überall nach gleichförmigem Lichte zu trachten, ergibt sich auch die Beschaffenheit der Schirme. Man gibt dem schwachen Auge gern einen

Schutz von oben, dieses ist sehr recht gethan, sagt Hr. Prof. Büsch, in so fern dadurch das helle von oben einfallende Tageslicht von dem Auge abgehalten wird. Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die untere Hälfte des Auges, in welche das Licht von oben fällt, ganz in Schatten gesetzt, die obere Hälfte aber beständig durch das in dasselbe fallende Licht gereitzt wird. Dieß ist keinem Auge gut. Es muß ein sehr gesundes Auge seyn, das dabey lange aushält. Wie aber, wenn das Uebel gar mehr im obern Theile des Auges seinen Sitz hat? dann ist es gerade verkehrt gehandelt. Der gesundere Theil wird geschützt und der schwächere soll immerfort Dienste thun *). Ueberhaupt erfordert alle Erleichterung, die man dem Auge durch Dunkelheit ver-

*) A. a. O. S. 323.

schafft, viele Vorsicht. Alle am Tage selbst mit grünen Vorhängen erkünstelte Verdunkelung kann schädlich werden, theils weil sie nie so vollständig erhalten werden kann, daß nicht hier und da etwas durchschimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müssig oder unfähig ist sich zu bewegen, unmöglich lange darin aushalten wird. Die natürliche Dämmerung ist die beste, und man sollte den Genuß derselben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumahl da sie außerdem der Ueberlegung so sehr günstig ist. Schreiben oder lesen muß man in der Dämmerung nie. Es ist ein Verfahren, das, den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht ist. Der schnöde Gewinn an Oehl und Zeit geht tausendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man sich durch schwache Augen zuzieht. Ein Freund von

mir klagte mir eines Tages: er habe sonst so schön in der Dämmerung lesen können, jetzt könne er es nicht mehr, und fürchte, wenn es mit dieser Abnahme seines Gesichts so fort ginge, so würde er vor seinem vierzigsten Jahre blind werden. Ich sagte ihm, er habe freylich Recht, ich glaube auch, daß wenn es so fortginge, aber mit dem Lesen in der Dämmerung, so würde er blind werden. Er habe sehr richtig geschlossen, ob er gleich die Wirkung für die Ursache genommen habe, er könne nicht deßwegen, sagte ich, nicht mehr in der Dämmerung lesen, weil sein Gesicht im Abnehmen sey, sondern es nähme ab, weil er immer noch in der Dämmerung lesen wolle. Sein Fehlschluß, so sehr er auch sonst Fehlschlüsse hassete, machte ihm dieses Mahl keine geringe Freude. Er unterließ das

Lesen in der Dämmerung, und sein Gesicht nahm so wenig ab, daß ich diese Geschichte auch mit deßwegen hierher setze, um ihm, der diese Zeilen in diesem kleinen Druck, jetzt in seinem funfzigsten Jahre gewiß (vielleicht gar einmahl aus Muthwillen in der Dämmerung) lesen wird, eine Freude in der Ferne zu machen. Es ist überhaupt ein sehr großer, wiewohl sehr gemeiner Irrthum, zu glauben, ein schwaches Licht sey den Augen günstig. Dem unbeschäftigten Auge wohl, das nicht sehen will, allein dem sehen wollenden ist es schlechtweg schädlich, und ein starkes zuträglicher. Daß hier die Rede nicht vom unmittelbaren Sonnenlichte, oder von weißen Gegenständen, als z. B. von Schnee zurückgeworfenem ist, versteht sich von selbst. Dieses kann freylich Entzündungen der Augen bewirken,

die nicht bloß Schwäche des Gesichts, sondern völlige unheilbare Blindheit in kurzer Zeit zur Folge haben können. Gegen einen solchen Mißbrauch des Lichts warnt aber auch die Natur gemeiniglich bald durch ihr gewöhnliches Mittel, den Schmerz, und das unerträgliche, was jene Empfindung begleitet. Was man gemeiniglich schädliches im starken Lichte zu finden glaubt, ist nicht so wohl dieses, als der Mangel an gleichförmiger Verbreitung desselben im Auge. Man kann am Tage ohne die mindeste Beschwerde Stunden lang in den Mond sehen, selbst wenn er hoch über dem Horizont steht, bey der Nacht geht dieses nicht an, ja man hat Beyspiele, daß Astronomen, die ihn des Nachts durch Ferngläser lange unverrückt und ohne gefärbte Gläser betrachtet haben, um ihr Auge gekommen sind. Dieses rührt daher:

Am Tage leuchtet nicht bloß der Mond, sondern auch alle Gegenstände umher, und selbst der benachbarte Himmel wirft blaues Licht zurück. Dadurch wird die Pupille gehörig verengert, überflüssiges Licht abgehalten, und überdieß der Boden des Auges mit gleichförmigem übermahlt. Hingegen bey der Nacht wirken die Gegenstände sehr ungleichförmig auf das Auge, und bringen daher in einander nahe liegenden Theilen desselben entgegengesetzte Wirkungen, theils gleichzeitige, theils successive hervor, welches immer eine Art von anfangs zwar vorübergehender, aber endlich mehr oder weniger anhaltender Zerrüttung ist, derjenigen analog, die plötzlicher Uebergang von Hitze zur Kälte dem Leibe verursacht. Man findet daher schon wirklich in obigem Fall einige Erleichterung, wenn man das Objectivglas erleuchtet, da doch nun gewiß noch mehr

Licht auf das Auge fällt, als vorher, da der Mond allein da war, allein es ist nun alles gleichförmiger, der Mond scheint nicht mehr an einem schwarzen, sondern an einem weißlichten Himmel zu stehen. So würde das Blatt, worauf ich schreibe, das mir mit so sanftem Licht zu leuchten scheint, unerträglich zu glühen scheinen, wenn es dieses erborgte Licht des Nachts in einem übrigens dunkeln Zimmer, als sein eigenes zurückwürfe. Ich würde glauben auf weißglühendes Blech zu schreiben, und mit der Federspitze einzelne Stellen abzulöschen. — Also, wenn es dann doch einmahl bey Licht gelesen oder geschrieben seyn soll, so ist es immer besser zwey oder drey Lichter zu gebrauchen, als ein einziges, nur muß die Flamme selbst mit so wenigem Aufwand von Schatten verdeckt werden, als es die

Digitized by Google

Umstände verstatten. Hr. Prof. Büsch hält zu dieser Absicht die kleinen Taschenschirme aus Taffet für die bequemsten und besten, deren Mangel man auch ebenfalls mit einer Karte ersetzt, die man vermittelst einer Haarnadel befestigt. Die Lampen mit Schirmen, die, wie die Segnerschen und andere ähnliche, das ganze Zimmer verfinstern, bis auf die Stelle da man lieset, müssen bey fortgesetztem Gebrauch nothwendig das beste Gesicht durch eben diese ungleiche Vertheilung des Lichts schwächen, da bey jedem Umhersehen, das Auge die Veränderung erleidet, von der wir oben geredet haben, und auch selbst in dem Falle, da man nicht umhersieht, jene ungleiche Erleuchtung des Inneren des Auges bewirkt, die so schädlich ist. Schade, daß die vortreffliche Lampe des Argand, die sonst in

aller andern Rücksicht eine der schönsten Erfindungen ist, auch diesen Fehler hat. Der Erfinder hat zwar einigermaßen dieser übeln Wirkung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er die Schirmstürze aus dickem, weißem Papier macht, wodurch das Licht mehr durch die Stube vertheilt wird, und freylich nicht so schädlich als ein undurchsichtiger Schirm, oder als der Anblick der Flamme selbst wird, aber doch noch immer zu abstechend gegen das übrige Licht des Zimmers, weil die Lichtflamme bey dieser Lampe so äußerst lebhaft ist. Auch hat man den Rauchfang aus gefärbtem Glas gemacht, dadurch wird aber ein Theil der Absicht dieser Lampe verfehlt, nähmlich die große Helle. Daß Schirme, die man über den Kopf stürzt, das Licht im Auge ebenfalls ungleichförmig vertheilen, ist schon oben erinnert worden. —

Der zweyte Hauptrath ist: Man muß den Augen nie mehr anmuthen, als sie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beschäftigungen so viel möglich, nach dem Zustande der Augen wählen *). Man muß also, so viel als möglich, alle lange anhaltende Anstrengung der Augen vermeiden, und in den Beschäftigungen abwechseln. Zum Glück werden die von Nerven herrührenden Augenschwächen gewöhnlich solchen Menschen zu Theil, die dieses noch können, und seltener Leuten, die in körperlichen oder in leichtern Handarbeiten sich anhaltend beschäftigen. Hr. Prof. Büsch enthält sich seit vielen Jahren alles anhaltenden Lesens bey Licht, und wählte dafür lieber das Schreiben, weil er dann seinen Augen noch durch den Gebrauch des blauen Papiers zu Hülfe kom-

*) Büsch a. a. O. S. 333.

men kann. Weil mir aber, setzt er hinzu, meine gesetzten Arbeiten nicht Beschäftigung genug gegeben hätten, so mußte ich mich nach andern Gegenständen umsehen. Kurz, dieser Umstand insonderheit habe ihn erst spät zum Schriftsteller, und nun beynahe zum Vielschreiber gemacht." Mancher Ausländer wegen (denn der Almanach wird übersetzt,) muß ich hinzusetzen, — und zwar zu einem, der der Nation Ehre macht. So viel Trost diese Geschichte dem Denker gewähren wird, der aus sich selbst schöpfen kann, so wenig tröstliches enthält sie für den Compilator, der seine Bibliothek oder gar die öffentliche mit zu seinem Kopf rechnet, und bey welchem sich besinnen nachschlagen heißt. Doch diese gehören mit unter die subtilen Handarbeiter, von denen wir so eben gesagt haben, daß sie nicht so leicht

mit dieser Krankheit befallen werden. Wer sich vorlesen lassen und dictiren kann, kann sich freylich große Erleichterung verschaffen, und allen anstrengenden Gebrauch der Augen bloß auf den Tag versparen, mit sehr großem Gewinn für dieselben.

Dritter Rath: Man beschäftige seine Augen in freyen Stunden, so viel als möglich in freyer Luft und im Sehen in die Ferne *), man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht. Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen, durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazierengehen haben ihn auch in dieser Rücksicht. Von allen aber ist dieses der Hauptvortheil, den sie dem schwachen Auge verschaffen, daß dasselbe mit einer Menge von Gegenständen beschäftigt wird,

*) Ebendaselbst S. 336.

deren keiner das Auge lange auf sich zieht, und die in der Entfernung, worin man sie sieht, demselben ein hinlänglich sanftes Licht zusenden.

Zum Trost bey anhaltender Augenschwäche dient die Bemerkung, daß sie sich selten mit völliger Blindheit endigt, zumahl wenn man sich der erwähnten Vorsicht bedient, und man lasse sich daher nicht gleich durch Oculisten schrecken. Es gibt unter ihnen sehr seltsame Menschen, die alle die prachtvolle Windigkeit des Ritter Taylor ohne seine Geschicklichkeit besitzen. Ich kann hier aus eigener Erfahrung reden, und ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, einem Manne ein kleines Denkmahl zu stiften, das ich ihm schon längst zugedacht habe, ohne die Gelegenheit dazu finden zu können. Dieser Mann ist der berühmte Oculist Wenzel

der Vater in London. Wer ihn noch nicht kennt, kann die kurze aber brillante Geschichte seines eigenen Werthes, mit stehenbleibenden Schriften gedruckt in jedem englischen Morning paper lesen. Wenn schon die Gleichzeitigkeit einem Geschichtschreiber so vielen Credit gibt, so kann man leicht denken, was gar diese Geschichte seyn müsse, da er selbst der Verfasser davon ist. Zu diesem wackern Landsmanne verfügte ich mich im Jahr 1775, da sich ein Zufall an einem meiner Augen zeigte, der einigen meiner Freunde und besonders mir sehr bedenklich schien. Er wohnte in einer der ersten Straßen Londons, in Pall-Mall, da wo nachher auch Graham seine himmlische Bettlade aufschlug. Bey dem Eintritt in das Haus, wurde ich von einem Paar Bedienten oder Lehrlingen, denn sie hatten in ihrem

Betragen etwas von beyden, mit den Augen gemessen und gewogen, vermuthlich zu erforschen, ob ich ein solventer oder ein gratis Patient sey, denn in meinem Anzug mochten sie wohl auch so etwas von beydem entdeckt haben. So kam ich endlich vor Hrn. Wenzel, der mit jemanden in der Stube ein sehr breites Englisch sprach. Ich fragte ihn auf die bescheidenste Weise von der Welt auf Englisch, ob ich wohl Deutsch mit ihm reden könne, denn es gibt in England Deutsche die es nicht gern Wort haben wollen, daß sie es sind. O, sagte er, sprechen Sie mit mir, was für eine Sprache Sie wollen. Dieses gab mir eine sehr hohe Idee von den Sprachkenntnissen dieses Mannes; ich klagte ihm also mein Anliegen deutsch. Er ließ mich niedersitzen, besah mein Auge mit sehr bedeutendem, liebreichem Kopf-

schütteln, und auf die Frage: was er von dem Umstand hielte, sagte er: Sie werden blind. — Können Sie mir aber wohl helfen? — O ja — und was muß ich Ihnen dafür bezahlen? — Zehn Guineen, war die Antwort, ich gebe ihnen etwas in einem weiten Glase, da halten sie das Auge des Tages etliche Mahl hinein u. s. w. Ein feiner Charlatan, war denn doch der Mann nicht. Er hätte mich bloß niederschlagen sollen, allein der unanständige decisive Ton seiner Worte richtete mich mehr auf als mich ihre Bedeutung niederschlug, und ich sah auf einmahl wen ich vor mir hatte, bezahlte ihm eine halbe Guinee für die gemachte Freude, und ging nach der Straßenthür zu, wohin er mich mit bezahlter Höflichkeit unter vielen Bücklingen begleitete. Vollkommen tröstlich

für mich war indessen diese Unterredung im Ganzen nicht, denn ich hörte nachher von Wenzels Talenten wenigstens nicht immer schlecht sprechen. Indessen nahm nun bald meine Geschichte eine andere Wendung. Auch hier muß ich ein Paar Männer nennen, nicht um ihnen ein Denkmahl zu stiften, denn dieses haben sie, die sehr weit über alles Lob, das ich ihnen ertheilen könnte, erhaben sind, selbst längst gethan. Ich sprach nähmlich von meinem Zufall an einem hohen Orte. Die Folge war, daß der Königliche Wundarzt Hawkins zu mir kam. Bey seinem Eintritt in die Stube war es als gingen Zutrauen und Hülfe vor ihm her, mit so liebreichem Ernst nahte er sich mir. Er sah mir lange in das Auge, aber ohne Kopfschütteln, gab mir alsdann die Hand, und sagte mit unbeschreiblich sanftem Ton,

den ich noch immer höre: Seyn Sie ganz ohne Sorgen, Sie haben nichts zu befürchten, und verordnete mir ein sehr leichtes Mittel, das mir ein Paar Groschen kostete. Als ich bald darauf nach Göttingen kam, fing ich doch wieder an zu sorgen, denn die Augenkranken sind gar vorsichtige Menschen, und fragte unsern jetzigen Hrn. Leibarzt Richter. Hier erhielt ich dieselbe herzliche Versicherung mit denselben Mitteln, und seit der Zeit hat das Uebel, das doch schon zu dem Grade angewachsen war, daß es die Hornhaut durch Andruck etwas verstellte, und ich wirklich mit diesem Auge doppelt sah, nicht allein nicht zugenommen, sondern ist so völlig verschwunden, daß ich noch kaum im Vergrößerungsspiegel die Spur davon finde. Dieses zeigt wie man die Augen-

ärzte wählen müsse deutlich. Die Regel gilt auch bey der Wahl der Aerzte überhaupt. — Ehe ich nun zu den Hülfsmitteln schreite, die das Gesicht von Gläsern hoffen kann, und der dabey nöthigen Vorsicht, so schreibe ich Hrn. Adams, einem erfahrnen, vorsichtigen Manne ein äußeres Mittel nach, das allemahl ohne Schaden, und oft mit Vortheil gebraucht worden ist, wo sich eine Schwäche der Augen früher als man vom Alter des Patienten erwarten sollte, einstellt, und wovon auch sonst keine in die Augen fallende Ursache vorhanden ist: Zu einem halben Quartier Branntwein thut man zwey Unzen Rosmarinblätter in eine schwarze Flasche, und schüttelt alles drey Tage hinter einander etliche Mahl des Tages durcheinander, läßt es drey Tage stehen, und seiht es alsdann durch. Von

dem Klaren dieses Aufgusses mischt man sodann einen Theelöffel voll mit vier Theelöffeln voll warmen Wassers, und wäscht damit beym Schlafengehen die Augen so, daß man die Augenlieder jedes Mahl in eine solche Bewegung setzt, daß dabey etwas von dem Aufguß zwischen das Augenlied und den Augapfel kömmt. Nach und nach kann man immer weniger Wasser nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beschließt. —

Allein aller Mühe und Vorsicht ungeachtet, wird oft das Auge schwächer so wie die Stärke der körperlichen Hülle zu sinken anfängt, oder leidet wenigstens Veränderungen die eine Beyhülfe nöthig machen. Doch ist dieses nicht immer eine nothwendige Folge des Alters, ob es gleich eine sehr gewöhnliche ist. Hr. Prof. Büsch redet von einer Frau, die

Digitized by Google

als er seinen Aufsatz schrieb, noch in Hamburg lebte, die in ihrem hundert und zehnten Jahre noch eines vollkommenen Gesichts genießt; und ähnliche Beyspiele gibt es im siebenzigsten und achtzigsten Jahre gewiß unzählige, und würden gewiß noch häufiger seyn, wenn man von den Jahren des reisenden Verstandes an eine gehörige Gesichtsöconomie bey sich eingeführt hätte. Ist es aber nun einmahl nicht anders, stellen sich die Folgen des Alters beym Gesicht ein, so affectire man nicht lange eine Kraft, die einem nicht mehr natürlich ist. Durch Affectation von Kraft in gewissen Jahren geht nicht selten auch noch der Theil derselben verloren, den man noch hat, ohne daß man sonst etwas dabey gewönne. Daher sind auch die geraden offenherzigen Leute, die nicht um ein Haar stärker oder

jünger oder gesünder seyn wollen als sie sind, diejenigen die am längsten aushalten. So empfängt auch hier die Tugend ihren Lohn durch sich selbst.

Man kann überzeugt seyn, daß dieser Fehler der Augen eintreten werde, oder bereits eingetreten sey, wenn man 1) genöthigt ist, um kleine Gegenstände deutlich zu sehen, sie in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten. 2) Wenn man des Abends mehr Licht nöthig hat als sonst, und z. B. um deutlich zu sehen die Kerze zwischen den Gegenstand und das Auge bringen muß. Ein in aller Rücksicht äußerst schädliches Verfahren, wenn damit angehalten wird. 3) Wenn ein naher Gegenstand, den man mit Aufmerksamkeit betrachten will, sich zu verwirren und wie mit einem Nebel zu überziehen anfängt. 4) Wenn die Buchstaben

beym Lesen zuweilen in einander zu fließen und doppelt und dreyfach zu seyn scheinen. 5) Wenn die Augen nach einer mäßigen Anstrengung gleich so sehr ermüden, daß man genöthigt ist zur Erhohlung auf andere Gegenstände zu sehen. Bemerkt man einen oder mehrere von diesen Umständen, so ist es Zeit sich nach Gläsern umzusehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen können, die sonst durch unnütze Anstrengung deutlich zu sehen, noch mehr verdorben werden würden. In diesem Verstande können die Brillen wirklich Conservirgläser werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie sehr gewöhnlich geschieht, daß es Gläser gebe, die ein noch völlig gesundes Gesicht zu conserviren dienen. Brillen sind Krücken, und Conservirkrücken für gesunde Beine

gibt es nicht und braucht man nicht. Je eher man dazu thut, desto besser. Jeder Aufschub verschlimmert die Sache. Adams führt einen Fall an, da eine Dame aus falscher Scham, den Gebrauch der Brillen so lange aufschob, daß man ihr am Ende nur noch mit Gläsern von solcher Dicke und Brennweite, dergleichen man am Staar operirten Personen zu geben pflegt, eine leidliche Hülfe verschaffen konnte; da hingegen Personen, die bey Zeiten Gläser von großen Brennweiten gebrauchten, öfters im Stande gewesen sind, ihre Brillen bey Seite zu legen und mit den bloßen Augen zu sehen. Man sey daher bey der Wahl, zumahl der ersten Brillen, sehr auf seiner Huth, und wende sich an erfahrene Leute. Man wähle keine starke Vergrößerer, sondern nur solche, durch welche man mit Leichtigkeit

in eben der Entfernung lesen kann, in welcher man sonst mit Bequemlichkeit ohne Brillen zu lesen pflegte. Wird freylich das Auge noch flacher, so muß man stärkere Vergrößerer suchen, aber sich immer hüthen, nicht plötzlich zu weit zu gehen. Eine gute Probe, daß man zu weit gegangen und seine Brillen zu stark gewählt habe, ist, wenn man das Buch näher ans Auge bringen muß, als sonst Personen von gesunden Augen zu thun pflegen, nähmlich näher als neun bis acht Zolle. Zuweilen ereignet es sich, daß Personen, die am Tage gut und bequem durch die Brille lesen können, bey Licht aber nicht, wenigstens nicht ohne beschwerliche Anstrengung; diese werden wohl thun, wenn sie sich eine etwas mehr vergrößernde anschaffen, die sie nur bey Licht gebrauchen. Man hüthe sich vor den

so genannten Brillen mit Bedeckungen oder Blendungen, die die Engländer visual spectacles nennen, deren Gläser, von geringer Apertur mit sehr breiten schwarzen Ringen, gewöhnlich aus Horn eingefaßt sind. Ein unwissender Mann hat ihnen aus einem mißverstandenen Principio diese Einrichtung gegeben, die bey Fernröhren nöthig, hier aber nicht bloß unnütz sondern schädlich ist, eben wegen dieser starken und nahen Schatten, und weil bey etwas langen Zeilen der ganze Kopf in Bewegung gesetzt werden muß. Eben so unnütz und schädlich, wiewohl nicht in ganz so hohem Grade, sind die grünen Brillen. Hr. Prof. Büsch sowohl als Adams sprechen aus Erfahrung stark dagegen. Das Grüne ist allerdings eine sanfte und angenehme Farbe, aber nicht die Farben der Gegenstände,

die man durch grüne Brillen ansieht. Sie geben allen Farben, das Weiße und Grüne ausgenommen, ein unangenehmes und schmieriges Ansehen, und werden sie abgenommen, welches der Fernsichtige bey fernen Gegenständen thut, so erhalten die Gegenstände ein blendendes, anfangs sogar röthliches, Ansehen, welches den Augen schadet. Auch in dieser Erfindung also ist mehr guter Wille als Verstand. Die Furcht und Scham alt zu scheinen, denen wir den ganzen zweyten Theil der cosmetischen Kunst zu danken haben, haben ebenfalls an den Krücken gekünstelt, wodurch sich das alternde Gesicht forthelfen muß, oder ihnen wenigstens das Ansehen von einem Spazierstock zu geben gesucht, den man mehr aus Laune als Noth gewählt hätte. Sie haben nähmlich das Auge zu bewaffnen gesucht ohne die Nase

zur Waffenträgerinn zu machen, und die sogenannten Lesegläser erfunden, die man in der Hand hält. Die Absicht dieser Gläser soll seyn, sich bey der Fernsichtigkeit des Alters noch ein Ansehen von Jugend zu geben; dann soll die Würde des Gesichts nicht so sehr darunter leiden, und endlich auch die Nase nicht gemißbraucht werden, und den guten Ton nicht verlieren. Der erste Vortheil ist gewiß sehr gesucht, und würde wegfallen, so bald man dergleichen Gläser nur bey Alten sähe. Was den zweyten Vortheil betrifft, so ist zwar nicht zu läugnen, daß zu allen Zeiten und bey allen Völkern, die meisten Handlungen, worin sich die Nase entweder von selbst mischt, oder in welche sie mit Gewalt gezogen wird, so bald sie nicht mit zu den Geruchsgeschäften gehören, ein etwas lächerliches An-

sehen gewinnen. Dahin gehört z. B. das Tragen großer Warzen darauf, die gar für die Nase nicht gehören; das Umschlagen von Blättern in Büchern, das Auffangen und Pariren von Schlägen, denen sie nicht gewachsen ist, oder wenn sie sich gar zum Zügel oder zur Handhabe gebrauchen läßt, ihren Besitzer daran herum zu führen. Allein nichts, was die Nase zu Unterstützung der Augen thut, hat sie je lächerlich gemacht, wegen der bekannten Verwandtschaft die zwischen beyden Statt findet. Es ist nähmlich bekannt, daß beyde schon in der frühesten Jugend gemeiniglich zugleich weinen, ja daß selbst im Alter die Augen noch übergehen, wenn die Nase gereitzt wird, und daß sie nicht selten zu gleicher Zeit roth werden. Den guten Ton wird sie ebenfalls nicht verlieren, wenn die Dienstfertige nicht zu

sehr geklemmt wird, und etwas Unterstützung durch Bügel an den Schläfen erhält, und, was hier wohl bemerkt zu werden verdient, so hat es Leute gegeben, die diese im Dienst veränderte Sprache für schön gehalten haben, zumahl wann sie sich nicht so wohl dem näselnden Clarinettenton, als vielmehr der vornehmen, halb erstickten Schnupftabakssprache nähert, die das m fast wie b ausspricht. Doch genug mit dieser Art zu widerlegen und von solchen Argumenten. — Die Lesegläser sind schädlich und unnütz, 1) weil sie ihrer Natur nach nicht fest gehalten werden können, und also folglich das Auge immer andere Stellungen erfordert und auch annimmt, wodurch es ermüdet und geschwächt wird, daher solche Personen öfters sich genöthigt sehen zu Brillen überzugehen, wenn es fast zu spät ist.

2) Weil das von ihrer Oberfläche zurückgeworfene Licht bey mancher Gelegenheit stark blendet und verwirrt, und dadurch das Uebel vermehrt; und 3) weil sie beym Schreiben und vielen andern Verrichtungen nicht zu gebrauchen sind. Personen, die in ihren besten Jahren kurzsichtig gewesen sind, bedürfen im Alter der Brillen selten oder gar nicht, weil ihr Auge zu viel Convexität hatte, die sich nun verliert, aber nicht immer zu dem Grade, daß sie convexer Brillen bedürften. Die Menge rechnet ihnen dieses zur Glückseligkeit, daß sie im späten Alter ohne Brillen lesen können, das heißt, nicht nöthig haben einen halben Gulden für ein Paar Gläser hinzugeben, dafür sie denn die ganze übrige Lebenszeit für die Schönheit der Natur im Großen blind waren, und nie den entzückenden Anblick einer schönen

Gegend genossen haben. — Die Kurzsichtigen müssen sich bey der Wahl ihrer Brillen eben der Vorsicht bedienen, deren wir oben Erwähnung gethan haben, nähmlich ihre Gläser nicht gleich allzu hohl wählen, und würden wohl thun sich bey Zeiten der Brillen von solcher Concavität zu bedienen, die ihnen verstattet das Buch acht bis zehn Zoll vom Auge zu halten, anstatt es dem bloßen Auge immer näher zu bringen, und dadurch den Fehler immer mehr zu verschlimmern.

Noch muß ich denjenigen zum Trost erinnern, die von den kleinen schwarzen vor den Augen schweben zu scheinenden Flecken geschreckt werden, welche die Franzosen mouches volantes nennen, daß sie wenig zu bedeuten haben. Ich kann hierin Hrn. Prof. Büsch's Erfahrung auch noch die meinige beyfügen.

Als ich mich im Jahr 1769 und 1770 sehr mit mikroscopischen Beobachtungen abgab, bemerkte ich ihrer mehrere, zumahl im rechten Auge, nicht als wenn ich sie mir durch das Mikroscop zugezogen hätte, sondern weil die Lage des Auges, bey dem zusammengesetzten Mikroscop, da bey dem abwärts Sehen die Achse desselben fast vertical zu stehen kommt, ihrer Beobachtung sehr günstig ist. Ich wurde dadurch beängstigt, zeichnete die Figur von einigen, um ihren Wachsthum oder Abnahme zu bemerken, fing aber endlich an mich nicht weiter mehr um sie zu bekümmern, welches gegen viele Uebel in der Welt, wo nicht ein treffliches Mittel selbst, doch gewiß eine große nothwendige Unterstützung dabey ist, und fand nach fünf, sechs Jahren unvermuthet, daß die Flecken alle verschwunden waren. —

Außer den oben erwähnten Ursachen von Augenschwächen gibt es freylich auch noch andere, deren Hebung für den Arzt allein gehört. Aber die Schwäche entstehe woher sie wolle, so wird allemahl die oben erwähnte Oeconomie beym Geschäfte des Sehens nöthig seyn, und jede Verabsäumung derselben die Sache verschlimmern.

3.

Wohlfeiles Mittel, sich in Sommern, da das Eis rar ist, kühles Getränk und Gefrornes zu verschaffen.

Der sehr gelinde Winter von $\frac{1789}{1790}$, da die Eiskeller leer stehen blieben, hat der leckerhaften Ueppigkeit noch selbst die warmen Tage des Junius 1790 nicht wenig dadurch verleidet, daß er ihr die kleine Zufuhr von künstlicher Kühlung auf dem gewöhnlichen Wege gänzlich abgeschnitten hat. Sie hat daher in dieser Noth auf neue denken müssen, und sich aus den großen und ewigen Eisniederlagen der nördlichen Gegenden auf Schiffen Eis geholt, so wie man zum entgegen gesetzten

Zweck Brennholz hohlt. Da aber diese Waare, zumahl an heißen Sommertagen, beym Transport leicht verdirbt, und zu Wasser wird, so konnten nur See- oder nahe dabey liegende Städte dieser Wohlthat theilhaftig werden, indessen die inländische Armuth an Höfen und in Klöstern schmachten mußte, wovon sich die Beyspiele fast nicht ohne Rührung lesen lassen. Diesen also, und vielleicht auch mit unter noch manchem andern braven Manne, wird nachstehender Unterricht erwünscht kommen, ob er gleich leider! für dieses Jahr wenigstens etwas zu spät kömmt, da, wenn das Taschenbüchelchen ausgegeben werden wird, das Gefrorne und die kühlen Getränke bereits auf allen Straßen, zumahl des Morgens, wieder zu haben seyn möchten. — Wir haben im Kalender vom vorigen Jahre angemerkt,

daß Hr. Walker, ein Apotheker in Oxford, sogar im April das Quecksilber gefrieren gemacht habe. Dieses Mittel aber, wodurch man also auch leicht jede Art von Confect würde gefrieren machen können, ist nicht allein sehr kostbar, denn dieses wäre für die Armuth an Höfen und Klöstern eine Kleinigkeit, sondern es werden dazu auch Dinge gebraucht, wie z. B. die rauchende Salpetersäure und andere Säuren und Salze, die mit Recht von allem, was auf die Tafel kommen soll, entfernt gehalten werden müssen, indem sie zum Theil schon auf eine beträchtliche Entfernung wo nicht der Gesundheit, doch, was mehr werth ist als alle Gesundheit, dem Wohlgeschmack nachtheilig seyn können. Wohlfeiler und ganz unschädlich ist folgendes, von eben diesem Hrn. Walker angegebenes Verfahren

Kälte hervor zu bringen. Man nimmt von gutem, reinen, fein pulverisirten und höchst trockenen Salpeter und Salmiak, etwa ein Pfund von jedem, und schüttet dieses an dem kühlsten Ort im Hause (denn jede Kühle, die man den Ingredienzen sowohl als der nöthigen Geräthschaft vorläufig geben kann, ist barer Gewinn für das Gefriermittel) in einen Eimer mit so vielem Wasser als nöthig ist, diese Salze beynahe völlig aufzulösen. Durch allmähliches Hinzugießen wird dieses am sichersten ausgefunden. Sobald die Masse anfängt dünne zu werden, oder auch schon vorher setzt man das blecherne Gefäß, worin z. B. der Creme ist, der gefrieren soll, hinein, und rührt beydes das Gefriermittel und den Confect, letzteren aber nur sanft, damit sich die Ingredienzen nicht setzen, um,

und wartet das Gefrieren ruhig ab. Sollte man am Thermometer, welches hierbey nöthig ist, finden, daß das Gefriermittel schon wieder wärmer zu werden anfinge, noch ehe der Confect die gehörige Consistenz hat, so kann man mit einem Heber etwas von dem Gefriermittel abzapfen und frisches Wasser, Salmiak und Salpeter hinzuthun u. s. w. In jedem Sommer läßt sich in jeder Stunde des Tages aus einem mittelmäßig tiefen Brunnen Wasser zu 10 oder 10½ Reaum. Graden, aus guten wohl zu 9 Graden erhalten, die es in einem guten Keller auch lange behält. Hat man nun dem Salze sowohl, als dem Eimer, dem Confect in seinem Gefäße, und dem hölzernen Instrumente, womit man umrührt, eben diese Temperatur gegeben: so erhält man durch jene Mischungen eine

Kälte von 9 Reaum. oder 20¼ Fahrenheitischen Graden unter dem Gefrierpunct des Wassers. Wenn man mehr anwenden will, so wird man seinen Zweck sicherer und schneller erreichen, wenn man den in verschlossenen blechernen Büchsen verwahrten Salzen, und selbst dem Wasser im Eimer, vorher durch ein gleiches Verfahren einen hohen Grad von Kälte und Kühle mittheilt, ehe man den Prozeß anfängt. Nur hat man allemahl vorzüglich darauf zu sehen, daß die Salze vollkommen trocken, sehr fein pulverisirt und gut durch einander gemischt seyen; feuchte Salze taugen gar nicht, weil sich bey ihnen der Prozeß schon angefangen hat, und gröblich gestoßene schmelzen nicht geschwind genug. Was dieses Verfahren wohlfeiler macht, als alle übrige, ist der Umstand, daß

man die Ingredienzen immer wieder gebrauchen kann, man darf nur das Wasser in den Gefäßen wieder abrauchen lassen, und dazu findet sich ja bey der Armuth, wo das Küchenfeuer mit vestalischer Sorgfalt gehüthet wird, immer Zeit und Gelegenheit, trocknet und pulverisirt sie wieder, da sie dann von neuen gebraucht werden können. Ich habe gesagt man solle den Confect in blechernen Gefäßen bereiten, diese haben nicht bloß in medicinischer, sondern auch in physischer Rücksicht einen Vorzug vor den *bleyernen*, d. i., die bleyernen sind nicht allein der Gesundheit und dem Wohlgeschmack nachtheilig, zumahl wenn vegetabilische Säuren mit in den Confect kommen sollten, sondern Bley leitet auch die Wärme unter allen Metallen am schlechtesten, wozu noch kommt, daß das Bley wegen seiner Biegsamkeit immer

verhältnißmäßig sehr dick genommen werden muß, welches ebenfalls den Uebergang der Wärme aus dem Confect in das Gefriermittel hindert. Ich weiß wohl daß man die bleyernen Gefäße hauptsächlich deßwegen wählt, weil sie fest und gut für die übrige Operation im Eimer stehen, allein dieser Vortheil läßt sich ja leicht auch bey den blechernen dadurch erhalten, daß man ihnen einen starken bleyernen Boden von außen anlöthet.

4.

Bedlam
für Meinungen und Erfindungen.

Bedlam heißt bekanntlich ein ansehnliches Gebäude am nordöstlichen Ende der Stadt London, in welchem man Menschen eine kleine Wohnung anzuweisen pflegt, die sich beym Denken zwar an die in der Welt recipirten Schlußformen halten, aber in den Vordersätzen ihrer Schlüsse gemeiniglich Behauptungen als unumstößlich aufstellen, welche eine sehr beträchtliche Majorität in allen fünf Welttheilen schlechterdings nicht als wahr anerkennen will und kann. Es ist kaum zu glauben was diese Anstalt der menschlichen Gesellschaft für Vortheil gewährt. Denn da ohnehin die Ideenfriction

selbst unter jener Majorität schon groß genug ist, so würde unstreitig alles entweder stocken oder brechen müssen, wenn man der Minorität nicht einen eigenen kleinen Tummelplatz für ihren Ideengang einräumte, wo sie machen können was sie wollen. Unsere Leser werden es uns also nicht verargen, wenn wir künftig in unserm Kalender unter obigem Aushänge=Schild eine kleine Nebenabtheilung anbringen, worin wir solche neue Meinungen und Erfindungen aufnehmen, die das Unglück haben sich in einem ähnlichen Zustand mit jenen armen Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu befinden. Schande kann dieses unserm Kalender so wenig machen, als jenes Gebäude der Stadt London, welches vielmehr unter die weisesten Anstalten derselben von allen denen gezählt wird, die

nicht darin sitzen. Bey der Aufnahme haben wir uns folgende Gesetze als unverbrüchlich vorgeschrieben, mit der Versicherung, daß wenn uns jemand überführt, daß wir auf die entfernteste Weise dawider gehandelt haben, wir im folgenden Jahre diese unsere ganze Idee, mit allem was dazu gehört, selbst hineinsperren wollen. Diese Gesetze sind folgende:

1) Kein Subject aufzunehmen, das nicht nach dem einstimmigen Urtheil der weisesten unter den Menschen für toll und thöricht anzusehen ist, also vorzüglich solche, die sich z. B. gröblich gegen die ewigen Gesetze des Einmahl Eins und Euclids vergangen haben.
2) Eben so wie zu Bedlam, die Subjecte mit der größten Sanftmuth zu behandeln, und wo möglich die Peitsche gar nicht zu gebrauchen, ja sogar,

wenn uns etwa, was dem Weisesten bey solchen Gelegenheiten in manchen Fällen begegnen kann, ein unwillkürliches Lächeln anwandeln sollte, die Hand sorgfältig vor den Mund zu halten.

3) Soll durchaus die größte Toleranz Statt finden; man wird Meinungen von allen Nationen und allen Religionsverwandten aufnehmen, selbst die von Juden nicht ausgeschlossen.

4) Geschieht die Aufnahme gratis, und jeder der einen Gedanken kennt, er mag ihn selbst gehabt haben oder nicht, der sich hierzu qualificirt, kann auf unsere Unterstützung rechnen, falls nur jedes Mahl für freyen Transport nach Ort und Stelle gesorgt wird. Dabey wird aber ausdrücklich ausbedungen, daß das aufzunehmende Subject schlech-

terdings nicht alt, sondern eine Geburt unsers aufgeklärten Zeitalters seyn müsse. Folgendes ist eine kurze Nachricht von den bereits in unserer Anstalt Aufgenommenen:

Es thut uns leid zu sagen: daß gleich beym Eingang in Nro. 1. der Vorschlag eines französischen Abbe's, Nahmens Perisset, sitzt, den er im vorigen Jahr der Nationalversammlung und zwar im Druck übergeben hat. Es ist nähmlich bekannt, daß diese Versammlung sich auch unter andern mit Regulirung des Fußmaßes abgibt, und die Gelehrten zu Vorschlägen dazu aufgefordert hat, und da hatte der Abbé den betrübten Einfall: zum Fußmaße die Distanz zweyer Sterne vorzuschlagen, die genau einen Grad von einander entfernt stünden, wodurch also die Französ. Toise die

Länge eines mäßigen Kometenschwanzes von sechs Graden erhalten haben würde. Dieses traurige Geschöpf ist uns unmittelbar aus Paris zugekommen. Gegenüber in Nro. 2. liegen zwey völlig rasende Angriffe auf das Copernicanische System. Der eine ein Landsmann, der andere ein Engländer. Der erste ist unstreitig der tollste, ob er sich gleich ein ziemlich kluges Ansehen zu geben sucht, und sogar das Herz gehabt hat, sich in eines unserer besten Journale einzuschleichen. Er behauptet unter andern, daß die Luft die Ursache der Schwere sey. Da nun bekanntlich die Luft selbst schwer ist, ja da man, um die Gesetze der Schwere zu entdecken, zuweilen die Luft sorgfältig von den Körpern weggeschafft hat, so sieht man schon hieraus wes Geistes Kind er ist. Den Nahmen des Vaters ver=

schweigen wir aus landsmannschaftlicher Liebe noch zur Zeit. Der Engländer ist ein Werkchen unter dem Titel: Inquiry into the Copernican System by *John Cunningham*. Ob dieser *John Cunningham*, derselbe sey, der als americanischer Freybeuter im vorigen Kriege das englische Packet-Both unter dem Commando des Capt. Storey zwischen Helvoet und Harwich weggekapert hat, können wir nicht sagen, so viel ist aber gewiß, aus der Art zu disputiren, die in diesem Geistesproduct herrscht ist es uns wahrscheinlich. Leichte Einwürfe, die er sich macht, beantwortet er, so gut er kann, wenn ihm schwerere aufstoßen, so versichert er schlechtweg mit einem damn'em, es sey kein wahres Wort daran. Nachdem er auf diese Weise das Copernicanische System umgeworfen, etablirt

er das seinige, das darauf hinausläuft: daß Erde, Sonne und Mond eine emblematische Darstellung des großen Jehovah, nähmlich, Vaters, Sohn und Geistes und deren unüberschwenglichen Gnade sey.

In Nro. 3. sitzen zwey seltsame Früchtchen aus des Herrn *Jacques Henri Bernardin de St. Pierre* études de la Nature. Dieser St. Peter hat viel Lustiges, er ist aber nicht einmahl ein solcher Peter Newton, als Woolcot ein Peter Pindar. Er behauptet, die Ströme des Atlantischen Meeres und Ebbe und Fluth kämen von dem Eise an den Polen, und die Erde sey an den Polen nicht abgeplattet, sondern länglich. Was diese letztere Meinung, welcher ehedem sehr vortreffliche Männer aber durch unrichtige Messungen verleitet, beypflichteten, jetzt

eigentlich hierher bringt, ist, daß Hr. St. Pierre, nicht die Messungen in Zweifel zieht, sondern eben daraus, daß man die Grade gegen die Pole zu größer gefunden habe, folgert, die Erde gleiche nicht der Orange, sondern der Citrone. Dieses verstößt wider Euclid und Einmahl Eins. Das Buch hat in Frankreich drey Ausgaben erlebt. — In Nro. 4. haben wir Hrn. Carra's *Agent* eingesperrt. Dieses Agent ist äußerst gefällig, und übertrifft darin den Aether der Physiker bey weiten. Wir setzen den Charakter desselben mit des Vaters eigenen Worten her: C'est un fluide élémentaire, immatériel, insolide, indivisible, indissoluble, sans parties, sans forme et sans pesanteur et cependant compressible et élastique à l'extrême. Dieses Agent erklärt alles, was man will; wenn es uns

ter einer Form widerlegt ist, so zieht es sich einen Augenblick zurück und kömmt unter einer andern wieder. Es ist unüberwindlich, bloß weil es Alles ist; und weil es überall ist, so sitzt es auch hier in Nro. 4 — Nro. 5 enthält einen ansehnlichen aber sehr erbarmungswürdigen Patienten: Le Microscope moderne, pour débrouiller la nature par le filtre d'un nouvelle alembic chymique, ou l'on voit un nouveau Méchanisme universel par M. *Carles Rabiqueau* Avocat au Parlement, Ingenieur-Opticien du Roi etc. Hier ist die Sonne ein Hohlspiegel, von der vordern Seite erleuchtet (wodurch?) und von der hintern dunkel. Die erstere gibt den Tag, die letztere die Nacht. Die Erde ist nicht rund, sondern platt und ohne Gegenfüßler. Bloß der Akademie hat man ihre Run-

dung zu danken, und dieses aus keinem andern Grunde, als weil sie rund seyn muß. Daß die Sonne von ihrem Aufgange bis zum Niedergange einen Bogen beschreibt, ist bloß ein optischer Betrug, denn sie bewegt sich in einer geraden Linie: hieraus folgt, daß die Erde feststehet, und keine Gegenfüßler Statt finden. Der Mond und die Sterne sind keine Körper, sondern Blasen, (also wohl Geister wie die Seifenblasen auch) die in dem großen Destillirkolben der Welt unaufhörlich aufsteigen, und sich an dem innern Theile des Helms anhängen. Die Sonne läuft nicht um die Erde herum, sondern ungefähr 30 lieues über ihr weg. Geboren 1781. — In Nro. 6 sitzt wieder ein junger Carra (S. Nro. 4), der alle Wände mit einem Beweise beschmiert, daß die Erde inwendig Quecksilber enthalte, und

daß der Mond in $25\frac{1}{2}$ Tag um die Erde laufe, er beruft sich auf seine Nouveaux principes de Physique T. III. à Paris chez l'auteur etc. Promenaden durch solche Krankenstuben hält man nicht lange aus, also das weitere künftig.

5.

Von der Aeolus-Harfe.

Die Vorstellung von einer Folge harmonischer Töne, die ohne bestimmte Melodie sanft anschwellend, nach und nach wieder wie in der Ferne hinsterben, gleich den Bewegungen einer erquickenden Frühlingsluft, hat, ob ich gleich nie etwas von der Art gehört habe, doch immer viel reitzendes für meine Phantasie gehabt. Ich glaube, ich habe die erste Idee hiervon in den Jahren der Kindheit von dem singenden Baum in den tausend und einer Nacht aufgefangen. Dieser Baum, wenn ein Lüftchen seine Blätter bewegte, ließ entzückende Töne hören, die mit dem Winde sich hoben und sich mit ihm wieder

verloren. Eine Stelle in des phantasiereichen Zauberers, Spenser's Ruins of time, werde ich daher nicht müde zu lesen. Er sah Orpheus Harfe nach dem Himmel steigen, und hörte in diesem Fluge die Saiten von dem Winde gerührt himmlische Töne verbreiten. Ich setze sie ganz her:

I ſaw an harp ſtrung all with ſilver twine;
At length out of the river it was rear'd,
And borne about the clouds to be divined:
Whilſt all the way moſt heavenly noiſe was heard
Of the ſtrings ſtirred with the warbling wind

Nach allem was ich von der Aeolus-Harfe gehört und gelesen habe, ist durch

sie meine Vorstellung größtentheils realisirt, und was würde ein solches Instrument in Deutschland unter den Händen der Hrn. Chladni und Quandt nicht werden können? Ich theile deßwegen eine kurze Nachricht davon aus einem beträchtlichen Quartanten mit, der unter einer Menge gewagter und eccentrischer Ideen auf allen Seiten zeigt, daß es seinem würdigen Verfasser zwar hier und da gar sehr an erworbenen gründlichen Kenntnissen aber nicht an Kraft fehle. Es sind dieses die Physiological disquisitions or discourses on the natural philosophy of the elements, des Hrn. William Jones F. R. S., die zu London 1781 erschienen sind. Er führt obige Stelle aus dem Spenser an, und selbst eine aus dem Talmud (Berac Fol. 6), wo gesagt wird, daß die Harfe Davids um Mitternacht

wenn der Nordwind sie gerührt, geklungen habe, um damit seinen Aufsatz über die Aeolus-Harfe einzuleiten. Für den Erfinder der Aeolus-Harfe oder des Saiteninstrumentes, das dem Winde ausgesetzt, für sich zu tönen anfängt, wird gemeiniglich P. Kircher angegeben, der davon in s. Phonurgia S. 148 handelt. Indessen hat dieses Instrument seine Wiedererweckung in England weder dem P. Kircher, noch dem Verfasser des Werks on the Principles and power of Harmony, der davon redet, zu verdanken, sondern einem Dichter, der durch Harmonien einer andern Art unsterblich geworden ist, Popen. Als dieser nähmlich, während er den Homer übersetzte, öfters den Eustathius nachschlug, stieß er in diesem auf eine Stelle, worin gesagt wird, daß der Wind, wenn er auf ge-

spannte Saiten stieße, harmonische Töne erzeuge. Diese Idee wurde einem Herrn Oswald, einem Schottischen Virtuosen auf dem Violoncello und sehr geschickten Componisten im Schottischen Styl, mitgetheilt; dieser erzählte dem Hrn. Jones folgendes hierüber. Als er von Popens Entdeckung im Eusthathius gehört hatte, fing er sogleich an Versuche darüber anzustellen. Er nahm eine alte Laute, bezog sie, und setzte sie dem Winde in allen nur ersinnlichen Lagen aus, aber ohne Erfolg, und schon war er im Begriff, das Ganze als eine Fabel aufzugeben, als ihn ein glücklicher Zufall wieder darauf zurückbrachte. Ein Harfenspieler, der eine Harfe in einem Both auf der Themse bey sich hatte, bemerkte, daß bey einem Windstoß die Harfe plötzlich einige Töne in der Manier, die man nach eben diesem In=

strument, Harpeggio nennt, hören ließ. Der Mann erstaunte über den Zufall, machte ebenfalls viel Versuche eine gleiche Wirkung wieder zu erhalten, aber vergebens. Die schönen Töne waren dahin wie ein Traum. Indessen machte diese Erfahrung Hrn. Oswald wieder Muth mit seinen Versuchen fortzufahren. Nun kam ihm in den Sinn, daß vielleicht ein mehr beschränkter Luftstrom nöthig wäre den Effect hervorzubringen. Er nahm also seine alte Laute und legte sie an die Oeffnung eines nur etwas gelüfteten Aufschiebfensters (Sash window). In der Nacht erhob sich der Wind, und das Instrument tönte. Der Künstler hörte es, sprang aus dem Bette, merkte alle Umstände auf das genaueste an, und da er auf diese Weise den Grund entdeckt hatte, hauptsächlich, daß es auf den dünnen

aber breiten Luftstrom ankam, so fehlte auch der Effect in der Folge nie, und so war die Aeolus-Harfe wieder erfunden.

Nach dieser Vorstellung ist nun die Construction einer solchen Harfe leicht. Es wird ein schmaler, etwas hoher und langer Kasten von trocknem Tannenholze verfertigt, der unten einen Resonanzboden hat, auf diesem werden über zwey Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber liegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang (unisono), nicht allzu stark aufgespannt, eine der breiten Seiten läßt sich aufschieben, so daß man einen dünnen aber breiten Luftstrom quer auf die Saiten leiten kann. Um diesem den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an beyden Seiten noch Flügel hat, theils um

auch bey der Oeffnung desselben die Luft von den Seiten einzuschränken, und theils um den Deckel bey jedem Grade von Oeffnung durch Friction festzuhalten. So eingerichtet, wird das Instrument mit der Oeffnung am Schieber dem Winde ausgesetzt. Sobald nun dieser durchzieht, tönt das Instrument. Die tiefsten Töne sind die des obigen Einklangs, aber so wie sich der Wind mehr erhebt, so entwickelt sich eine Mannigfaltigkeit entzückender Töne, die alle Beschreibung übertrifft. Sie gleichen dem sanft anschwellenden und nach und nach wieder dahin sterbenden Gesang entfernter Chöre, und überhaupt mehr einem harmonischen Gaukelspiel ätherischer Wesen, als einem Werke menschlicher Kunst. Es ist hier der Ort nicht sich in eine Erzählung von Hrn. Jones Theorie hierüber einzulassen. Sie ist sehr

gewagt, und läuft kurz darauf hinaus, daß die Aeolus-Harfe das für die Töne sey, was das Prisma für die Farben ist. Außer diesem ersten Anschein von etwas wahrem hat der Gedanke aber auch nichts. Eine scharfe Prüfung hält er nicht aus, es ergeben sich zwar einige Aehnlichkeiten die etwas gefälliges haben, aber viel zu entfernt sind um etwas wahres und weiter führendes daraus herzuleiten. Schwer ist es allerdings zu erklären, wie eine einzige Saite, die man in der Aeolus-Harfe aufspannt, alle die harmonischen Töne, sieben oder acht an der Zahl, durchlaufen, und zuweilen mehrere derselben zu gleicher Zeit hören lassen könne, wie Hr. Jones bemerkt hat. Hr. Jones hat ein Modell eines solchen Instrumentes an die Herrn Longman und Broderip in Cheapside geschickt, und unter seiner

Aufsicht welche verfertigen lassen, wo sie also vermuthlich zu haben seyn werden. — Ich bin zu wenig mit der Geschichte der Musik und der musikalischen Instrumente bekannt, um zu wissen, ob man nicht schon versucht habe Saiteninstrumente zu blasen. So sonderbar der Gedanke von Anfang scheint, so sieht man doch bey der Aeolus-Harfe die Möglichkeit eines solchen Instrumentes ein, denn wenn der natürliche Wind Töne auf Saiten hervorbringt, und zwar solche anmuthige und sanfte, warum sollte der aus einem Blasebalg, wie bey der Orgel, es nicht auch können. Freylich mag wohl vieles von dem Reitz, dieses luftigen Harfenspiels, und was die Hörer mit so vieler Begeisterung davon reden macht, hauptsächlich mit in dem Umstand liegen, daß die Töne so ganz ohne alles Zuthun der

Kunst von selbst gleichsam entstehen, und dadurch unvermerkt die Seele auf höheres Zauberwerk leiten, unter dessen Einfluß sich gefühlvolle Menschen zur Erhöhung unschuldigen Vergnügens oft vorsetzlich und gern schmiegen, so sehr sich auch sonst ihre wachende Vernunft dagegen empören mag. — Zum Beschluß merke ich noch an, daß diese natürliche Aeolus-Harfe also angenehmer klingen muß, als die Musik der noch natürlicheren Aeolus-Orgeln, womit uns zuweilen bey einem Regenwindchen unsere schlecht verwahrten Fenster und Thüren unterhalten. Jedoch erinnere ich mich in einem Gartenhause, wo die Ritzen in Fenstern und Thüren, durch die Stäbe verschlossener Sommerläden gar mannigfaltig angeblasen wurden, auch angenehme Töne gehört zu haben. Es waren gewöhnlich Octaven, Quinten,

und zuweilen Septimen. Was aber das Vergnügen hierbey gar sehr verminderte, war die beständige Arbeit der Vernunft von diesen Empfindungen die stark associirten Ideen von schlechter Beschaffenheit des Hauses, Zahnweh, Schnupfen und rauher Witterung zu trennen, welches aller Mühe unerachtet, nicht immer gelingen wollte.

6.

Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?

Diese Frage ist, dünkt mich, vor mehreren Jahren schon einmahl im Hannöverischen Magazin aufgeworfen worden. Ob sie Jemand beantwortet hat, weiß ich nicht zuverläßig, ich glaube es aber kaum. Noch weniger glaube ich, daß eine öffentliche Wiederhohlung derselben jetzt nicht mehr Statt findet. Denn wo gibt es in Deutschland ein Seebad? Hier und da vielleicht eine kleine Gelegenheit sich an einem einsamen Ort, ohne Gefahr und mit Bequemlichkeit in der See zu baden, die sich allenfalls jeder, ohne Jemanden zu fragen, selbst verschaffen kann, mag wohl alles seyn. Allein wo

sind die Orte, die, wie etwa Brighthelmstone, Margate und andere in England, in den Sommermonathen an Frequenz selbst unsere berühmtesten einländischen Bäder und Brunnenplätze übertreffen? Ich weiß von keinem. Ist dieses nicht sonderbar? Fast in jedem Decennium entsteht ein neuer Bad- und Brunnenort, und hebt sich, wenigstens eine Zeit lang. Neue Bäder heilen gut. Warum findet sich bey dieser Bereitwilligkeit unserer Landsleute, sich nicht bloß neue Bäder empfehlen, sondern sich auch wirklich dadurch heilen zu lassen, kein speculirender Kopf, der auf die Einrichtung eines Seebades denkt? Vielleicht kömmt durch diese neue Erinnerung die Sache einmahl ernstlich zur Sprache, wo nicht in einem medicinischen Journal, doch in einem des Luxus und der Moden, oder,

weil die Sache auf beyde Bezug hat, in beyden zugleich. Bis dahin mögen einige flüchtige Bemerkungen eines Layen in der Heilkunde, der seinem Aufenthalte zu Margate die gesundesten Tage seines Lebens verdankt, hier stehen. An empfehlenden Zeugnissen einiger der ersten Eingeweiheten in der Wissenschaft fehlt es ihm indessen nicht; er hält sie aber bey einer so ausgemachten Sache, wenigstens hier für entbehrlich. Denn weder der *Médecin Penseur* noch der *Médecin Seigneur* werden jetzt den Nutzen des Seebades läugnen. Von dem erstern wenigstens ist nichts zu befürchten, und der andere würde schweigen, so bald man ihm sagte, daß in England nicht allein eine sehr hohe Noblesse, sondern die Königliche Familie selbst, vermuthlich durch Penseurs und den glücklichsten unverkennbaren Erfolg

geleitet, sich dieser Bäder jetzt vorzüglich bedient. Was aber außer der Heilkraft jenen Bädern einen so großen Vorzug vor den inländischen gibt, ist der unbeschreibliche Reitz den ein Aufenthalt am Gestade des Weltmeers in den Sommermonathen, zumahl für den Mittelländer hat. Der Anblick der Meereswogen, ihr Leuchten und das Rollen ihres Donners, der sich auch in den Sommermonathen zuweilen hören läßt, gegen welchen der hochgepriesene Rheinfall wohl bloßer Waschbecken-Tumult ist; die großen Phänomene der Ebbe und Fluth, deren Beobachtung immer beschäftigt ohne zu ermüden; die Betrachtung, daß die Welle, die jetzt hier meinen Fuß benetzt, ununterbrochen mit der zusammenhängt, die Otaheite und China bespühlt, und die große Heerstraße um die Welt ausmachen hilft; und der

Gedanke, dieses sind die Gewässer, denen unsre bewohnte Erdkruste ihre Form zu danken hat, nunmehr von der Vorsehung in diese Gränzen zurück gerufen, — alles dieses, sage ich, wirkt auf den gefühlvollen Menschen mit einer Macht, mit der sich nichts in der Natur vergleichen läßt, als etwa der Anblick des gestirnten Himmels in einer heitern Winternacht. Man muß kommen und sehen und hören. Ein Spaziergang am Ufer des Meeres, an einem heitern Sommermorgen, wo die reinste Luft, die uns selbst das Eudiometer noch auf der Oberfläche unsers Wohnorts kennen gelehrt hat, Eßlust und Stärkung zuträgt, macht daher einen sehr großen Contrast mit einem in den dumpfigen Alleen, der einländischen Curplätze. Doch das ist bey weiten noch nicht alles. Das übrige wird sich erst alsdann beybringen

lassen, wenn wir erst über die Gegend eins geworden sind, wo nun in Deutschland ein solches Bad angelegt werden könnte. Die ganze Küste der Ostsee ist mir unbekannt, und ich für mein Theil würde sie dazu nicht wählen, so lange nur noch ein Fleckchen an der Nordsee übrig wäre, das dazu taugte, weil dort das unbeschreiblich große Schauspiel der Ebbe und Fluth, wo nicht fehlt, doch nicht in der Majestät beobachtet werden kann, in welcher es sich an der Nordsee zeigt. Es gibt da zu tausend Unterhaltungen Anlaß, und ich würde kaum glauben, daß ich mich an der See befände, wo der Größe dieser Naturscene etwas abginge. Wenn ich, jedoch ohne das übrige nöthige Locale genau zu kennen, wählen dürfte, so würde ich dazu Ritzbüttel, oder eigentlich Cuxhaven oder das Neue Werk,

oder sonst einen Fleck in jener Gegend vorschlagen. Freylich nicht jeder Seeort taugt zu einem öffentlichen Seebad, das auf große Aufnahme hoffen kann. Es kömmt sehr viel auf die Beschaffenheit des Bodens der See an. Zu Margate ist es der feinste und dabey festeste Sand, der auch den zartesten Fuß nicht verletzt, ihm vielmehr bey der Berührung behaglich ist, und gerade einen solchen Boden habe ich bey dem Neuen Werk gefunden. Der Beschaffenheit des Bodens zu Cuxhaven erinnere ich mich nicht mehr genau. Allein wo auch der Boden nicht günstig ist, läßt sich leicht eine Einrichtung treffen, die alle Unbequemlichkeiten hebt, und die ich zu Deal gesehen habe. Dieses zu verstehen, muß ich unsere Leser vor allen Dingen mit der Art bekannt machen, wie man sich an diesen Orten in der See

badet. Man besteigt ein zweyrädriges Fuhrwerk, einen Karren, der ein von Bretern zusammen geschlagenes Häuschen trägt, das zu beyden Seiten mit Bänken versehen ist. Dieses Häuschen, das einem sehr geräumigen Schäferkarren nicht unähnlich sieht, hat zwey Thüren, eine gegen das Pferd und den davor sitzenden Fuhrmann zu, die andere nach hinten. Ein solches Häuschen faßt vier bis sechs Personen, die sich kennen, recht bequem, und selbst mit Spielraum, wo er nöthig ist. An die hintere Seite ist eine Art von Zelt befestigt, das wie ein Reifrock aufgezogen und herabgelassen werden kann. Wenn dieses Fuhrwerk, das an den Badeorten eine Maschine (a machine) heißt, auf dem Trocknen in Ruhe steht, so ist der Reifrock etwas aufgezogen, vermittelst eines Seils, das unter dem Dach des

Digitized by Google

Kastens weg nach dem Fuhrmanne hingeht. An der hintern Thür findet sich eine schwebende aber sehr feste Treppe, die den Boden nicht ganz berührt. Ueber dieser Treppe ist ein freyhängendes Seil befestigt, das bis an die Erde reicht und den Personen zur Unterstützung dient, die, ohne schwimmen zu können, untertauchen wollen, oder sich sonst fürchten. In dieses Häuschen steigt man nun, und während der Fuhrmann nach der See fährt, kleidet man sich aus. An Ort und Stelle, die der Fuhrmann sehr richtig zu treffen weiß, indem er das Maß für die gehörige Tiefe am Pferde nimmt, und es bey Ebbe und Fluth, wenn man lange verweilt, durch fortfahren oder hufen immer hält, läßt er das Zelt nieder. Wenn also der ausgekleidete Badegast alsdann die hintere Thür öffnet, so findet er ein sehr schönes

dichtes leinenes Zelt, dessen Boden die See ist, in welche die Treppe führt. Man faßt mit beyden Händen das Seil und steigt hinab. Wer untertauchen will, hält den Strick fest und fällt auf ein Knie, wie die Soldaten beym Feuern im ersten Gliede, steigt alsdann wieder herauf, kleidet sich bey der Rückreise wieder an u. s. w. Es gehört für den Arzt zu bestimmen, wie lange man diesem Vergnügen (denn dieses ist es in sehr hohem Grade,) nachhängen darf. Nach meinem Gefühl, war es vollkommen hinreichend, drey bis viermahl kurz hinter einander im ersten Gliede zu feuern, und dann auf die Rückreise zu denken. Beym ersten Mahle wollte ich, um seinen eignen Körper erst kennen zu lernen, rathen, nur einmahl unterzutauchen, und dann sich anzukleiden, und nie die Zeit zu über-

schreiten, da die angenehme Gluth, die man beym Aussteigen empfinden muß, in Schauder übergeht. Da das schöne Geschlecht von Anfang, wie ich gehört habe, auch hier, gegen das Unversuchte einige Schüchternheit äußern soll, so finden sich an diesen Orten vortreffliche Kupplerinnen zwischen der Thetis und ihnen, die sie sehr bald dahin bringen selbst wieder Kupplerinnen zu werden. Dieses sind in Margate junge Bürgerweiber die sich damit abgeben, die Damen aus- und ankleiden zu helfen, auch eine Art von losem Anzug zu vermiethen, der, ob er gleich schwimmt, doch beym Baden das Sicherheitsgefühl der Bekleidung unterhält, das der Unschuld selbst im Weltmeere so wie in der dicksten Finsterniß immer heilig ist. Unter diesen Weibern gibt es natürlich, so wie bey den fern verwandten Hebammen,

immer einige, die durch Sittsamkeit, Reinlichkeit, Anstand und Gefälligkeit vor den übrigen Eindruck machen und Beyfall erhalten. Ich habe eine darunter gekannt, die damahls Mode war. Diese besorgte öfters zwey bis drey Fahrzeuge zugleich. Und da war es lustig vom Fenster anzusehen, wie diese Syrene, wenn sie mit Einer Gesellschaft fertig war, von einem Karren nach dem andern oft 20 bis 30 Schritte weit wanderte. Es war bloß der mit Kopfzeug und Bändern gezierte Kopf, was man sah, der wie ein Carousselkopf aus Pappdeckel auf der Oberfläche des Meeres zu schwimmen schien. — Ist nun der Boden der See wie der zu Deal, der aus Geschieben von Feuersteinen rc. besteht, nicht günstig, so endigt sich die Freytreppe in einen geräumigen viereckigen Korb, in dem man also steht, ohne

je den Boden zu berühren. Doch ich glaube nicht, daß diese Einrichtung, die mir im Ganzen nicht recht gefällt, in Curhaven nöthig seyn wird. Geschiebe von Feuersteinen sind da gewiß nicht, ob nicht Schlamm oder glitschiges Seekraut so etwas nöthig machen könnte, getraue ich mir nicht schlechtweg zu entscheiden, glaube es aber kaum. Ueberdieß aber kömmt noch bey jenen Gegenden der sehr wenig inclinirte Boden in Betracht. Das Meer tritt da, auf den so genannten Watten bey der Ebbe sehr weit zurück, ein zwar großes und herrliches Schauspiel, das aber für die Hauptabsicht Unbequemlichkeiten haben könnte. Denn die eigentliche Badezeit ist von Sonnenaufgang an bis etwa um 9 Uhr, da es anfängt heiß zu werden. Die größte Frequenz war zu Margate immer zwischen 6 Uhr und

halb 9 im Julius und August. Nun könnte es kommen, oder muß vielmehr kommen, daß zuweilen gerade um diese Zeit zu Cuxhaven das Meer sehr weit von dem Wohnorte zurück getreten wäre, dieses würde oft eine kleine Reise im Schäferkarren nach dem Wasser, und selbst bey der Ankunft bey dem Wasser noch eine kleine Seereise auf der Achse nöthig machen, um die gehörige Tiefe zu gewinnen. So etwas ist zwar, wie ich aus Erfahrung weiß, den gesunden Patienten nichts weniger als unangenehm, zumahl wenn ihrer mehrere die mit derselben Krankheit behaftet sind, zugleich fahren, allein den Patienten im eigentlichen Verstande könnte doch so etwas lästig seyn. — Aber auch hier ließe sich vielleicht Rath schaffen. Wie? das gehört nicht hierher. Ich hoffe mein Freund, Hr. Woltman zu Cux-

haben, der bekanntlich mit sehr tiefen Kenntnissen die größte Thätigkeit verbindet, soll nun hier den Faden anfassen wo ich ihn fahren lasse, wenn er es der Mühe werth hält. Sein Gutachten wird hier, in einer wichtigen Angelegenheit entscheidend seyn. —

Nun aber vorausgesetzt, daß dort alle Bequemlichkeit zum Baden erhalten werden könnte, woran ich nicht zweifle, so hat jene Gegend Vorzüge, deren sich vielleicht wenige Seeplätze in Europa rühmen können. Die glückliche Lage zwischen zwey großen Strömen, der Elbe und der Weser, auf denen alle nur ersinnliche Bedürfnisse für Gesunde und Kranke, auch mineralische Wasser leicht zugeführt werden können. Die Phänomene der Ebbe und Fluth, die dort auffallender erscheinen als an wenigen Orten,

vielleicht keinem in Europa. Zwischen Ritzbüttel und dem Neuen Werk könnte noch heute einem verfolgenden Heere begegnen, was Pharao mit dem seinigen begegnete. Man macht da die Hinreise auf der Achse, und einige Stunden darauf über demselben Gleise die Rückreise in einem bemasteten Schiff. Mit Entzücken erinnere ich mich der Spaziergänge auf dem so eben von dem Meere verlassenen Boden, ja ich möchte sagen, selbst auf dem noch nicht ganz verlassenen, wo noch der Schuh, ohne Gefahr von Erkältung überströhmt ward; der Tausenden von Seegeschöpfen die in den kleinen Vertiefungen zurückbleiben, deren einige man selbst für die Tafel sammeln kann, und die den Gleichgültigsten zum Naturaliensammler machen können, wenn er es nicht schon ist; des Heeres von See-

und andern Vögeln, (auch darunter Naturalien für die Tafel,) die sich dann einfinden und die angenehmste Jagd zu Fuß an der Stelle gewähren, über die man noch vor einigen Stunden wegsegelte und nach wenigen wieder wegsegeln kann. Hierzu kömmt nun das ununterbrochene Aus- und Einsegeln oft majestätischer Schiffe mehrerer Nationen, die Cuxhaven gegen über vor Anker gehen, und die man besteigen oder wenigstens in kleinen Fahrzeugen besuchen und umfahren kann, immer unter dem Anwehen der reinsten Luft und der Eßlust. Freylich werden diese kleinen gar nicht gefährlichen Reisen, öfters kleine Vomitiv-Reischen, und dafür nur desto gesunder. Ich habe von einem der römischen Kaiser gelesen, wo ich nicht irre, so war es August selbst, der in der reinen Seeluft jährlich solche

Vomitivreisen unternahm. — Der gesunden Patienten wegen merke ich noch an, daß man hier alle Arten von Seefischen und Schalthieren immer aus der ersten Hand hat, und gerade um diese Zeit den Häring, noch ehe er das Mittelland erreicht. Die wohlschmeckendste Auster, frischriechend bey der heißen Sonne und den königlichen Steinbütt! Eine mächtige Unterstützung für das Geschäft im Schäferkarren. — Und nun Helgoland! Kleine geschlossene Gesellschaften unternehmen, statt Ball und Pharao, eine Reise nach dieser außerordentlichen Insel. Die Vomitivchen unterweges verschwinden in dem Genuß dieses großen Anblicks. Wer so etwas noch nicht gesehen hat, datirt ein neues Leben von einem solchen Anblick, und liest alle Beschreibungen von Seereisen mit einem neuen Sinn. Ich

glaube jeder Mann von Gefühl, der das Vermögen hat sich diesen großen Genuß zu verschaffen und es nicht thut, ist sich Verantwortung schuldig. Nie habe ich mit so vieler fast schmerzhafter Theilnehmung an meine hinterlassenen Freunde in den dumpfigen Städten zurück gedacht, als auf Helgoland. Ich weiß nichts hinzu zu setzen, als: man komme und sehe und höre. — Sollte eine solche Anstalt in jenem glücklichen Winkel nicht möglich seyn? Ich glaube es. Von Hamburg läßt sich alles erwarten. Diese vortreffliche Stadt mit ihren Gesellschaften, könnte, verbunden mit Bremen, Stade, Glückstadt rc. schon allein einem solchen Bade Aufnahme verschaffen, der Fremde bedürfte weiter nichts. Sollte unter den vielen speculirenden Köpfen dort nicht einer seyn, der ein solches Unternehmen

beförderte, auf dessen Ausführung keine geringe Anzahl von Theilnehmern wartet, wenn ich aus meiner Bekanntschaft auf die übrigen schließen darf? Große Anstalten wären zum ersten Versuch nicht nöthig, nur Bequemlichkeit für die Gäste. Fürs erste, keine Komödienhäuser, keine Tanzsäle, (das würde sich am Ende alles von selbst finden) und keine Pharaobänke. Pharao mit seinem Heer gehört zwischen Ritzbüttel und das Neue Werk zur Zeit der Fluth. Nun noch eine kurze Antwort zur Hebung von einem Paar Bedenklichkeiten, die ich habe äußern hören:

1) Der Ort sey zu weit abgelegen, und

2) verdiene bey einem Seebad, das Schicksal des Propheten Jonas immer eine kleine Beherzigung, und der häßliche Rachen eines Hayfisches sey im Grunde

am Ende nicht viel besser als eine Pharaobank.

Was die erste Bedenklichkeit betrifft, so ist sie freylich so ganz ungegründet nicht. Allein nicht zu gedenken, daß alle Seebäder den natürlichen Fehler haben, daß sie an der Gränze der Länder liegen, wo sie sich befinden, so könnte man fragen: was ist ein abgelegener Ort im allgemeinen Verstand, so wie das Wort hier genommen wird, ohne etwa Wien oder Prag oder sonst einen Ort zu nennen, der weit von Ritzbüttel abliegt? Mit ein wenig Ueberlegung wird es sich bald finden, daß Ritzbüttel diese Benennung nicht verdient, weil nicht allein ein reiches, sondern auch ein bevölkertes Land in der Nachbarschaft liegt. Hat es freylich auf einer Seite, wie alle Seebäder, kein festes Land, so hat es dafür eine Fläche

die einem großen Theil des festen Landes die Passage dahin sehr erleichtert, zumahl hier vermittelst der Elbe und der Weser. Dieß ist so wahr, daß ich hiervon einen Beweis nicht zurückhalten will, ob ich gleich merke, daß er für eine Empfehlung fast etwas zu viel beweiset. Das schön gelegene Margate wird von Vornehmen nicht so häufig besucht als andere Seebäder, die die schöne Nachbarschaft nicht haben, eben weil die Themse die Passage dahin, zumahl von London aus, zu sehr erleichtert. Daher geschieht es denn, daß sich eine Menge von allerley Gesindel einfindet, das sich seiner oft guten Kleider wegen nicht ganz von den Gesellschaften zurückhalten läßt, und welches dennoch unerträglich zu finden ein gesitteter Mann eben keine Ahnen nöthig hat. Zum Glück sind Hamburg

und Bremen, ihres übrigen Reichthums ungeachtet, noch immer arm an dieser Menschenclasse. — Vor dem Schicksal des Jonas wird nicht leicht jemand im Ernste bange seyn, der das Locale dieser Oerter kennt. Die Fische, die einen Propheten fressen konnten, sind da so selten als die Propheten. Eher könnte man die dortigen Fische vor den Badegästen warnen. Seit jeher sind zwar die Fische dort, zumahl von Fremden, mit großer Prädilection gespeiset worden, es ist mir aber nicht bekannt, daß je einer von ihnen das Compliment erwiedert hätte.

7.

Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29sten Februar geboren sind.

Man mag sagen was man will, so ist ein Mensch, der nur alle vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch wie andere. Ja, einer der in seinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kömmt mir in mancher Rücksicht nicht viel glücklicher vor, als die weitläuftige Classe von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben; denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daß sich außer ihm noch Wesen derselben Art seiner Existenz und seines Lebens

freuen? Wäre auch die Freude dieser Wesen nicht immer die aufrichtigste, wovon man wohl Beyspiele hat, gut, so ist es nicht minder angenehm zu sehen, daß diese Wesen es doch nöthig finden müssen, so zu thun als freuten sie sich. Jene aufrichtige Freude verräth zwar Liebe, das ist wahr; die nicht aufrichtige dafür aber Furcht und Respect, die in sehr vielen Fällen unendlich mehr werth sind. Von diesen Freudensbezeigungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29sten Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens bare 75 Procent in Vergleich mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sey nun das, was eingebüßt wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen oder ein wirkliches Gedicht; es seyen Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Ka=

nonaden, so sind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sey der Regent eines Reichs oder einer Stadtschule, der das Recht hat freywillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen, wie kann ein solcher ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drey Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29sten Februare, in Jahren wo dieser Monath nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae? Ja, wenn die griechischen Calendae bloß ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterey diesen artigen Ausdruck schuf, so sind die 29sten Februare dreymahl in vier Jahren, ein wahres, solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung;

das ist ganz was anderes. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das Bisherige galt bloß das Physische bey dieser Verkürzung; von der moralischen Seite ist der Verlust noch sehr viel größer. Denn, da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstage sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie D. Johnson, künftig früher aufzustehen, oder die Bibel im nächsten Jahre ganz gewiß durchzulesen, oder wie jene Dame keinen Branntwein mehr zu trinken; so kömmt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschließungen, und man weiß wohl wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmahl zur Entschließung kommen kann. — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort, den

Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch, also den 75 Procenten geht auch hier nichts ab. Ja, was endlich das Traurigste ist, so wird dieses Unheil, wie manches andere, das uns dieses Jahrhundert zugeführt hat, ebenfalls gegen das Ende desselben ärger. Wenn nähmlich das Jahr 1796 vorbey ist, (das letzte Schaltjahr in diesem Jahrhundert), so haben wir in acht Jahren keines wieder. Also ein Kind, das den 29. Februar 1796 geboren würde und etwa den 28. Febr. 1804 stürbe, wäre acht Jahre alt geworden, ohne einen einzigen wahren Geburtstag erlebt zu haben, den kümmerlichen etwa ausgenommen, an dem es geboren worden ist, der gar nicht in Rechnung kommen darf und kann, und in dem wahren Gratulantensinn des Worts, kein eigentlicher Geburtstag ist.

— Doch nun nicht eine Sylbe weiter in diesem Ton, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am 29. Febr. Geborner seinen Geburtstag feyern, in einem berühmten Journal ziemlich ernstlich aufgeworfen, und — unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost:

Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren, allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Punct von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Punct der Ecliptik. Er wird also genau ein Jahr alt seyn wenn die Sonne das nächste Mahl wieder in demselben Punct der Ecliptik steht, und der bürgerliche Tag

in welchen jener Zeitpunct fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiße nun übrigens im Kalender wie er wolle. Dieses ist, dünkt mich, sehr klar. Das Problem: wann soll ich meinen Geburtstag feyern, wenn ich am 29. Februar geboren bin, wird also auf folgende Weise vollkommen aufgelöset werden, und im Recept- und Problem-Lösungsstyl abgefaßt etwa so lauten: 1) Laß dir die Secunde, Minute, oder die Stunde deiner Geburt sagen, oder nimm den Tag aus dem Kirchenbuch, weil du aber doch nicht den ganzen Tag über geboren worden bist, so mußt du im letzten Fall etwas Bestimmtes annehmen, z. B. die Mitte des Tages, also Mittags um zwölf. 2) Suche in einem astronomischen Kalender für das Jahr deiner Geburt den Ort der Sonne (ihre Länge)

für diesen Zeitpunct. Kannst du ihn selbst berechnen, so ist es desto besser, alsdann würdest du aber eine so einfältige Frage vermuthlich gar nicht thun. 3) Suche ebenfalls im Kalender von dem Jahre, da du deinen Geburtstag feyern willst, den Tag, da die Sonne genau dieselbe Länge hat, dieser Tag ist dein Geburtstag, er heiße nun wie er wolle. Wenn du so verfährst, so wirst du etwas bemerken, das dich frappiren wird, vorausgesetzt, daß du von der Sache, wovon hier die Rede ist, gar nichts verstehst, nähmlich, daß du, wenn du auch an jedem andern Tage, z. B. den 1 May geboren wärest, du dennoch deinen Geburtstag unter gewissen Umständen zuweilen den 30 Aprill, zuweilen den 2ten May feyern müßtest, und daß selbst die Geburtstage der höchsten Potentaten öfters

ganz falsch gefeyert werden, und folglich der am 29sten Febr. Geborne nicht gerade immer der einzige ist, der seinen Geburtstag an einem andern Monathstage feyern muß, als dem, den ihm die gewöhnliche Methode anweiset. Dieses gründet sich auf den Umstand, daß das Jahr nicht numero rotundo aus 365 Tagen, sondern ungefähr aus 365 Tagen und 6 Stunden besteht, wir aber bey unseren bürgerlichen Geschäften uns unmöglich mit solchen Brüchen von Tagen abgeben können. Daher geht es denn auch wirklich dem Jahr selbst nicht besser als uns und den hohen Potentaten. Seine Geburtsstunde wenigstens wird dreymahl unter vieren falsch gefeyert. Man freut sich oft über den Tod des alten Jahres mit Jubel, wenn es wirklich noch 18 Stunden schmachtet, und gratulirt dem neuen 18 Stunden vor-

her ehe es geboren wird u. s. w. Folgende Tabelle wird völlig hinreichen, den zu leiten der am 29sten Februar geboren, an seinem Geburtstage gern so schmausen wollte, daß von Seiten des Kalenders nichts dagegen eingewendet werden kann.

Wer am 29sten Februar Morgens um 12 Uhr geboren ist, feyert seinen Geburtstag oder eigentlich Geburtsstunde

das nächste Jahr den 28. Febr. Morgens um 6,

das 2te Jahr den 28. Febr. Mittags um 12,

das 3te Jahr den 28. Febr. Abends um 6,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 12 des Morgens.

Am 29. Febr. um 6 des Morgens geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. um 12 des Mittags,

das 2te Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,

das 3te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am ersten März,

das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des Morgens,

Am 29. Febr. um 12 Mittags geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. um 6 des Abends,

das 2te Jahr den 28. Febr. um 12 des Nachts oder am ersten März,

das 3te Jahr den ersten März um 6 Uhr des Morgens,

das 4te Jahr den 29sten Febr. um 12 des Mittags.

Am 29. Febr. Abends um 6 geboren,

das 1ste Jahr den 28. Febr. Nachts um 12 oder am ersten März,

das 2te Jahr den 1. März um 6 des
Morgens,
das 3te Jahr den 1. März um 12 Mittags,
das 4te Jahr den 29. Febr. um 6 des
Abends.

Man sieht hieraus, daß man seine Geburtsstunde, wodurch der Geburtstag bestimmt wird, jedes Jahr um 6 Stunden später feyern muß, so lange bis das Schaltjahr die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt. Nun noch ein paar Worte für das Jahr 1800 da kein Schaltjahr seyn wird. Ein Kind das z. B. den 29. Febr. 1796 Nachts um 11 Uhr geboren würde, muß, nach dieser Regel im Jahr 1800 seine Geburtsstunde sogar den 2ten März Abends um 5 Uhr feyern. Warum das Jahr 1800 auch das 1900 kein Schaltjahr seyn wird, sondern erst das 2000 wieder (vorausgesetzt daß sonst

alles beym Alten bleibt) wollen wir im Kalender für das Jahr 1800 erklären. Man wird aber sehr viel besser thun es bis dahin selbst zu lernen.

Nun das Resultat kurz: Will man seinen Geburtstag oder vielmehr die Stunde nur jedesmahl alsdenn feyern, wenn D a t u m und T a g e s z e i t zugleich eintreffen; so kann sie jeder Mensch überhaupt nur alle vier Jahr Ein Mahl richtig feyern. Der am 29sten Februar Geborne verfährt also sehr richtig, wenn er seinen Geburtstag bald den 28. Febr. bald den ersten März feyert. Der Unwissende glaubt, er irre, da er doch nicht irrt. Der an einem andern Tage Geborne, der ihn nach dem Datum feyert, irrt oft wirklich, allein es merkt es niemand. So kömmt es also auch hier, wie bey tausend andern Vorfällen des Lebens

auf Lage und Umstände an. Nachdem diese günstig sind oder ungünstig, kann man bald mit allen seinen Irrthümern für weise und bald mit aller seiner Weisheit für ein gar irriges Schaf gehalten werden.

8.

Die vierzehn Schwestern.

Voriges Jahr starb in Lancashire in England Miß Anna Dickinson unverheirathet, in ihrem zwey und sechzigsten Jahre. Sie war die zwölfte von vierzehn Geschwistern, lauter Schwestern, die alle bejahrt und unverheirathet gestorben sind, bis auf die beyden nicht viel jüngern die noch leben, aber ebenfalls nicht verheirathet sind, und, wenn man ihren Versicherungen trauen darf, sich auch nicht verheirathen wollen. Sich nicht verheirathen hat aber seit jeher so nahe mit Keuschheit, Keuschheit so nahe mit Heiligkeit und Heiligkeit (wenigstens die Heiligen) immer so nahe mit dem Kalenderwesen in Verbindung gestanden, daß

wir diesen vierzehn Heiligen, die eine einzige Familie gleichsam in einem Wurf hervor gebracht hat, und deren Nahmen den halben Februar roth zu färben hinreichen würde, unmöglich eine Stelle versagen können. Schade ist es, daß das Gentleman's Magazine, aus dem wir diese Nachricht nehmen, sonst so gar wenig von dieser liebenswürdigen Schwesterschaft sagt. Denn es dringt sich einem, wie man zu reden pflegt, fast die Frage unwillkührlich auf: was war denn die Ursache dieser Heiligkeit und Keuschheit? Der Schwachen wegen wird angemerkt, daß diese Frage nichts weniger als muthwillig, sondern bloß philosophisch ist. — An Stand und Herkommen hat es diesen Gerechten nicht gefehlt, denn sie heissen *Ladies*, und das sagt, heilig oder nicht, so viel als Damen oder Frauenzimmer,

und gemeine Mädchen sind weder das eine noch das andere. Häßlichkeit allein kann es auch nicht gewesen seyn, so wenig als Armuth allein. Vielleicht eine Mischung aus beyden, die bey etwas Mangel an Temperament sehr stark von der Erde abziehen soll. Mich dünkt aber doch, die Sache liegt tiefer, und vermuthlich in der Form der Keime selbst. Wenn doch nur eine darunter geheirathet hätte, damit man hätte sehen können, ob wieder lauter Mädchen gekommen wären. Vielleicht hat die Natur dadurch einen solchen verderblichen Fortpflanzungsplan abzubrechen gesucht, daß sie die Vereinigung so vieler weiblichen Keime zugleich mit Abneigung gegen gemischte Gesellschaft verbunden hat, so daß also das Leben der vierzehn Jungfrauen außer Mutterleibe nur bloß eine Fortsetzung ihrer

gesellschaftlichen Existenz im Ovario war. — Diese neue Theorie hat mit manchen neuern physicalischen das artige gemein, daß sich einige Haupterscheinungen nicht daraus erklären lassen. So fallen mir z. B. so eben die Söhne des Erzvaters Jacob ein, die nichts weniger als Feinde gemischter Gesellschaft gewesen sind, wovon der Sand am Meer zeugt, der hier und da unsere schönsten Fluren übersandet und aller Urbarmachung so sehr entgegen ist.

9.

Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird.

Dieses Pays plat, wie es insgemein heißt, liegt in Nord-America an der nordöstlichen Seite des See Superior (Lake Superior), oder, wie er von den Franzosen, einem ehemaligen (1665) Statthalter de Tracy zu Ehren genannt wurde, See Tracy. Dieser See hat, nach der von J. Long heraus gegebenen und im Uebersetzer-Land bereits zweymahl übersetzten Reisebeschreibung 600 Französ. oder 300 Deutsche Meilen im Umfang, und schließt eine Menge großer und kleiner Inseln in sich *). Um

*) Daß dieser See eine Menge großer und kleiner Inseln enthält, gibt einen richtigern Begriff von seiner Größe, als sein Umfang

diesen See wohnen allerley Völker, die man unter den Nahmen der wilden Indianer begreift, und deren gleichen man in dem gesitteten Europa vergeblich suchen würde, unter andern eines das Hr. Long so schildert: "Sie lachen, wenn sie von Gehorsam gegen Könige reden hören: denn sie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menschen

von 300 Deutschen Meilen, vorausgesetzt, daß die Größe dieser Inseln nicht auch nach dem Umfange geschätzt worden ist. — Wenn werden doch endlich einmahl Geographen und Geographienschreiber, und sogenannte Statistiker aufhören, die Größe der Städte und Seen ꝛc. nach dem bloßen Umfang anzugeben! — Wenn ich sagte: zwischen Göttingen und Dresden liegt eine Strecke des fruchtbarsten, gesundesten Landes von mehr als 60 Deutschen Meilen im Umfang, gänzlich unbebaut; und was die Sache noch unverzeihlicher macht, so ist hart dabey alles mit Wiesen Kornfeldern und Wäldern bepflanzt: ist das nicht schändlich? so würden zehn Statistiker gegen einen nachrufen: das ist schändlich Ein Geometer würde fragen: ist das nicht vielleicht ein Fußsteig?

nicht reimen. Jeder Einzelne ist, seiner Meinung nach, ein Fürst; und in der Ueberzeugung, daß er seine Freyheit einzig von dem großen Geiste erhielt, kann er sich nicht entschließen, eine andere Macht anzuerkennen." Hier liegt denn nun auch das Paysplat, in welchem der Ungenannte, dessen Reise Hr. Long eigentlich bloß heraus gegeben hat, am 4. Julii 1777 anlangte. Ich erzähle nun mit den Worten des Verfassers weiter: Als wir an das Land stiegen, sahen wir in einiger Entfernung eine Menge Indianer, und hielten es für gut, unsere Schiffsladung, auf den Fall, daß wir zum Tauschhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daß wir sie nach geendigtem Geschäfte wieder einschiffen könnten. Nachdem alles in gehörige Sicherheit gebracht

war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und funfzig schätzte; die meisten waren von dem Stamme der Tschippewehs (Chippeways), und die übrigen von der Nation der Wassen. Sie gaben mir Fische, trocknes Fleisch und Felle, wofür sie von mir kleine Gegengeschenke erhielten. Ihr Anführer, Matschi Quewisch, hielt eine Versammlung, und als er fand, daß ich ihre Sprache verstund *), schlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu lassen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgestanden, wußte aber wohl, was dabey vorging,

*) Der Verfasser, ein Americanischer Pelzhändler und Dollmetscher, hatte sich damahls schon neun Jahre unter diesen freyen Menschen, ohne scalpirt oder geschunden worden zu seyn, aufgehalten, welches, so wie diese ganze Geschichte, ein Beweis von seiner nicht gemeinen Klugheit und Schlauheit ist.

weil mir von verschiedenen Kaufleuten gesagt worden war, was für Schmerzen sie dabey hätten leiden müssen, ob man gleich außerordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber dessen ungeachtet beschloß ich, mich dieser Operation zu unterwerfen, damit sie nicht meine Weigerung der Furcht zuschrieben, und ich mich in der Achtung derer herabsetzte, von denen ich große Vortheile erwartete. — Die Ceremonie der Aufnahme ist folgende: Man bereitet ein Mahl von Hundfleisch in Bärentalg gesotten mit Heidelbeeren, wobey jeder tapfer zulangen muß. Nach geendigter Mahlzeit, wird der Kriegsgesang in folgenden Worten gesungen: "Herr des Lebens! sieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der mit Verstand begabt zu seyn scheint, Stärke im Arm hat, und seinen

Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht."
Wenn der Aufzunehmende nach dem Kriegsgesange kein Zeichen von Furcht blicken läßt, so wird er mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet; denn diese Wilden halten Herzhaftigkeit nicht nur für nothwendig, sondern auch für die höchste Empfehlung. Nachher läßt man ihn sich auf ein Biberkleid setzen, reicht ihm eine Kriegspfeife zum rauchen, die der Reihe nach an jeden Krieger kömmt, und wirft ihm einen Wampum-Gürtel über den Hals.

Das Kalumet, oder die Indianische Pfeife, die weit größer ist, als die, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, wird von Marmor, Stein (?) oder Thon, verfertigt, und ist nach der Sitte der Nation, roth, weiß, oder schwarz; die rothen aber werden am meisten geschätzt. Das

Rohr ist aus starkem Holze gemacht, ungefähr fünftehalb Fuß lang, mit Federn von allerley Farben verziert, und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verschiedenen Gestalten durchwebt. Der Kopf ist schön polirt, und es sind zwey Flügel daran befestigt, die ihm das Ansehen eines Mercurstabes geben. Dieses Kalümet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleichs, wobey man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen würde.

Das Wampum ist von verschiedenen Farben; schwarzes und weisses aber wird am häufigsten gebraucht. Das erstere wird aus einer Art Venusmuschel (Venus mercenaria *Linn.*), das andere aus Miesmuscheln gemacht; beyde werden in

Gestalt von länglichen Corallen verarbeitet und gebohrt, um auf lederne Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden.

Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwecken. Bey einer Versammlung werden sie mit den gehaltenen Reden ausgegeben, und die Zahl der Reihen hat ihre eigene Bedeutung. Sie sind die Urkunden ihrer Verträge. Wird ein Gürtel von Wampum zurückgeschickt, so ist es ein Zeichen, daß man z. B. den Vergleich nicht annimmt, wobey er gegeben worden ist.

Wenn nun die Pfeife rund umgegangen ist, so wird von sechs langen, in den Grund gesteckten und oben zugespitzten Stangen eine Schweißhütte errichtet, die man mit Häuten und Decken belegt, um die Luft abzuhalten, und die nur drey Personen fassen kann.

Der Candidat wird nackt ausgezogen*), und geht mit zwey Oberhäuptern in die Hütte; man bringt zwey glühend gemachte Steine herein, und wirft sie auf die Erde; alsdann wird Wasser in einer großen Schale herein gebracht, und mit Zederzweigen auf die Steine gespritzt. Dadurch kömmt die in der Hütte befindliche Person in starken Schweiß, und es öffnet ihr die Haut, um sie für den andern Theil der Ceremonie empfänglich zu machen.

Wenn der Schweiß aufs höchste gestiegen ist, so verläßt der Aufzunehmende das Haus, und springt ins Wasser. Indem er heraus kömmt, wirft man ihm eine Decke über, und trägt ihn in die Hütte des Oberhaupts, wo er folgende

*) Dieses geschah am linken Ufer des Rheins erst nachdem die Leute bereits aufgenommen waren.

Digitized by Google

Operation ausstehen muß. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Wasser, worin Schießpulver aufgelöset ist, getauchtem Stabe die Figur, die er zu machen gedenkt; alsdann sticht er mit zehn, in Zinnober getunkten in einer kleinen hölzernen Form befestigten Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die stärkeren Umrisse zusammen laufen, ritzt er das Fleisch mit einem Flintenstein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechselungen von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit dem holzigen Theil des Zündschwamms ausgebraunt, damit sie nicht eitern.

Diese Operation geschieht nicht auf einmahl, sondern dauert zwey bis drey

Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Wasser gewaschen, worin ein Kraut, Nahmens Pockquisegan, eingeweicht ist, das dem Englischen Buchs gleicht, und das die Indianer mit ihrem Rauchtaback vermischen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation singen sie Kriegslieder (ça ira?) und schütteln dazu unablässig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tschessaquoy, um das Winseln zu ersticken, welches solche Qualen nothwendig hervor bringen müssen. Nach vollbrachter Ceremonie bekömmt der Neuaufgenommene einen Nahmen; mir ward der Nahme Amick, d. i. Biber gegeben". So ward also unser Dolmetscher und Pelzhändler, nachdem er sein eignes Biberfell schier darüber zugesetzt hatte, Citoyen de la Republique du pays plat.

Digitized by Google

Es ging ihm sehr übel, und er war am Ende herzlich froh, wie er sein liebes England wieder sah, wo nicht alle Leute Fürsten sind. Ob er etwas mehreres dahin mitgebracht habe als rothe und himmelblaue Streifen auf dem Leibe, wird zwar nicht deutlich gesagt, es erhellt aber aus den übrigen Umständen hinlänglich, daß es außer seinem neuen Nahmen und Bürgerrecht nicht viel mag gewesen seyn.

Digitized by Google

10.

Nachricht von einer Wallrath-Fabrik.

Der Wallrath (Sperma Ceti. Blanc de Baleine) ist bekanntlich eine weiße, fettige, brüchige Masse von talgartigem Geruch, die in dem Kopfe des Pottfisches (Physeter macrocephalus) gefunden wird. Sie liegt zwischen der weichen und harten Haut des Gehirns sowohl als des Rückenmarks dieses Fisches in solcher Menge, daß man mit dem von einem einzigen Thiere gesammelten oft mehrere Tonnen anfüllen kann. Er wird in der Heilkunst verschiedentlich so wohl innerlich in verschiedener Form, als auch äußerlich in Pflastern gebraucht. Vorzüglich aber dient er als Zusatz zum Wachs bey den Lichtern, die dadurch eine sehr schöne

Digitized by Google

Weiſſe erhalten, nicht ſo brüchig ſind als die Wachslichter, und dabey nicht allein heller, ſondern auch rathſamer brennen. Freylich iſt ſehr begreiflich, daß, ſo lange man dieſe Materie nur allein aus den Köpfen der Pottfiſche nehmen kann, ſie nie ſehr gemein, und dergleichen Lichter nie ſehr wohlfeil werden können. Deſto angenehmer wird alſo unſern Leſern die Nachricht ſeyn, die uns von einem Freunde mitgetheilt worden iſt, daß man dieſe Materie in England nunmehr aus dem Fleiſche der Thiere durch Kunſt zu verfertigen wiſſe, und daß ein gewiſſer Doctor, deſſen Nahme nicht genau angegeben werden konnte, bereits ein Patent über dieſe Erfindung genommen habe, und Wallrathlichter wohlfeiler als Wachslichter liefern werde. Da die Sache ihre Richtigkeit hat, das Verfahren aber wenigſtens eine

Digitized by Google

Zeit lang ein Geheimniß bleiben wird, so wollen wir unsern Lesern ein Paar Geschichten mittheilen, die vermuthlich die Veranlassung zu der Entdeckung gewesen sind, und also auch manchen thätigen Landsmann von uns ebenfalls darauf leiten können. Ueberdieß gibt die erstere einen kleinen Beytrag zur Geschichte unsers Leibes nach dem Tode ab, und hat sonst noch so viel lehrreiches für den Physiker, daß sie schon allein deßwegen eine Stelle hier verdient. Wir entlehnen die Erzählung auszugsweise aus Hrn. v. Crell's chemischen Annalen, von 1792. 12ten St. S. 522 u. s. w., wo sie sich aus den Annales de Chimie T. V. p. 154. übersetzt befindet. Der Aufsatz selbst ist von Hrn. Fourcroy:

Bey der Gelegenheit, daß die Aerzte für die Gesundheit der Gräber auf dem

Kirchhofe der unschuldigen Kinder (des innocens) zu Paris wachen sollten, entdeckten sie eine ganze Reihe neuer Thatsachen, die den Beobachter der thierischen Natur in Erstaunen setzen mußten, weil sie seit so vielen verflossenen Jahrhunderten noch nicht wahrgenommen sind. Man glaubte nähmlich, daß binnen sechs Jahren, alle Leichname gänzlich in Verwesung gingen, und man hatte nicht den mindesten Grund zu vermuthen, daß in einer Zeit von vierzig Jahren, dieser gänzlichen Zerstörung irgend etwas entgangen seyn könnte. Noch weniger ahndete man die Art der Veränderung, welche ein Boden der seit sehr langer Zeit gleichsam mit thierischen Ausdünstungen gesättigt war, auf frische Leichen hervorbringen könne. Man fand die Leichen in dreyerley Form. Von einigen die bloßen Gerippe und Knochen,

Google

wie dieses gewöhnlich der Fall ist, wenn Körper einzeln in eine feuchte Erde gescharrt werden, die öfters wieder umgegraben wird. Bey der zweyten Gattung der einzeln Begrabenen fand man die weichen Theile zwischen der Haut und den Knochen vertrocknet und hart wie bey Mumien. Die dritte und merkwürdigste, von welcher hier eigentlich die Rede seyn wird, hatte eine Art von Verwandlung erlitten. Sie fand sich in den Gräbern von dreyßig Fuß Tiefe und zwanzig ins Gevierte, worin man so dicht als möglich neben einander, der armen Leute Särge (aus Bretern von ungefähr einen halb Zoll Dicke) setzte und wo in jede solche Gruft 1500 Leichen kamen. Hierauf bedeckte man die letzte Schicht mit etwa einem Fuß Erde, und grub in einiger Entfernung gleich wieder eine neue Gruft:

Digitized by Google

eine solche Gruft blieb ungefähr drey Jahre offen ehe sie angefüllt wurde *). Gemeiniglich geschah es nicht unter funfzehn, und nicht über dreyßig Jahre, daß an demselben Ort wieder eine neue Gruft gemacht wurde. — In einer dergleichen seit funfzehn Jahr verschlossenen, fanden die Herren Fourcroy und Thouret die Särge noch ganz gut erhalten, nur wo sie über einander stehen (vermuthlich wo sie oben und unten einander berührten, nicht an den Seiten) etwas angegangen: das Holz war fast überall noch gesund, nur gelb gefärbt. Nach aufgehobenen Deckeln von mehreren Särgen fanden sie die Leichen auf dem Rücken liegend, und so platt und zusammengedrückt, als wenn

*) Im Vorbeygehen eine ganz artige Probe von den so oft gerühmten Policey-Anstalten in dem damahls noch behof'ten Frankreich (Gallia braccata.)

sie einen starken Druck ausgestanden hätten. Das leinene Zeug, was sie umgab, war an den Leichen gleichsam anklebend, und ungeachtet der scheinbar erhaltenen Form der Theile, fand man darunter nur unförmliche Massen von einer weichen, biegsamen, weißgrauen Materie, welche die Knochen von allen Seiten umgab, sie hatte keine Festigkeit und zerbrach bey einer etwas harten Berührung und hatte selbst die Eindrücke der Leinwand angenommen. Sie gab dem Druck der Finger nach, und erweichte sich, wenn man sie etwas rieb. Die Leichen rochen nicht sehr widrig, und die Todtengräber kannten diese Materie die sie ganz treffend Fett nannten, recht wohl, und berührten sie ohne Widerwillen. Sie sagten, bey einzelnen Körpern fänden sie dieses Fett nie, sondern nur in den gemeinschaftlichen

Gruben. Nicht bey allen Leichen war der Uebergang in dieses fette Wesen gleich weit gediehen, in einigen fand man noch kenntliche Stücke von Muskeln. Bey denen, wo diese Umwandlung vollkommen war, waren die Massen, welche die Knochen bedeckten, durchaus von derselben Art fettiger Materie. Die Bänder und Flechsen waren nicht mehr vorhanden; die Knochen-Gelenke waren ohne Verbindung, und jene ihrer eigenen Schwere überlassen; die geringste Gewalt trennte sie; deßhalb pflegten auch die Todtengräber die Leichen, welche die Herren nach Hause geschafft haben wollten, über einander mit Leichtigkeit vom Kopf bis zum Fuße zusammen zu rollen. In solchen Leichen findet sich die Höhle des Unterleibes nicht mehr. Seine Decken und Muskeln sind in Fett verwandelt, und liegen auf dem Rückgrath,

Digitized by Google

Der Bauch ist ganz platt und meistentheils ohne Spur von Eingeweiden. Man fand weder Lunge noch Herz, statt dessen einige Klumpen von der weissen Materie, so wie zuweilen auch dergleichen in der Gegend der Milz und der Leber. Die Brüste waren in eine sehr weisse und gleichförmige Fettmasse verwandelt, eben diese Masse umgab auch die Köpfe, die Ohren waren verwandelt, ja selbst das Hauptthaar, doch fand sich auch immer welches noch unverändert. Merkwürdig ist, daß beym Gehirn die Verwandlung nie fehlte. Die Masse hatte, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht bey allen einerley Consistenz, welches wohl von der Zeit abhängt. Bey den älteren hatte sie, zumahl in trocknem Erdreich, das Ansehen von Wachs und war halb durchsichtig. Doch dieses mag für uns genug seyn, weiteren Unterricht

wird man in dem Aufsatze selbst, am angeführten Ort finden, der überhaupt noch herrliche Beyträge zu einer Geschichte des Leibes nach dem Tode enthält, nähmlich derer, die der mütterlichen Erde auf die gewöhnliche Weise wieder zugezählt werden. Denn von solchen, die in kostbaren Gefäßen in Kellern, und denen, die an hänfenen Schnüren an der Luft getrocknet werden, ist die Rede nicht.

Die zweyte Geschichte, die wahrscheinlich die nächste Veranlassung zu der Entdeckung war, nehmen wir aus dem neuesten Bande der philosophical Transactions, für das Jahr 1792. P. II. S. 197. Ein gewisser Hr. Sneyd übersandte der Londonschen Königl. Societät ein Stück von einem Vogel, wahrscheinlich einer Ente oder jungen Gans, die man in einem Fisch-Teich, da wo ein kleiner Bach

in denselben fällt, unten auf dem Schlamme liegend gefunden hatte. Sie war ebenfalls in eine fettige Materie verwandelt, die dem Wallrath sehr glich, nach der Schmelzung eine noch stärkere Consistenz bekam, und dem Wachse ähnlich wurde. Da Herr S. nie etwas von einer besondern Eigenschaft jenes Wassers gehört hat, so hält er für wahrscheinlich, daß die Veränderung des Körpers unten im Morast vorgegangen sey, und der Bach ihn nach der Hand heraus gespühlt und nach dem Teiche geführt habe. Dieses wären nun diese merkwürdigen Erscheinungen und das Resultat eines chemischen Naturprozesses, Muskeln, Gehirn u. s. w. von Thieren in Fett zu verwandeln, dem es, sollte man denken, nicht gar schwer seyn könnte, auf die Spur zu kommen. In einer Note die dem Aufsatz des Herrn

Fourcroy beygefügt ist, wird gesagt, Hr. Thouret habe zwey Jahre hindurch mit unermüdetem Eifer seine Aufmerksamkeit auf alle Umstände bey diesem Ausgraben gewandt, und werde ein besonderes Werk darüber schreiben. Ob dieses Werk wirklich erschienen sey, ist uns nicht bekannt; genug daß es dem Engländer geglückt ist, durch Kunst diese Operation der Natur nachzumachen.

II.

Einige Betrachtungen über vorstehenden Aufsatz, nebst einem Traum.

Welcher Naturforscher hätte ehemahls nur muthmaßen können, daß ein Haufen von 1500 vergrabenen menschlichen Körpern sich in dreyßig Jahren in Fett verwandeln würde? Gesetzt es wären dieser Körper, wie etwa der Bäume in einem Wald, eine oder mehrere Millionen gewesen, und die Knochen wären mit der Zeit ebenfalls verschwunden, was würde nicht über ein solches Wallrath-Flötz geschrieben und gezankt worden seyn. Wir sehen also auch aus diesem uns so nahe liegenden Beyspiele wieder, daß die unorganische Natur ihre chemischen Pro-

zesse hat, die wir nicht kennen, und wie viele mag es dieser nicht in der Tiefe gegeben haben, wo nicht allein die Ingredienzen in ungeheuren Massen, langsam, und welches wohl ein Hauptumstand ist, entfernt von atmosphärischer Luft in ganz andern Mediis behandelt werden? Unsere Chemie hängt ab von der Schicht der Dunstkugel worin wir leben, ihrem Druck und ihrer Qualität. Ihre Bestandtheile so wohl, als die der Materien, die sie aufnimmt, vorzüglich des Wassers, mischen sich in alles. Wir können ohne die uns umgebende Luft zu zersetzen, keine große Hitze hervorbringen, dieses gibt unsern Prozessen von der Seite eine sehr große Einförmigkeit und Beschränktheit. Da aber Hitze ganz independent von reiner Luft, ja von aller Luft ist: so läßt sich leicht ermessen, daß da, wo sie einen sehr

hohen Grad, ohne diese Zersetzung der Körper durch Luft, erreicht, die Producte derselben ganz verschieden seyn müssen, von denen in unserer Schicht, wo sogleich Brand entsteht. Was die Vulkane auswerfen, braucht in der Tiefe nicht zu brennen, und brennt auch da vermuthlich nicht. Man bedenke ferner die Gewalt der Dämpfe, nicht bloß des Wassers, sondern anderer Flüssigkeiten u. s. w. in jenen tiefern Schichten, was für Veränderungen können diese nicht in den Körpern in ihrer Nachbarschaft hervorbringen! Vermuthlich war es auch bloß ein Dunst was die Muskeln in Fett verwandelte! Hierbey erinnere man sich an die Steinkohlen-Flötze, an die Steinsalz-Flötze, an die Gänge, und frage sich, ob es nicht Verwegenheit ist, über jene Prozesse, aus der unserer

Luft- und Dunstschicht allein angemessenen Chemie zu entscheiden. Und doch ist hier noch bey weiten nicht die Rede von der Hyperchemie in organischen Körpern; ich meine von der Erzeugung des Elfenbeins, des Horns, des Talgs, der Butter und der Seide aus Vegetabilien, und des Harzes, des Laugensalzes, der Weine und Säuren durch Vegetabilien aus Luft und Wasser u. s. w. Dieses liegt freylich jenseit unserer Laboratorien, aber wer will die Gränze angeben, wo sich unsere Chemie in jene verliert? Zu welcher gehört die Gährung? Die Bestandtheile des Turmalins hat man auf ein Haar angegeben, wenigstens glaubt man es; aber hat man Turmaline gemacht? Ich muß gestehen, wenn ich alles dieses zusammen nehme, und noch überdieß bedenke, daß nun doch

manches in unsrer Kruste gewiß uns eben so organisch aussieht, als einer Bücher-Milbe die Schweinsleder- Papier- und Kleisterflötze, in denen sie wühlt, so überfällt mich immer eine gewisse Schüchternheit bey unsrer sogenannten Theorie der Erde und chemischen Zerlegung der Körper, von der ich mich kaum los zu machen im Stande bin. Alles das ist aber nun seit einiger Zeit sehr viel, durch einen ganz ärgerlichen Traum, verschlimmert worden, den ich hatte, und den ich nun in möglichster Kürze ohne allen morgenländischen Prunk in bloßer Werktags-Prose erzählen will:

Ein Traum.

Mir war als schwebte ich, weit über der Erde, einem verklärten Alten gegenüber, dessen Ansehen mich mit etwas viel höherem als bloßem Respect erfüllte.

Digitized by Google

So oft ich meine Augen gegen ihn aufschlug, durchdrang mich ein unwiderstehliches Gefühl von Andacht und Vertrauen, und ich war eben im Begriff mich vor ihm nieder zu werfen, als er mich mit einer Stimme von unbeschreiblicher Sanftheit anredete. Du liebst die Untersuchung der Natur, sagte er, hier sollst du etwas sehen, daß dir nützlich seyn kann. Indem er dieses sagte, überreichte er mir eine bläulich grüne und hier und da ins graue spielende Kugel, die er zwischen dem Zeigefinger und Daumen hielt. Sie schien mir etwa einen Zoll im Durchmesser zu haben. Nimm dieses Mineral, fuhr er fort, prüfe es, und sage mir, was du gefunden hast. Du findest da hinter dir alles, was zu solchen Untersuchungen nöthig ist, in höchster Vollkommenheit; ich will mich nun entfernen, bin aber zu

rechter Zeit wieder bey dir. Als ich mich umsah, erblickte ich einen schönen Saal mit Werkzeugen aller Art, der mir im Traum nicht so fremd schien, als nachher beym Erwachen. Es war mir als wäre ich öfter da gewesen, und ich fand, was ich nöthig hatte, so leicht als hätte ich alles selbst vorher hingelegt. Ich besah, befühlte und beroch nunmehr die Kugel, ich schüttelte und behorchte sie, wie einen Adlerstein; ich brachte sie an die Zunge; ich wischte den Staub und ein Art von kaum merklichem Beschlag mit einem reinen Tuche ab, erwärmte sie und rieb sie auf Elektricität am Rockärmel; ich probirte sie gegen den Stahl, das Glas, und den Magneten, und bestimmte ihr specif. Gewicht, das ich, wo ich mich recht erinnere, zwischen vier und fünf fand. Alle diese Proben fielen so

aus, daß ich wohl sah, daß das Mineral nicht sonderlich viel werth war, auch erinnerte ich mich, daß ich in meiner Kindheit von dergleichen Kugeln, oder doch nicht sehr verschiedenen, drey für einen Kreuzer auf der Frankfurter Messe gekauft hatte. Indeß schritt ich doch nun zu der chemischen Prüfung, und bestimmte die Bestandtheile in Hunderttheilen des Ganzen. Auch hier ergab sich nichts sonderliches. Ich fand etwas Thonerde, ungefähr eben so viel Kalkerde, aber ungleich mehr Kieselerde, endlich zeigte sich noch Eisen und etwas Kochsalz und ein unbekannter Stoff, wenigstens einer der zwar manche Eigenschaften der bekannten hatte, dafür aber wieder eigene. Es that mir Leid, daß ich den Nahmen meines Alten nicht wußte, ich hätte ihn sonst gern dieser Erde beygelegt, um ihm auf

meinem Zettelchen ein Compliment zu machen. Uebrigens muß ich sehr genau bey meinen Untersuchungen verfahren seyn, denn als ich alles zusammen addirte was ich gefunden hatte, so machte es genau hundert. So eben hatte ich den letzten Strich in meiner Rechnung gemacht, als der Alte vor mich hintrat. Er nahm das Papier und las es mit einem sanften Lächeln, das kaum zu bemerken war; hierauf wandte er sich mit einem Blick voll himmlischer Güte mit Ernst gemischt gegen mich, und fragte, weißt du wohl, Sterblicher, was das war, was du da geprüft hast? Der ganze Ton und Anstand, womit er dieses sprach, verkündigte nunmehr deutlich den Ueberirdischen. Nein! Unsterblicher, rief ich, indem ich mich vor ihm niederwarf, ich weiß es nicht. Denn auf mein

Zettelchen wollte ich mich nun nicht mehr berufen.

Der Geist. So wisse, es war, nach einem verjüngten Maßstabe, nichts geringeres als — die ganze Erde.

Ich. Die Erde? — Ewiger, großer Gott! und das Weltmeer mit allen seinen Bewohnern, wo sind denn die?

Er. Dort hängen sie in deiner Serviette, die hast du weggewischt.

Ich. Ach! und das Luftmeer und alle die Herrlichkeit des festen Landes!

Er. Das Luftmeer? Das wird dort in der Tasse mit destillirtem Wasser sitzen geblieben seyn, und mit deiner Herrlichkeit des festen Landes? Wie kannst du so fragen? Das ist unfühlbarer Staub; da an deinem Rockärmel hängt welcher?

Ich. Aber ich fand ja nicht eine Spur von dem **Silber** und **Gold**, das den Erdkreis lenkt!

Er. Schlimm genug. Ich sehe ich muß dir helfen. Wisse: mit deinem Feuerstahl hast du die ganze Schweiz und Savoyen, und den schönsten Theil von Sicilien herunter gehauen, und von Africa einen ganzen Strich von mehr als 1000 Quadratmeilen vom Mittelländischen Meer bis an den Tafelberg völlig ruinirt und umgewendet. Und dort auf jener Glasscheibe — o! so eben sind sie herunter geflogen — lagen die **Cordilleren**, und was dir vorhin beym Glasschneiden ins Auge sprang, war der **Chimborasso**.

Ich verstund und schwieg. Aber neun Zehntheile meines noch übrigen Lebens

hätte ich darum gegeben, wenn ich meine chemisch zerstörte Erde wieder gehabt hätte. Allein um eine andere bitten, einer solchen Stirne gegenüber, das konnte ich nicht. Je weiser und gütiger der Geber war, desto schwerer wird es dem Armen von Gefühl ihn zum zweyten Mahl um eine Gabe anzusprechen, so bald sich der Gedanke in ihm regt, er habe von der ersten vielleicht nicht den besten Gebrauch gemacht. Aber eine neue Bitte dachte ich, vergibt dir wohl dieses verklärte Vater-Gesicht: O! rief ich aus, großes, unsterbliches Wesen, was du auch bist, ich weiß du kannst es, vergrößere mir ein Senfkorn bis zur Dicke der ganzen Erde, und erlaube mir die Berge und Flötze darauf zu untersuchen bis zur Entwickelung des Keims, bloß der Revolutionen wegen. Was würde dir das

helfen? war die Antwort. An deinem Planeten hast du ja schon ein Körnchen für dich zur Dicke der Erde vergrößert. Da prüfe. Vor deiner Umwandlung kömmst du nicht auf die andere Seite des Vorhangs, die du suchst, weder auf diesem noch einem andern Körnchen der Schöpfung. Hier nimm diesen Beutel, prüfe was darin ist, und sage mir was du gefunden hast. "Beym Weggehen setzte er fast scherzend hinzu: verstehe mich recht, chemisch prüfe es, mein Sohn; ich bleibe dieses Mahl länger aus. — Wie froh war ich, als ich wieder was zu untersuchen hatte, denn nun, dachte ich, will ich mich besser in Acht nehmen. Gib Acht, sprach ich zu mir selbst, es wird glänzen, und wenn es glänzt, so ist es gewiß die Sonne, oder sonst ein Fixstern. Als ich den Beutel aufzog,

fand ich ganz wider meine Erwartung, ein Buch in einem nicht glänzenden einfachen Bande. Die Sprache und Schrift desselben waren keine der bekannten, und obgleich die Züge mancher Zeilen flüchtig angesehen, ziemlich so ließen, so waren sie es, näher betrachtet, doch eben so wenig als die verwickeltsten. Alles was ich lesen konnte, waren die Worte auf dem Titelblatt: Dieses prüfe mein Sohn, aber chemisch, und sage mir was du gefunden hast. Ich kann nicht läugnen, ich fand mich etwas betroffen in meinem weitläuftigen Laboratorio. Wie? sprach ich zu mir selbst, ich soll den Inhalt eines Buchs chemisch untersuchen? Der Inhalt eines Buchs ist ja sein Sinn, und chemische Analyse wäre hier Analyse von Lumpen und Druckerschwärze. Als ich einen Augen-

blick nachdachte, wurde es auf einmahl helle in meinem Kopf, und mit dem Licht stieg unüberwindliche Schamröthe auf. O! rief ich lauter und lauter, Ich verstehe, ich verstehe! Unsterbliches Wesen, O vergib, vergib mir; ich fasse deinen gütigen Verweis! Dank dem Ewigen daß ich ihn fassen kann! — Ich war unbeschreiblich bewegt, und darüber erwachte ich.

12.

Auch ein paar Worte von Polen.

Wer in diesem kleinen Aufsatze die Wörter: Constitution, Revolution, Rebellion, Kosciusko, Targowitz, Jacobiner und Französisches Geld sucht, wird gewiß vergeblich suchen. Vielleicht findet er aber hier und da einen kleinen Zug, der sich bey der Lectüre von Blättern gebrauchen läßt, in denen jene Wörter vorkommen. Es ist ein bloßes Sittengemählde, das zwar nur wenig umfaßt, aber dennoch auf das Ganze schließen läßt, klein, aber von großer Wahrheit. Man ist zwar in Deutschland nicht bloß unter Gelehrten, sondern selbst in den minder unterrichteten Classen von Menschen von dem Vorurtheil zurückgekommen, als

gäbe es in Polen nichts, als adliche Despoten, Kantschuhe, schmutzige Juden und Weichselzöpfe. Allein wie es trotz der Bemühungen so vieler vortrefflichen Männer noch hier und da unter diesem braven Volke aussieht, werden die Leser aus diesem kleinen Beyspiele beurtheilen können. Warum es aber so aussieht, ist eine Frage, die schwerlich jemand, der kein Ex-Jesuit ist, mit Präcision wird beantworten können. Ob es je anders werden wird, ist noch schwerer zu entscheiden. Vielleicht denkt man an diesen Schlamm, wenn man einmahl mit dem Pontinischen fertig seyn wird.

Ich sah, sagt der Bischof Kosakovski*) (1792 Coadjutor von Lithauen) da, wo ich mich aufhielt, und selbst auf

*) S. die bekannten Nachrichten von Polen im 1ten Theil.

dem Wege, erschreckliche Figuren einherschleichen, welche die Pferde scheu machten und mit Lumpen behangen waren, männlichen und weiblichen Geschlechts. Die noch unmündigen Kinder lernten die Lebensart ihrer Aeltern — und gleichwohl war die Erde fruchtbar und fett, welches mich augenscheinlich überzeugte, daß es nur an Lehrern fehle, welche den Fleiß beleben, Sittlichkeit pflanzen, und ihrem Nächsten aus dem Stande der Ohnmacht helfen möchten. Den Pfarrer traf ich auf dem Kirchhofe lärmend und scheltend an. Er war ein untersetzter, starker, schwarzer [von Gesicht nähmlich] und runzeliger Mann, dem die Augenbraunen über die Augen hingen. In der Hand hielt er einen Stock und sah mich kaum mit halben Augen an. Ich wollte dieser donnernden Miene nicht entgegengehen, sondern

ging in die Kirche. [Nun höre man was für ein christliches Gotteshaus dieses war]. Neben der Thüre erblickte ich mehrere Halseisen, eiserne Schellen für Hände und Füße, und Ringe für den Leib angeschlagen, und an der Thüre selbst hingen zwey aus dicken Seilen zusammen gedrehte Peitschen. [Mein Gott! war denn niemand da die Worte darüber zu schreiben: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht!]. Beym Eingange in die Kirche lagen auf der einen Seite allerhand unbekannte Geräthe, Hörner auf den Kopf zu setzen und ein großer Strohkranz, [vermuthlich Schimpf-Schmuck für arme Wild- und Felddiebe, denn daß sie bey Copulationen gebraucht worden wären, ist nicht wahrscheinlich], in kleine Tücher gehüllte Götzen und dergleichen. Auf der andern

Seite war eine große mit einem starken Vorhängeschlosse verwahrte Sparbüchse [vermuthlich der Hausgötze des schwarzen Mannes] und dabey das Weyhwasser. Einige vierschröterige mit gehörigen (Aufklärungs-) Prügeln versehene Kerls, hatten beym Eingang in die Kirche die Wache. [Was war das? Nöthige sie herein zu gehen? oder nöthige sie wegzulaufen?]. Der Gottesdienst [so wie etwa der Kirchhof eine Sanitäts-Anstalt ist] fing sich mit einem durchdringenden Geschrey auf dem Kirchhofe an; [also mit Heulen und Zähnklappen] ich ging geschwind hervor und sah den Herrn Pfarrer mit Chorhemd und Stole bekleidet, das Kreuz in der Hand haltend, über einem auf die Erde gestreckten Unglücklichen stehen, welchen unter geistlichen Ermahnungen zwey Kerls mit zwey

dicken [leiblichen] Stricken bläueten. [Wenn solche Ermahnungen die von der Natur eigentlich zu ihrem Empfang bestimmte Stelle treffen, so wird wenigstens dem unanständigen Niedersitzen während des Gottesdienstes dadurch vorgebeugt]. Acht oder zehn wurden so nach der Reihe hingelegt. Aus dem geistlichen Unterricht selbst erfuhr ich die Ursachen, daß dieses die Strafe dafür wäre, daß

1) diese Leute zu ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen das Getränk bey Juden, als Feinden Christi, mit Vorbeygehung der Schenke (des Freundes Christi) des Herrn Pfarrers genommen hatten, wo es theurer und schlechter, und oben drein mit kleinerem Maß geschenkt wurde, aber sonst ohne allen [kirchlichen] Makel war.

2) Daß sie sich bey Ketzern, Juden und

Ungläubigen vermiethet hatten; und

3) daß sie dem Ruf des Herrn Pfarrers zur Bebauung der [heiligen] Erde seiner Aecker [vermuthlich für bloße auf den Himmel gestellte Assignate] nicht wollten gebrauchen lassen.

Deutscher Landsmann, der du dieses liesest, hebe deine Hände auf zum Himmel und danke ihm, daß er dich in ein Land gesetzt hat, wo es freylich auch Halseisen gibt, aber bloß zu deiner Sicherheit, und Schellen, in die dich niemand schmieden kann, als du selbst durch deine Thaten; segne das Land, wo kein Sterblicher die Macht hat, dich auf den Kirchhof hinzustrecken, als wiederum nur du durch deine Ausschweifungen, oder der Todtengräber, oder höchstens der Arzt; wo dir geistliche Ermahnung und Lehre aller Art überall frey und offen

steht, und wo du dich zur leiblichen immer mit Muthwillen selbst drängen mußt, und endlich das Land, wo, wenn auch Kopfzierden aufgesetzt werden, wie die, die da in der Kirche lagen, sie doch nie den armen Wilddieb krönen, sondern nur den armseligen Jäger selbst, der nicht Mann genug war, oder nicht Kopf genug hatte, das Bischen Wildpret zu hüthen, das in seinem häuslichen Park, zwischen Tisch und Bett friedlich einherging.

13.

Das Luftbad.

In unserm Taschenbuche von 1792 haben wir einige Nachricht vom Seebad gegeben, und nachher mit Vergnügen bemerkt, daß unsere Vorschläge nicht ganz fruchtlos gewesen sind. Der Himmel gebe, daß es die Bäder selbst eben so wenig seyn mögen, woran wohl nicht zu zweifeln ist. Würden auch in einem Jahr nur zehn Krankheiten damit abgewaschen, so wäre der Nutzen schon sehr groß, zumahl in dieser traurigen Zeit, wo die Arzeneyen täglich theurer und die Krankheiten immer wohlfeiler werden. Diesen Artikel wollen wir dem Luftbad widmen, das vermuthlich die wenigsten unsrer Leser noch

Google

in dem Lichte werden betrachtet haben, in welchem es hier erscheinen wird.

Ehemahls badete man sich bloß im Wasser und sehr viele Völker, nahmentlich die gesundesten, kennen bis diese Stunde noch keine andere Bäder als See- und Flußbäder. Hätten sie auch schon einige darüber, so haben sie doch die Wörter nicht dazu, und das ist gerade so viel als hätten sie gar nichts. In der Christenheit badet man sich jetzt in allen vier Elementen, und da, wo man deren fünfe zählt, obendrein auch im fünften. Erstens im Wasser; zweytens im Feuer so weit man es vertragen kann, dahin gehören die Russischen Schweißtreibhäuser, und die den Alten schon bekannte Insolation und Aprication, das Sonnen, wenn man diese nicht etwa lieber ein Lichtbad nennen will;

drittens in der Luft, wovon wir sogleich reden werden; viertens in der Erde. Dieses Bad sowohl, als das Wort dazu, ist eine Erfindung des berühmten Dr. Graham, des Erfinders des himmlischen Bettes. So kostbar sein himmlisches Bett war, so wohlfeil ist sein Erdbad. Man läßt ein Loch in die Erde graben, so tief, daß man darin bis an den Hals stehen kann, und stellt sich nackend hinein, läßt alsdann wieder Erde hinzuwerfen, und etwas fest anstampfen bis an den Hals. Es darf nichts frey bleiben, als der Kopf, selbst die Arme nicht, daher man sich in ameisenreichen Gegenden die Ameisen wedeln lassen muß. Auch die Hunde müssen entfernt werden, weil diese manche Köpfe leicht für Ackersteine halten möchten. Es soll dieses Bad ein Mittel wider sehr viele Uebel seyn,

Digitized by Google

fast so wie das Grab selbst, das am Ende alle heilt, und Grahams beyde Erfindungen, Erdbad und himmlisches Bett in sich vereint. Der gelehrte Erfinder hat auch eine Theorie davon gegeben; sie ist aber etwas verwickelt, und erwartet noch ihre Bestätigung erst von der Erfahrung. Der Dr. selbst hat es einigemahl ohne Schaden gebraucht; andere wollen es nicht rühmen. Es gehört also in der Materia medica in die reiche Classe von Arzeneymitteln, die zuweilen nicht schaden. Fünftens endlich das Bad im fünften Element, ich meine das elektrische. Hierzu könnte man noch ein sechstes rechnen, Mesmers magnetisches Bad, und endlich bloß der Zahl Sieben zu Liebe, das Quecksilber- oder Mercurial-Bad. Dieses paßt freylich nicht so ganz hierher. Wer

indessen Philosophie studirt hat, wird mir diese Einschaltung leicht vergeben, und bloß der Unstudirten wegen merke ich an, daß man es mit dem Verpacken von Begriffen hält, wie mit dem Verpacken von Waaren. Wenn alles in der Kiste ist, was eigentlich hinein gehört, und es schlottert noch, so steckt man etwas anderes dazwischen.

Daß den nackenden Körper ganz, einer angenehm kühlen oder auch selbst einer kalten Luft auf kurze Zeit auszusetzen, eben die Wirkung ungefähr thut, wie das kalte Bad, wenigstens die angenehme Wärme beym Ankleiden hervorbringt, wie ein mäßig gebrauchtes kaltes Bad, werden vermuthlich mehrere unserer Leser aus der Erfahrung wissen. Ja bey der guten Wirkung des kalten Bades selbst ist es ungewiß, wie viel davon der Berührung

Digitized by Google

der Luft zugeschrieben werden muß, die nun, nachdem der Leib von allen unmerklichen Unreinigkeiten die die Ausdünstung zurück läßt, gereinigt ist, desto näher an den Körper antreten, und die beste Wirkung in kurzer Zeit hervorbringen kann. Vermuthlich ist auch die Sache von Aerzten schon weiter untersucht worden als mir bekannt ist. Ich führe hier nur an, daß Franklin, dessen flüchtigste Aeußerungen immer mit Respect gehört zu werden verdienen, ein großer Freund von dem Luftbad gewesen ist. Besonders verdient aber hier erwähnt zu werden, das, freylich sonderbare, Cabinettstückchen von einem Menschen, ich meine Burnet Lord Monboddo, ein bekanntlich schwer gelehrter Mann. Der berühmte Schauspieler Foote nannte ihn eine Elzevirsche Ausgabe von Dr. Johnson, vermuthlich weil sein An-

blick weder an Coloß noch Bär, erinnert, wovon das Kaliber des erstern und die Sitten des letztern leicht jedem ins Gedächtniß kommen mußten, der das Glück hatte den Doctor zu sehen, oder das Unglück ihm zu widersprechen. Man weiß leider freylich, daß Lord Monboddo glaubt, die Menschen wären ehemahls riesenmäßig und dabey geschwänzt gewesen; daß er sogar deßwegen den Weltumseglern Untersuchungs-Plane vorgelegt hat, die Sache aufs Reine zu bringen; daß er glaubt er spreche das Griechische völlig so aus, wie man es ehemahls zu Athen ausgesprochen habe; daß er sich mit Oel salbt wie die Alten ꝛc. Alles dieses kümmert uns hier wenig, genug er nimmt sehr oft ein Luftbad, das ist, er macht sich ganz nackend, in freyer Luft, eine starke Bewegung, und glaubt, daß er es

diesem Verfahren zu danken habe, daß er sich in seinem siebenzigsten Jahre noch so jung fühlt, als in seinem dreyßigsten. Auch hat man mir erzählt, daß er die Fräulein Burnet, seine Töchter, zuweilen nöthigen soll, dieses Bad zu gebrauchen, welches wegen der großen Durchsichtigkeit der Luft und (da man bey Tage baden muß) der großen Scharfsichtigkeit der im Stande der Schuld Lebenden wegen, immer eine bedenkliche Cur ist. Dieses alles war längst bekannt, und man achtete nicht viel darauf. Nun aber fängt doch die Sache an ernstlicher zu werden, wenigstens ist sie nun dahin gebracht, daß man davon reden kann, ohne zu fürchten, durch gesuchte unnütze Grübeley die Würde der Naturlehre, oder durch muthwillig scheinende Vorschläge die Majestät der Sittsamkeit und Unschuld zu beleidigen.

Ein Englischer Arzt, Abernethy *), hat durch viele Geduld erfordernde Versuche gefunden, daß das, was in der Luft, die die menschliche Haut berührt, theils durch Uebergang aus dem Körper, in dieselbe, theils durch Eintritt aus ihr in den Körper vorgeht, große Aehnlichkeit mit dem bekannten Ein- und Ausathmungs-Prozeß durch die Lungen habe. Reine dephlogistisirte Luft wird ungefähr eben so dadurch verändert, als durch das Ein- und Ausathmen. Da nun der Lungen-Prozeß bisher mit großer Wahrscheinlichkeit für den Hauptquell der Wärme warmblütiger Thiere gehalten wurde: so folgt daraus, daß, wenn diese Versuche

*) Surgical and physiological Essays by *John Abernethy* P. II. London 1793. Die Abhandlung selbst ist überschrieben. On the nature of the matter perspired and absorbed from the skin.

richtig sind, der Mensch gleichsam über den ganzen Körper einathme, ohne es zu wissen, und also ohne sein Zuthun einen Zufluß von Wärme erhalte, der ihm bisher so unbekannt geblieben ist, als es für unzählige Menschen, noch bis jetzt, die Ausleerungen sind, die an der Oberfläche vorgehen. Erhält aber der Mensch Wärme durch Einathmen (so wollen wir es nennen) über die ganze Haut: so muß die Kleidung nothwendig ein großes Hinderniß für diesen Prozeß werden. Zwischen Fell und Hemd u. s. w. muß sehr bald eine Luft entstehen, die für den Prozeß nicht mehr taugt, und die Erstickung muß ihren Anfang nehmen, wenigstens zwischen Fell und Hemd. Gesicht und Hände athmen indessen noch fort. Wer weiß ob nicht bey dem schönern und wärmern Geschlecht, die die

Gränzen der Nacktheit an Armen und Busen zuweilen etwas erweitert haben, ein dunkles Vorgefühl dieser neuen Wahrheit zum Grunde lag. Ja wer weiß, ob nicht, was, wo ich nicht irre, unser vortrefflicher v. Cronegk geweissagt hat, eben aus diesem dunkeln Vorgefühl von Abernethy's Theorie, der tiefe Ausschnitt am Busen, und der hohe Abschnitt am Unterrock sich endlich einander auf halbem Wege begegnen und zum bloßen Feigenblatt unserer ersten Aeltern zusammenschmelzen werden. So führt auch diese Theorie, so wie die neueste Politik auf eine baldige Wiederkehr vom paradiesischen Stand der Unschuld und Gleichheit. — Ein sehr netter Schluß der unmittelbar aus Hrn. Abernethy's Erfahrungen folgt, ist, daß, wenn es einen in Kleidern friert, es einen deßwegen noch

nicht gerade auch nackend frieren müsse. Denn es könnte uns ja bloß deßwegen in Kleidern frieren, weil der Wärme-Erzeugungs-Prozeß nun über eine so große Fläche der Haut gehemmt ist, daß freylich die Nase und die Fingerspitzen den Verlust bald empfinden müssen. Wir berufen uns hierbey auf die Erfahrung. Man versuche es einmahl und kleide sich nackend in einem Zimmer aus, das bis zu dem Grade kalt ist, daß man sich die Hände reiben und ein kleines Feuer wünschen möchte: so wird man deutlich bemerken, daß die unangenehme Empfindung von Kälte gar nicht zunimmt, wenigstens gar nicht in der Verhältniß, in der man es nach einer solchen Entblößung erwarten sollte. Ja ich möchte fast sagen, man fände sich wärmer, wenigstens behaglicher. Es mag nun hier Wärme nach Abernethy's

Digitized by Google

Vorstellung erzeugt werden, oder die kalte Luft mag wirken wie kalte Bäder überhaupt, und in der Haut sowohl als den Gefäßen die Spannung hervorbringen, die den Umlauf des Bluts begünstigt, und auf diese Weise erwärmen. Ja es kann beydes zugleich Statt finden, oder auch beydes einerley seyn, nur anders gedacht. Genug, daß es im Ganzen wahr ist. Es scheint also nichts weniger als verwerflich zu seyn, sich tagtäglich oder wenigstens zuweilen auf eine kurze Zeit nackend der Luft auszusetzen. Doch ist es unser ernstlicher Rath, ja dabey einen Arzt zu befragen, oder wenigstens, nach Maßgabe der Beschaffenheit des Körpers, behuthsam zu Werk zu gehen, damit nicht in unserm Contor Klagen über Schnupfen, Zahnweh und Erkältungen einlaufen. Denn unser kleines Taschenbuch möchte lieber

alles in der Welt seyn, nur kein: *Jeder Mensch sein eigner Doctor*, das wohl im Grunde nicht anders sagt, als: Jeder Mensch sein eigner Giftmischer. In wie fern durch Hrn. Dr. Fausts Vorschläge zu Kindertrachten, die Sache eingeleitet werden könnte, oder wie weit sich seine Vorschläge mit dieser Theorie vertragen, oder ob nicht von dieser Seite her selbst seine Vorschläge eine anständigere Einleitung hätten erhalten können, überlasse ich dem sehr würdigen und gewiß wohlmeinenden Manne selbst zur Entscheidung. Er hat sicherlich sehr viel Wahres gesagt, das aber wenig Eindruck gemacht hat, weil der Hauptgesichtspunkt, wie mich dünkt, etwas unanständig gewählt ist. Es wäre genug gewesen nur einmahl in einer einzigen Zeile auf so etwas hinzuweisen; man hätte ihn doch

verstanden. Hat es nicht überhaupt eine besondere Beschaffenheit mit unsrer jetzigen Schriftstellerey, daß man über heimliche Sünden überall öffentlich schreiben kann, aber über öffentliche immer heimlich schreiben muß, wenn man nicht eingesteckt seyn will?

So viel von dem Luftbad, das freylich den Nachtheil mit sich führt, daß man, um es zu gebrauchen, fast weiter nichts nöthig hat, als im Freyen das Hemd einmahl über die Ohren zu ziehen. Alle die herrlichen Reisen nach fremden Gegenden fallen weg, und mit diesen auch die zu manchen Zwecken so zuträglichen Trennungen der im Himmel zusammen geschlossenen, ich meine die so genannte Strohwitwenschaften. Die Aerzte müßten denn etwa zeigen, daß zu einem ächten Luftbad eine reinere und daher

höhere Luftschicht nothwendig gewählt werden müßte, und sonach, den **Harz** oder die **Bergstraße** oder die **Schweiz** in Vorschlag bringen, wo dann freylich die Unternehmer Sorge tragen müßten, der **Durchsichtigkeit** und **Scharfsichtigkeit** zu begegnen, von der wir oben geredet haben.

Digitized by Google

14.

Ueber Gewitterfurcht und Blitzableitung.

(Auf Verlangen.)

Jetzt, da ich dieses schreibe, (im Anfang des August 1794) zeigen sich bey uns, so wie an mehreren Orten, Spuren der Ruhr. Es sollen wie man sagt, schon sechs Menschen daran gestorben seyn; das wären also schon gerade noch einmahl so viel in wenigen Tagen, als der Blitz Menschen in unserer Stadt in mehr als einem halben Jahrhundert *)

*) Die ältesten Menschen erinnern sich bloß dieser drey Fälle, die sich alle in den letzten sechs und zwanzig Jahren ereignet haben. Die hiesige Chronik, die sonst sorgfältig von Einschlagen spricht, erwähnt nur eines einzigen

getödtet hat; und wie viele Menschen mag die Ruhr wohl in diesem halben Jahrhundert getödtet haben? Und doch ist man dabey sehr ruhig. Ich sehe sogar, daß man nicht einmahl für die wohlfeilsten Ruhrableiter sorgt. Man geht noch immer in den dünnsten Westchen einher, obgleich der Wind schon über die Stoppeln weht; ja ich habe bemerkt, daß man noch vor wenigen Tagen hier und da bey offenen Fenstern schlief, die man bey Gewittern sehr sorgfältig verschloß; und doch hat man kein Beyspiel, daß der Blitz je zu einem offenen Fenster hineingefahren wäre, da hingegen die Ruhr gar leicht in

Falles, den man nicht einmahl hierher rechnen kann, denn der Blitz traf nicht den Verunglückten selbst, sondern er wurde von Steinen getödtet, die der durch denselben entzündete Pulvervorrath umher warf. Also hätte statt des halben Jahrhunderts ein weit größerer Zeitraum im Text gesetzt werden können.

Digitized by Google

die Schlafkammern schlägt, wenn sie ein offenes Fenster findet, zumahl, wenn sie unversehens, nach einem heißen Tage, mit einem kühlen Regen und einem feuchten Lüftchen ankömmt. — Ist das nicht sonderbar? Wie würden sich wohl die Menschen in diesen Tagen verhalten, wenn die Ruhr, wie ein dickes, schwarzes Gewölk, oder gar wie ein dunkelgrünes, dergleichen Donnerwetter einmahl jemand gesehen haben wollte, am Horizont herauf, niedrig und langsam angezogen käme, die Spitzen der Bäume berührte, den Tag in Dämmerung verwandelte, und nun das bestimmte Schlachtopfer jedesmahl mit einem Donnerschlag befiele, der die Häuser beben machte? Blitzen sollte es nicht dabey, doch um den Schlag anzukündigen, müßte etwa die Dämmerung einige Secunden vor demselben noch um einige Tinten-

Stufen schwärzer werden. Ich glaube des Singens und Bethens würde kein Ende seyn. Ja ich fürchte, selbst mancher Weise (sapiens) möchte sich von einem solchen Himmel etwas mehr als bloß decken lassen. Daß dabey die tödtlichen Schläge sich noch besonders auszeichnen müßten, versteht sich. Wie da? Und doch schwebt jetzt ein solches Wetter über unsern Häuptern, nur ohne Donnerschläge und schwarzgrüne Wolken, die überhaupt gerade die Nebensache bey dem Handel wären, und wir setzen unsere Geschäfte ruhig fort. Nun bedenke man noch die Fieber- Pocken- und Schlagfluß-Wetter, die immer umherziehen und einschlagen. — — Doch wir überlassen diese Betrachtungen dem Leser, aus Furcht durch weiteres Ausmahlen die Gattungen der Donnerwetter für manche Menschen zu

vermehren, für die schon eine einzige zu viel ist. Nun zur Anwendung:

Also in Göttingen sind in einem halben Jahrhundert und darüber nur drey Menschen vom Blitze getödtet worden, und dieses, welches ein Hauptumstand ist, nicht einmahl in drey verschiedenen Schlägen, sondern in zweyen *). Ferner, so weit die Erinnerung alter Menschen und die hiesige Chronik reicht, hat der Blitz hier niemahls gezündet, ausgenommen im Jahr 1555, zwischen Weihnachten und Neujahr, unsern damahls viel höhern Jacobithurm, und dann einmahl in einem Pulverthurm. Doch wurde nicht der Thurm gezündet, sondern das Pulver; also Wohnhäuser, so weit unsere Erfahrung reicht, eigentlich nie, und dennoch

*) Zwey Personen tödtete der Strahl am 26 Jul. 1768 auf einmahl, und einen Dritten am 24. Jun. dieses Jahrs (1794).

fürchtet man sich, wie ich höre, noch hier und da bey einem Donnerwetter wie bey einer Belagerung. Ich bitte Euch, theuerste Phantasiekranken, wenn es donnert, einmahl einen Augenblick nur an das Wort Belagerung zu denken und euch allenfalls an unsere braven Landsleute, zum Beyspiel in Menin, zu erinnern, wo es überall donnerte und blitzte, überall einschlug, überall zündete und überall tödtete, und das in einer Viertelstunde mehr, als der Blitz bey uns in 500 Jahren. Und dennoch fürchtet ihr euch, die ihr bey der herrschenden Ruhr gelassen bleibt? Also so viel vermag eine finstere Wolke und ein Bischen Donner über Euch! O! ich fühle, daß es fast kindisch ist, selbst bey dem schweresten Donnerwetter, an die leichteste Belagerung zu erinnern, aber ich weiß auch, daß manche

Menschen, die sich vor dem Tode fürchten, es gar wohl vertragen können, daß man sie mit Rettungsmitteln erstickt. Jemand, der sich aus Furcht nicht entschliessen konnte sich einen Zahn ausziehen zu lassen, ging mit hohem Muthe an das Werk, nachdem man ihn an die Gelassenheit erinnert hatte, womit Sokrates seiner großen Seele den Körper auszog. Wenns nur hilft. Jedermann ist Herr in seiner Geistes-Oeconomie, und wir wollen uns nicht darum bekümmern, warum es gut geht, wenn's nur gut geht. Ist doch wohl manche große Heldenthat, in der nachher der Geschichtschreiber auf der Stube große Plane witterte, gethan worden, auf daß eine Opernsängerinn den Nahmen des Helden in den Zeitungen lesen möge. So wird die Welt regiert, also warum nicht ein Herz, das an der Donnerfurcht

(Brontophobie) erkranket. Man schaffe alles herbey, und denke sogar an seine braven Landsleute in Menin. Ich weiß, daß dieser Trost so wirksam gewesen ist, daß, während der Donner rollte, und der Regen wie Hagel an die Fenster schlug, der Patient dabey selbst über seine eigene Furchtsamkeit zu lächeln anfing, des Contrasts wegen. Er fühlte sich lächerlich und bey diesem Gefühl, sehr wohl. Wirklich ist es auch die einzige Lage in der Welt, worin sich allenfalls ein Mann von Ehre mit Wohlbehagen lächerlich finden läßt, wenn er dem eingebildeten Todes-Streich, den er ängstlich schon über sich schweben sieht, dadurch entgehen kann, daß er sich dem wohlgemeinten Spotte eines gutmüthigen Freundes auf ein paar Minuten aussetzt. Besser aber, man spottet über sich selbst. Ich

rathe also noch einmahl, beym Donnerwetter an Belagerung zu denken, das Lächeln über sich selbst wird schwerlich ausbleiben. So viel gegen unsere armen Phantasiekranken. Nun aber auch ein Wort Für sie.

Zum Theil liegt freylich der Grund von jener übermäßigen Furcht da, wo noch so mancher andere von unserm Elend liegt, in der Erziehung. Horch! der liebe Gott zürnt, sagt man Kindern, wenn es donnert, aber nicht Siehe! Er zürnt, wenn man ihre kleinen Mitbrüder bey einer Pocken-Epidemie zu halben Dutzenden an einem Tage zu Grabe trägt. Diese traurige Vorstellung wird dann ferner noch durch eine andere sehr alltägliche begünstigt, daß der liebe Gott seinen Wohnsitz unmittelbar über den Wolken habe, so wie diese wiederum Unter-

stützung durch Mythologie erhält, die man immer noch (freylich mit Recht) neben dem Christenthum her treibt. Hierzu kömmt dann unwandelbare, menschliche Natur; die unwiderstehliche Macht des Klanges über unser ganzes Wesen. Selbst die gefühllosesten Menschen werden durch den Donner der Pauken bey einem; Herr Gott dich loben wir, an einem Dankfest, dem übrigens ihr Herz beypflichtet, zu Thränen hingerissen; und Händels majestätisches: Gib ihnen Hagelsteine für Brod (*Give them hailstones for bread*), wirkt mit der Macht des Donners auf die Versammlungen. Auch der Wilde fürchtet den Knall der Kanone schon, ehe er noch die Wirkung ihrer Kugeln kennt. Ich möchte wohl wissen, ob man Beyspiele von Taubgebornen hat, die sich vor dem Gewitter gefürchtet haben.

Wenn mich mein Gefühl nicht täuscht, so glaube ich, ich würde mich ehemahls wenig oder gar nicht vor einem Gewitter gefürchtet haben, das nicht gedonnert hätte. Jetzt kann es dem Guthörenden wenig helfen, wenn er die Ohren zuhält, aber daß es doch, etwas wenigstens, helfen soll, haben mich große Kenner aus eigener Erfahrung versichert. Gegen diese durch schlechte Erziehung erst eingepflanzte und dann durch menschliche Natur von einer Seite begünstigte Furcht, weiß ich in der Welt keinen Rath, als man lehre den Patienten Wahrheit in ihrer reinsten Form, die schadet niemahls. Man erkläre ihm was das Gewitter ist, ohne leichtsinnige Herabsetzung noch ängstliche Uebertreibung der Gefahr. Man vergleiche die Gefahr dabey mit der von Krankheiten, wie wir oben gesehen haben,

und zeige mit aller der Stärke, die man dem Satze, ohne tiefe Einsicht und ganz ohne Rednerkünste so leicht ertheilen kann, daß die Gewitter die leichtesten Epidemien sind die einen Landstrich befallen können. Eigentlich gar keine. Der Schlagfluß, vor dem kein Mensch einen Augenblick sicher ist, tödtet in jedem Städtchen in einem Jahre mehr Menschen, als der Blitz in einem großen Lande, in zehen. Man sage ihm, daß der Blitz, dessen Donner die Erde beben macht, sich durch ein wenig Draht oder ein Bischen Vergoldung hinleiten läßt, wo man ihn hin haben will. Daß er Menschen tödtet, (jedoch nicht einmahl alle die er trifft), habe er mit jedem fallenden Dachziegel, und daß er Häuser anzünde, mit jedem verwahrloßten Lichte gemein. Bey weiten die wenigsten Feuersbrünste rühren vom

Blitze her, gerade so wie bey weiten die wenigsten gewaltsamen Todesarten. Man sage ihm dieses. Kann er sich bey dieser Lehre des Lächelns nicht enthalten (welches Gottlob! gewöhnlich der Fall ist), desto besser. Ja ich rechnete schon zum voraus auf dieses Lächeln, als ich es niederschrieb: daß bey weiten die wenigsten Feuersbrünste vom Blitze herrührten. Es ist immer gut und selbst angenehm, Furcht und Trost sich auf einer Stelle begegnen und becomplimentiren zu lassen, wo der Rangstreit längst entschieden ist. Wenigstens für einen Dritten. Wäre es möglich unsere tagtägliche Feuersgefahr durch Donner anzudeuten, es würde nicht aufhören zu donnern, zumahl an Orten, wo man des Nachts im Bette studirt. Gottlob, daß die meisten dieser oft nahen Schläge kalt

sind. So viel von Gewitterfurcht für den Menschen, der seiner Vernunft noch mächtig ist. Er wird nach einiger Uebung finden, daß zwar der Donnerschlag bey ihm nichts von seiner Erhabenheit und Größe verlieren, aber in ihm eben das seelenstärkende, hohe, andächtige Gefühl, ohne alle Furcht, erwecken wird, womit ihn der Paucken-Donner bey einem: Herr Gott dich loben wir rc. erfüllt. Was ihm sonst schrecklich war, wird ihm nun eine Art von Unterhaltung werden, die er außer dem Trost, den er andern Anwesenden damit reicht, sogar erblich machen kann. Ein kleiner Wink für Hausväter und Hausmütter, den ich zu verstehen bitte. — Armseligen Nervenkranken kann freylich nicht gepredigt werden, für die ist die Kirche aus; man muß sie dem Arzt übergeben, der sie nach der

Apotheke begleitet. Ein Spaziergang, der, die Begleitung des Arztes abgerechnet, an manchen Orten ohnehin schon sehr gewöhnlich seyn soll.

Aber nun! Wenn es gar in unsrer Macht stände, diesen Blitz, von dem wir uns, der Paucken-Parade wegen, womit er sich zeigt, so sehr fürchten, ganz von unsern Häusern, wo nicht zu entfernen, doch eben so unschädlich für sie zu machen, und ihn eben so von uns abhalten zu können, wie wir von uns und unsern Meubeln den Regen durch Dächer abhalten. Aber dieses können wir. Und zwar gerade mit der Zuverlässigkeit, mit der wir uns gegen den Regen unter einem guten Obdach, und gegen den Sonnenstich unter einer dichten Laube verwahren. Daß dieses nicht jedermann glaubt, ist nicht zu verwundern. Wir haben so selten

Gelegenheit die Probe zu machen, weil leider! jene Schirme gegen den Blitz noch immer nicht den allgemeinen Eingang finden wollen, der nöthig wäre jene Ueberzeugung endlich zu bewirken. Wäre zum Beyspiel eine ganze Stadt mit Bley oder Kupfer gedeckt, so daß auch kein Stall ohne ein solches Dach wäre, und würden diese Dächer alle gehörig durch Metall mit der Erde verbunden: so würde man gar nichts mehr von schädlichen Wirkungen des Blitzes an diesem Orte hören, ja man würde am Ende gar nicht mehr wissen, ob und wo der Blitz herabgefahren sey, wenn er herabgefahren wäre. Nach einer Generation würde sich alles Schreckliche hierbey völlig verlieren; man würde dem Donnerwetter, das man jetzt wie eine Belagerung fürchtet, zuhören, wie der Kanonade bey einer Musterung, und

dem Wetterstrahl zusehen wie einem Lustfeuer. Hörte man von andern Orten her, daß unarmirte Häuser vom Blitz gezündet oder Menschen in denselben getödtet worden wären, so würde man dieses eben so wenig seltsam finden, als daß es jemanden auf seinen Speicher regnet, wenn das Dach nicht verwahrt ist, oder daß jemand bey einem Gewitter naß wird, der sich nicht unterstellt. So muß es kommen, wenn alle Gewitterfurcht sich von der Erde verlieren soll. Man muß nur deutlich und anschaulich einsehen lernen, daß man sich vor dem Blitze sichern kann, wenn man will. Wer es nicht thun will, gut, *habeat sibi*, wenn er getroffen wird oder ihm sein Haus abbrennt. Ich habe oben das Donnerwetter mit der Ruhr verglichen, vielleicht schadet es nicht, es hier noch zu guter Letzt einmahl mit der Winter=

kälte zu vergleichen, also Wetter mit Witterung. Eine strenge Kälte ist etwas sehr viel Fürchterlicheres und Gefährlicheres als alle Donnerwetter von sechs Sommern zusammen genommen, ob es gleich gemeiniglich sehr stille dabey hergeht. Warum fürchtet man sich nicht davor? Deßwegen weil wir sichere Ableiter für dieselbe haben, Brennmaterialien und Kleidung. Wenn wir auch hören, daß Menschen, denen ihre Geschäfte oder ihre Armuth nicht verstatteten die Ableitung gehörig anzubringen, um ihre gesunden Glieder oder gar um ihr Leben durch die Kälte gekommen sind; so beklagen wir diese Unglücklichen mit Recht, aber die Kälte selbst wird uns durch solche Beyspiele nicht schrecklicher, weil wir wissen, woran die Schuld lag. Eben so und nicht um ein Haar anders verhält es sich mit

dem Blitze. So weit hat man es in der Naturkunde gebracht. Die Häuser werden von ihm gezündet und Menschen von ihm getödtet, weil sie nicht für Ableitung desselben gesorgt haben. Der Mensch, der sich bey einem Donnerwetter unter einen hohen Baum stellt, handelt eben so unvorsichtig, als der, der sich bey einer strengen Kälte im Freyen dem Schlafe überläßt. Wir wissen jetzt mit dem Grade von Zuverlässigkeit, daß man sich vor dem Blitze verwahren kann, mit dem wir es von der Kälte wissen. Daß man an die Verwahrung gegen den ersten nicht so gern geht, weil sie eines Theils kostbar und andern Theils das Einschlagen sehr selten ist, ändert hier für unsere Betrachtung schlechterdings nichts. Genug, daß der Satz außer allem Zweifel ist: Die Menschen werden vom Blitze ge-

troffen und ihre Häuser angezündet, weil sie es nicht anders haben wollten. Was die Ursache hiervon ist: Knauserey, Leichtsinn, Unwissenheit oder sonst etwas, darum haben wir uns hier nicht zu bekümmern.

Aber bleyerne und kupferne Dächer sind kostbar. Freylich. Aber sie sind auch glücklicher Weise zu unsrer gegenwärtigen Absicht nicht nöthig. Es ist schon vollkommen hinreichend, wenn nur die Schorsteine, die Firsten und alle hervorstehende Ecken der Gebäude mit zusammenhängenden Streifen von Bley oder Kupfer belegt, und alle diese Belegungen mit ähnlichen Streifen, die man an der Wand des Hauses herunter an die Erde führt, in Verbindung gebracht werden. Die hohen und spitzen Stangen können ganz wegbleiben. Unsere Absicht ist nicht,

hier diese Einrichtung zu lehren. Ohne Zeichnung würde vieles gar nicht verstanden werden, und selbst der nöthige Unterricht würde ein eignes Taschenbuch für die Liebhaber erfordern. Wir geben also bloß irgend einem künftigen Verleger hiermit den Wink zu einem solchen Taschenbuche, ohne uns, weder um den Titel desselben noch den davon zu erwartenden Vortheil, und am allerwenigsten um die Taschen der Deutschen zu bekümmern, die, nach dem zu urtheilen, was sie bisher hineingesteckt haben, ohnehin unmöglich viel kleiner als Maltersäcke seyn können. Wir verweisen aber dafür mit Ernst auf ein Werk, das niemand unbekannt bleiben sollte, den der wichtige Gegenstand, von dem hier die Rede ist, nur im mindesten interessirt, nähmlich auf Hrn. Reimarus neuere

Betrachtungen vom Blitze; die in diesem Jahre (1794) zu Hamburg erschienen sind. Das Werk ist von der einen Seite eben so lehrreich für den größten Kenner, als es von der andern herablassend für die gemeinste Fähigkeit ist. Amtleute und Prediger, oder sonst irgend ein Stand in der Welt, zu dem sich der Leidende flüchtet, und von dem er mit Recht Hülfe und Belehrung erwartet, sollten dieses Buch kennen, um rathen zu können. Will man nicht folgen. Auch gut. Nur spreche man alsdann vom Erschlagenen oder von dem vom Blitze Abgebrannten nie anders als von dem Erfrornen. Es ist völlig einerley. Der Unterschied, wenn einer da ist, liegt bloß in unserm Leichtsinn, in unsrer Nachlässigkeit, und leider! freylich etwas in unsrer Dürftigkeit, und was können die in der

Welt nicht verderben? Vielleicht wäre es gut, um wenigstens dem Furchtsamen, dem es bloß auf persönliche Sicherheit ankömmt, einige Hülfe zu verschaffen, wenn man an jedem Ort ein Gebäude, oder ein Paar recht gut gegen den Blitz sicherte, wo man bey einem schweren Donnerwetter hineingehen, oder sich auch incognito hineintragen lassen könnte. Es könnte dazu die Kirche oder auch das Hauptwirthshaus, die Schule, die Badstube u. s. w. ausersehen werden. — Am meisten ist es zu verwundern, daß die Großen und Reichen, die sich vor dem Gewitter fürchten, nicht mehr auf ihre Sicherheit und Ruhe dabey denken. Wollten sie auch nicht ihre ganzen Schlösser und Palläste sichern lassen, wie leicht könnte nicht ein niedlicher kleiner Pavillon im Garten dazu eingerichtet werden?

Man kann kaum, wenn man nur etwas von einem Baumeister oder Dichter ist, dem Trieb widerstehen, allegorische Verzierungen und Sinnsprüche für einen solchen Schlupfwinkel zu erfinden, in den sich die Götter der Erde verkriechen, wenn der Gott des Himmels zu donnern anfängt.

15.

Ueber das Eselslehn und die ehemahlige Weiberpolizey in Darmstadt.

Nachstehende Erzählung entlehne ich wörtlich aus der vortrefflichen Hessischen Geschichte meines würdigen und gelehrten Herrn Landsmanns des Hrn. Consistorial-Rath und Prof. Wenks zu Darmstadt. Der Inhalt derselben scheint, flüchtig betrachtet, etwas stark verfänglich für die Ehre der Hessischen Damen des 15ten und 16ten Jahrhunderts. Nur bitte ich ums Himmels willen, wenn ich hier von Ehre und Verfänglichkeit spreche, meine Worte nicht gleich wieder selbst in dem verfänglichsten Sinne zu nehmen. Es ist hier bloß von derjenigen Damen-Ehre die Rede, die die Begleiterinn jener stillen

Sanftmuth, jener himmlischen Nachgiebigkeit und jener unüberwindlichen Stärke, die in dem stillen Geständniß natürlicher Wehrlosigkeit liegt, bey allen gesitteten Völkern seit jeher gewesen ist. Für Diese Ehre, sage ich, scheint die Erzählung etwas verfänglich, für keine andere. Denn an Verscherzung desjenigen, was jetzt Damen-Ehre, und, wie mich dünkt, mit Recht ausschließlich heißt, konnte man damahls nicht denken, denn das ist, wie sich leicht erweisen ließe, wenn hier der Ort dazu wäre, offenbar eine neue Erfindung. Auch scheint bloß die Erzählung diesem ehrwürdigen Geschlecht allein nachtheilig. Ein großer Theil kömmt sicherlich dabey auf die Rechnung des andern. Es ist, wie man finden wird, bloß vom ehelichen Menschen die Rede. Aber wer nicht weiß, daß der

verheirathete Mensch, bloß einfach aus-sieht, aber wirklich ein einziges an sich ganzes, vierfüßiges Geschöpf ist, der weiß fürwahr sehr wenig, und muß entweder selbst nicht vierfüßig seyn, oder nicht verdienen es zu werden. Wird also, wie wir sogleich hören wollen, die eine Hälfte, ich meine die Frau, auf den Esel gesetzt; so möchte ich wohl wissen, wie es nur möglich ist den Mann nicht sogleich mit darauf zu setzen. Bringt der Mann die Frau selbst darauf, es gehe nun zu, wie es wolle, so thut sie weiter nichts als was Er ihr entweder schon vorgethan, oder Sie wenigstens in der Hoffnung gelitten hat, daß er ihr sogleich nachsteigen werde. — Ich setze nun die Erzählung mit des Hrn. Consistor. Raths eignen Worten her, und in Wahrheit mit nicht geringem Vergnügen,

nicht so wohl, wie man leicht denken kann, weil ich selbst aus dem Lande stamme, worin das Eselslehn ehemahls Statt fand (so etwas verschwiege sich wohl, wenn's weiter nichts wäre) sondern meinen verehrungswürdigen jetzigen Landsmänninnen hierdurch öffentlich meine Hochachtung dafür zu bezeigen, daß sie ihrem Deutschen Vaterlande nun mit Triumph zurufen können: so waren wir ehemahls leider! aber thut uns den Gefallen, kommt und seht, was wir jetzt sind; da man in mancher Provinz unsers lieben Vaterlandes gar oft hört: leider! ist es nun freylich mit uns so, aber thut uns den Gefallen und seht in die Chronik, da werdet ihr finden was wir wenigstens waren.

"Der alte, männliche Teutsche, heißt es in der oben genannten Schrift S. 519,

kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand also auch nichts schmälicheres als Weiberschläge. Das war eine Beschimpfung des ganzen männlichen Geschlechts, und so strafte man es auch. Die hiesige Stadt (Darmstadt) wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, die der adelichen Familie von Frankenstein unter dem Nahmen des Eselslehns zu Bessungen (einem Dorfe nahe bey Darmstadt) fielen, und die sie zuweilen wieder als Afterlehn an andere verlieh, zuletzt aber selbst behielt. Der Einhaber des Lehens mußte auf Erfordern der Stadt durch einen besondern Bothen einen Esel schicken, auf dem die unteutsche Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, nach Urthel und Recht durch die Stadt ritte. Das Recht, den Esel zu führen, hatte seine Einschränkung. Hatte die Frau ihren Mann durch

hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Frankensteiner Bothe: war aber der Mann in offner, ehelicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußte er den Esel selbst leiten. [Sehr recht, wie mich dünkt. Nachher wurde dieser Esel, vermuthlich auf Anrathen einer gescheidten Frau gebraucht, sonst ungezogene Männer zu bestrafen, denn im Jahr 1536 schrieben Bürgermeister und Rath zu Darmstadt an die Herren von Frankenstein]. "Unsern freundlichen Dienst zuvor. Ehrenveste besonders gute Freunde. Wir wissen Euch nicht zu verhalten, wie daß etliche Bürger unter uns haben, die sich ungebürlich und übel gehalten haben, daß wir sie in Willens uff nechst Aschermittwochen nach unserm alten Herkommens und Gebrauch zu straffen,

Dieweilen nun allewegen zu solcher Straffe uff Eschermittwochen die von Franckenstein oder ihre Lehenträger so das Lehen inne gehabt haben genannt Eßels Lehen, davon dann etlich Korn zu Bessingen gefällig rc. Derhalben an Euch unser freundliches Gesinnes und Begehren, Ihr wolt uns uff genannten Dag solchen Esel sambt dem Mann zu früher Tageszeit zuschicken, damit wir an unsern Sachen und Fürnehmen ohngehindert bleiben, wollen wir uns also unserm alten Gebrauch nach gäntzlich zu Euch versehen und im gleichen und mehreren umb Euch zu verdienen geneigt seyn. Darmstadt uff Montag Mathei Apostoli. Anno 1536."
Zu andrer Zeit aber verwahrten sich die Herren von Frankenstein ausdrücklich, daß sie den Esel nur gegen die bösen Weiber, die ihre Männer geschlagen, zu stellen

verbunden seyen. Und dieses bewährt ein, so wohl dem Inhalt als seinem Bürgerstyl nach, merkwürdiges Schreiben von Schulteis und Scheffen des bössen Hunderts zu Darmstat*) an Junker Hans von Frankenstein und dessen Bruder Georgs Kinder; "Unsern willigen Dienst mit Fleiß zuvor. Erbaren und vestigen lieben Junker. Es hat sich bey unsern Nachbauern zu Darmstat Zweidracht, Zank, Unenigkeit zwuschen etlichen übermutigen, stoltzen, pistigen und bossen Weibern erhaben, die sich haben uffge-

*) Schultheiß und Schöffen vom bößen Hundert geben sich in den Acten nicht nur selbst diesen Titel, sondern empfangen ihn auch von andern. Es scheint ein Ausschuß aus der Bürgerschaft gewesen zu seyn, der in Polizey- und Criminalsachen zu sprechen, auch vielleicht für die Verwahrung der Vestung zu sorgen hatte, und daher den Nahmen des bößen Hunderts erhielt. Anmerk. des Originals.

worffen gegen yren Männern, und haben sie understanden yre Männer zu schlagen, undt deren auch etliche das volbracht haben. Sollicher Gewalt, Frebel und Uebermut ist wider ein ganzen Sammlung einer Gemein, auch sonderlich wider das Burcklohn, und das böse Hundert, und diweil es dann in unser Straff so hart vervallen ist, und unß in keinen Wegk will geburen nachzulassen — — so ist es unser ernstlicher Fursaz dieselben zu straffen, bit und an seiner Ewr Westn, uns zu Hilff zu kommen nach altem Herkommen, wegen als mit dem Esel und den Mann daruff zu schicken, und wolt uns nit säumen oder verhindern sunderlich den Esel uff erste Dinstage mit dem Mann zu schicken, so wollen wir uff genannten Dinstag Morgen fru unsern Statboten zu uch schicken, der soll den Esel und den

Mann geleiten gein Darmstat ꝛc. Datum uff des Herrn Vasenacht." — Noch im Jahr 1555 forderte der Fürstl. Keller, Johann Sanger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geschlagen, den Frankensteinischen Esel nach Darmstadt, mit dem Anhang, daß ihn die Herren von Frankenstein nicht allein hierher, sondern im Nothfall auch nach Pfungstadt, Nieder-Ramstadt, und andere Orte der Obergrafschaft (Katzenelnbogen) zu stellen hätten, gegen welches letztere aber Ludwig von Frankenstein in der Antwort heftig protestirte [vielleicht seine Gemahlinn durch ihn]. — Wie hat sich, ruft der Herr Verfasser mit Recht aus, seit der Zeit die Welt verfeinert! Wie ist es mit der weiblichen Sanftmuth ganz anders geworden! Daß in Darmstadt ins

besondere der Frankensteiner Esel, oder Schultheiß und Schöffen vom bösen Hundert dazu beygetragen, wird niemand vermuthen, wenigstens schweigen die Acten davon. Genug, man fand im folgenden Jahrhundert weder Esel noch Eselsleben mehr nöthig. Auch muß ich zu Rettung hiesiger Stadt nicht vergessen, daß ihr dieses ungalante Verwahrungsmittel gegen die weibliche Uebermacht nicht ausschließlich einheimisch war. Als sich 1593 eine Frau zu Maulbach, Amts Homburg an der Ohm gegen ihren Mann ungehorsam erwiesen, und ihn sogar geschlagen hatte; so berichtete der dortige Keller, Georg Rüdig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn etliche versichert, in solchem Falle, nach altem Brauch, die Frau auf einem

Esel reiten, und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel leiten müsse. So weit der Verfasser.

Was man auch immer von der ganzen Sache denken mag, so dünkt mich ist der unmaßgebliche Zuruf des Herrn Keller, Georg Rüdig, immer eine Sache die Aufmerksamkeit verdient. Es müßte, dünkt mich, überhaupt in der Welt etwas mehr zugerufen werden, und zwar voraus, nicht hintendrein. Es fällt doch zuweilen etwas auf ein gutes Land. In der Türkey wird von den Nachtwächtern den Ehemännern eine kleine Erinnerung gegeben, die bey uns wegfällt, weil sie unnöthig ist; das bewahret Euer Feuer (Küchenfeuer nähmlich) und das lobet Gott dem Herrn kömmt auch ab. Wo will das hinaus? Ich lobe mir daher sehr das Venetianische Criminal-

Gericht, das sich immer beym Anfang einer Sitzung an den armen Müller (einen ehemahls von ihm unschuldig zum Tode verdammten) laut erinnern läßt: Erinnert euch des armen Müllers! Und noch mehr gefällt mir König Philipp, von Macedonien, der sich täglich oder gar stündlich zurufen ließ: Philipp du bist ein Mensch! Ja, wenn die Sprechmaschinen je zur Vollkommenheit sollten gebracht werden, wozu jetzt Hoffnung ist, so würde ich bey unsern Stuben-Uhren, statt des Guckucks, der uns (sehr weltlich) bloß an den Frühling erinnert, die Worte vorschlagen: Du bist ein Mensch. Da der Sylben gerade viere sind, so könnte der Hingang des ersten Viertheils durch: Du, des zweyten durch: Du bist, des dritten durch: Du bist ein, und endlich der ganzen Stunde

vor dem Stundenschlag selbst durch: Du bist ein Mensch, angedeutet werden. Die Worte: Du bist ein rc. müßten eine erstaunliche Wirkung bey schlaflosen Nächten thun, weil das Abbrechen des Urthels beym Artikel, nun einem vor der gänzlichen Hinfahrt der Stunde noch Zeit ließe sich selbst zu fragen: was man eigentlich sey. Ein wahrhaftes Vorbild des Lebens, wo man auch gewöhnlich erst beym Anfang des vierten Viertheils diese Frage mit Ernst an sich thut. Ueberhaupt, glaube ich, könnten keine Worte einen größern Eindruck auf irgend einen Menschen machen, er sey König oder Bettler, als die: Du bist ein rc. auf einem einsamen Spaziergange vom Himmel herab gegen ihn gesprochen; oder, wenn es ein Frauenzimmer wäre: Du bist eine rc. Wohl alsdann Dem oder

der, die ruhig horchen, und nichts als: rechtschaffener Mann oder rechtschaffene Frau für den Schluß der Versicherung erwarten kann! Welche Glückseligkeit und welches Verdienst, so in der Welt gelebt zu haben, daß man bey einer solchen Anrede vom Himmel das Substantivum mit Ruhe abwarten kann! Charaktere wie diese, würden gemeiner seyn, als sie sind, wenn wir von der Natur Ohren empfangen hätten, schon zu hören, wenn es im Leben Ein Viertheil schlägt.

Wie kömmt dieses alles hierher, werden unsere Leser fragen, zum Frankensteinschen Esel? Ich habe mich in Wahrheit über den König-Philipps-Uhren so verirrt, daß ich es kaum selbst mehr weiß. Doch nun erinnere ich mich. Die Verirrung fing sich mit

der Klage über Mangel an Zuruf an, und da meinte ich bloß, daß es nicht schaden könnte, auch noch heut zu Tage dem vierfüßigen Ehethiere zuzurufen: Erinnere dich an den lieben Frankensteiner.

16.

Von den Kriegs- und Fast-Schulen der Schinesen, nebst einigen andern Neuigkeiten von daher.

So lange ich über Völker zu denken im Stande gewesen bin, habe ich immer gemuthmaßet, daß die Schinesen das weiseste, gerechteste, sinnreichste und glücklichste Volk auf Gottes Erdboden seyen. Durch dieses häufige Muthmaßen habe ich es nun endlich so weit gebracht, daß ich wirklich und mit völliger Ueberzeugung, als wäre ich selbst dabey gewesen, glaube, daß diese Auserwählten des Himmels alle unsere so genannten leidigen neuen Erfindungen schon vor zehntausend Jahren gekannt haben, und folglich wohl noch in dem Besitz von tausend andern seyn

mögen, die wir, der Himmel weiß wann, noch alle werden machen müssen, ehe wir, wie sie, zur Ruhe kommen. Gesetzt auch, es fände sich hier und da etwas, das sich mit der ersten Behauptung nicht recht zu vertragen scheint, z. B. daß sie bis diese Stunde noch keine Taschenuhr repariren können, daß sie nicht die ersten Anfangsgründe der Perspective verstehen ꝛc.; so sind das wahre Kindereyen. Und außerdem, wer viel weiß, vergißt viel. Dieses ist ja so wahr, daß wir im Deutschen sogar, und mit Recht, den höchsten Grad von langer, verjährter und vertrauter Bekanntschaft mit einer Sache dadurch ausdrücken, daß wir sagen: das hätten wir längst vergessen. O wer weiß, ob wir uns nicht auch noch auf das Rückwärtserfinden, (so sollte man das Vergessen bey einem sinnreichen

und erfinderischen Volk nennen) werden legen müssen, wenn es in der Welt, diesseits des Rheins so fortgehen sollte, wie es jenseits angefangen hat. Ich sage, solche Vorwürfe sind wahre Kleinigkeiten. — Dagegen aber bedenke man ihre himmlische Verfassung im Staate, so wie im Hause; in der Kirche wie in der Küche! Fürwahr nächst dem Strumpfwirkerstuhl und der Englischen Spinnmaschine, das feinste Kunstwerk das die Welt je gesehen hat, und doch will man noch von Taschenuhren sprechen! Millionen greifen da wie ihr Flügelmann greift. Diese Flügelmänner exerciren wieder höhern Flügelmännern nach, und so immer weiter, bis zum Flügelmann aller Flügelmänner, und folglich aller Millionen, hinauf. Thut dieser Pulver auf die Pfanne, so liegt in einem Nu Pulver auf allen Pfannen der ganzen

Welt, (so heißt Schina im Schinesischen). Wo hundert Bediente für eine Tafel aufwarten, gesetzt auch, der Saal faßte ihrer nur achtzig zu gleicher Zeit, so ist da kein Gedränge und kein Geräusch; keine Bouteille läuft gegen die andere, und kein Braten wider den andern, und die flüssigsten Saucen schweben zwischen den seidenen Kleidern durch, als wären sie gefroren. — Alles glitscht da über einander weg, ohne sich zu reiben, die Werke der Kunst, so wie die, die ihnen der Storch bringt. Wie ihre Köpfe von außen, so sind sie auch von innen. Schädel und Meinungen wie gedrechselt, alles à l'oeuf d'aûtruche überall. Ueber Sätze, an denen wir mit unsern Haken- und Habichts-Nasen hundert Mahl hängen bleiben, glitschen sie mit ihren stumpfen Talgtröpfchen im Gesicht hin, wie geschmiert.

Wenn daher von oben commandirt würde: zweymahl fünf ist dreyzehn, so wäre auch zweymahl fünf dreyzehn, von der großen Mauer bis Quantong.

Diese weisen Einrichtungen, wodurch sich die Staatswirthschaft so wohl als das Wirthschaften überhaupt, gleichsam an das Copernikanische System anschließt und zur Fortsetzung desselben wird, haben uns, wir können es nicht läugnen, längst begierig gemacht, über manches in diesem unermeßlichen Reiche nähere Aufschlüße zu erhalten. Denn daß uns das Beste dieser großen Spinnmaschine noch unbekannt ist, wird sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß selbst in Europa, wo doch die Postkutschen und Paquetbothe tagtäglich die Nationen vor- und rückwärts durcheinander mischen, dennoch nicht selten gerade das Größte und Merkwürdigste in

einem Lande dem nächsten Nachbar unbekannt bleiben kann. So fragte z. B. noch vor kurzen ein sehr gelehrter und berühmter Engländer, dessen Schriften wir sogar in Uebersetzungen lesen, einen reisenden Deutschen, ob es wahr sey, daß es Deutsche Hexameter gebe!

Einigermaßen ist nunmehr unser Wunsch durch nachstehenden Bericht erfüllt, indem wir wenigstens hier eine Probe sehen, aus welcher sich auf das Uebrige schließen läßt. Die Nachricht rührt von einem gewissen Herrn Sharp her, der als Butler (Kellermeister und Mundschenk) die letzte Gesandtschafts-Reise nach Schina mitgemacht hat. Man lächle nicht darüber, daß wir das Zeugniß eines Englischen Butlers anführen. Dieses sind keine verächtlichen Menschen, es hängt vieles von der Geistes-Zirculation im Staat von

ihnen ab, auch tragen sie daher keine Livree, die Nase ausgenommen, die bey gewissen Jahren zuweilen den Purpur des Standes anzieht. Herr Sharp hatte überdieß, wie wir hören, die Schule zu Harrow auf der Höhe (Harrow on the Hill) besucht, und nachher in Cambridge Englische Theologie, Philosophie und Naturkunde studirt, eine Mischung, die gewöhnlich nicht gut durch das Filtrum der neun und dreyßig Artikel durchgeht. Er vertauschte daher die Kirche mit dem Keller, behielt aber im letzten Departement das beste aus dem ersten bey, Treue, Dienstfertigkeit und ein gewisses Interesse an allem was die Bildung und Leitung des Menschen in allen Ständen angeht. Dieser glaubwürdige, redliche Mann hat einen unsrer Freunde, der ihn zu Cambridge gekannt hat, folgende

Nachrichten mitgetheilt, die wir in einer wörtlichen Uebersetzung hier einrücken:

Wir fanden auf dem platten Lande von Schina eine besondere Art weitläuftiger Gebäude, die ein sehr klostermäßiges Ansehen hatten, und wie aus einer Form gegossen schienen, welches in diesem Lande überhaupt bey Dingen einer Art sehr gewöhnlich ist. Wer eine Species von Gebäuden kennt, der kennt gleich alle die zu demselben Genus gehören. So sehen z. B. die Knabenschulen, der Form nach, aus wie die Mädchenschulen, nur sind die letztern bunter, und unter den Fenstern sind Perlenschnüre angemahlt, an den Dächern hängen Schellen, und die Stunden ruft ein Guckguck, da bey den Knabenschulen ein großes Becken angeschlagen wird. Eben so sehen die Häuser worin hohe Hazardspiele gespielt werden,

von außen völlig aus, wie die Tollhäuser, nur daß in den letztern eiserne Gitter vor den Fenstern, und die Wände anders bemahlt sind. So fand ich an einem Tollhause einen Mann abgebildet, der Bindfaden von einem runden Haspel ab auf einen viereckigen haspelte, welches ich, wie ich glaube, auf die Quadratur des Zirkels ging. Bey den Spielhäusern ist die gewöhnliche Zierde oben ein so genannter Trappenfuß, welches die Spadille der Schinesen ist, und über der Hausthüre sah ich einmahl einen Mann gemahlt, der Geld neben einer Pulvertonne zählte, und dabey sein Pfeifchen rauchte, und obendrein ein Stümpchen Wachslicht ohne Leuchter auf die Tonne geklebt hatte. Doch ich komme auf mein Klostergebäude zurück. Wir sahen ihrer auf einer Tour von sieben und funfzig Meilen (funfzehn

Deutsche) wenigstens sechs bis sieben. Auf mein Befragen, was dieses für Gebäude seyen, sagte mir der Mandarin, der mir mitgegeben war, sie hießen Tsing-Long, welches unser Dolmetscher, der kleine Wang-o-Tang, den wir so oft beym Capitän Blake in Parlement-Street gesehen haben, und der mir und uns allen von unendlichem Nutzen war *), durch Kriegs- und Hunger-Akademien oder Kriegs-Hunger-Schulen übersetzte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, wie sich der arme Wang-o-Tang quälte, mir dieses auf Englisch, wo man auf den Kriegsschulen nichts weniger als hungert, deutlich machen

*) Der Herausgeber hat diesen vortrefflichen jungen Menschen selbst gekannt und gesprochen, und besitzt noch einige Schriftzüge von ihm, die er ganz auf Schinesische Weise in seiner Gegenwart geschrieben hat.

wollte. Sie wissen, er kann das r nicht aussprechen, und kein Schinese kann es, da kam immer das militaly academies to lealn the alt of ftalving (military academies to learn the art of ftarving) hervor. Was ist das, fragte ich den Mandarin. Das will ich Euch erklären, sagte er. Doch ehe ich Ihnen erzähle was er sagte, muß ich Ihnen den Mann beschreiben. Er schien mir zwischen vierzig und funfzig Jahren zu seyn, von mittlerer Größe, und nicht so wohl fett als dickbäuchig. Sein Gesicht erinnerte mich an den Pfeifenkopf, den, wie Sie wissen, Smith im Cajus Collegio *) aus dem Haag mitbrachte. Völlig so. Das Ge-

*) Im Englischen steht clever Smith of Cajus College. Vermuthlich der Nahme eines Studenten von Cambridge aus diesem Collegio, der den Beynahmen *clever*, wacker, geschickt erhalten hatte.

sicht war wie aus Meerschaum geschnitten, und fast von der Farbe, nur etwas grünlicher, die Nase erkannte man nur wenn er von der Seite sah, dabey saß er immer mit tief im Schooße gefaltenen Händen, und wirbelte die Daumen, vermuthlich bloß für uns, oder für seinen innern Sinn, denn sehen konnte er das Wirbeln nicht, es lag sehr vieles darzwischen. Dabey sah er uns nur selten mit seinen zartgeschlitzten Sauaugen an, aber wenn er einen ansah, so war es auch darnach. Sie können sich keinen fatalern Spionenblick denken. Bey jedem glaubte ich, er zöge mir das Hemd über die Ohren. Der Anblick ging über alle Beschreibung. Es mußte auch wirklich etwas rares seyn, denn selbst Wang-o-Tang trat mir zuweilen auf den Fuß und lächelte, wenn es der Mann nicht sehen konnte. Kurz,

wir waren noch keine halbe Stunde gefahren, so merkte ich wohl, daß man uns in diesem Pudding zur Zehrung, zugleich den Hof, die ganze Geistlichkeit und die Rentkammer, nach einem verjüngten Maßstabe *quasi in nuce* mit eingebacken hatte. Dem Himmel sey nur Dank, daß ich es früh genug merkte, so war alles gut. Unsere Tsing-Long, sagte er, sind Kriegsschulen. Ich weiß ihr habt auch welche. Ich kenne sie. Sie sind für den Activ-Krieg, zum Unterricht des eigentlichen Soldaten. Dergleichen haben wir auch, nur, setzte er bescheiden hinzu, sind die unsrigen unendlich viel besser. Wir sind Schinesen und denken weiter. Die Schulen, die ihr hier seht, sind das nicht was die Eurigen sind. Hier lehrt man den Passiv-Krieg; nicht die Kunst den Krieg geschickt zu führen,

sondern ihn mit Standhaftigkeit zu ertragen. Der Gedanke frappirte mich, ich kann es nicht läugnen, und ich fing an die Daumen zu wirbeln. Er stutzte einen Augenblick, und hörte mit den seinigen auf. Nach einer Pause fuhr er fort: Wie ist es möglich, daß ein kluges Volk, wie ihr, nur darauf denkt, Menschen abzurichten, den Krieg geschickt zu führen, und an die übrigen, die ihn eigentlich leiden, gar nicht denkt. Auch diesen lehren Wir ihr Exercitium, auch diese müssen geübt werden, so wie die andern, so wird der Krieg eine Kleinigkeit. Es kommt in der Welt alles auf Uebung an. Wo der Feind einfällt, findet er bey uns jetzt ein Volk, das sich so gut auf das Erdulden versteht, als er sich auf das Kränken. Ich versichere Euch, wir haben auf diesen Akademien Leute gezogen, die, wenn sie

von dem Feinde geplündert, gepeitscht und geschunden wurden, anstatt zu heulen und zu wehklagen, sich bloß dabey an die Universitäts-Jahre erinnerten. Ihr habt bey euch Menschen, aber ihr wißt nicht was ihr aus ihnen machen sollt. Wenn ihr ein Schiff bauet, so haut ihr der Eiche die Aeste ab, sägt und zimmert und hobelt an ihr, biegt die Bohlen mit Kraft, bekrampt und benagelt sie von allen Seiten. Nicht wahr? Und ihr wollt eine Staatsverfassung bauen, das künstlichste Schiff von der Welt, und wollt es im Sturm steuern, während ihr den Bäumen, woraus es besteht, ihr Laub und ihre Aeste laßt? Wie? Geht mir weg mit eurer politischen Baukunst. Das versteht ihr nicht. — Dieses war für einen Britten zu viel, das Blut stieg mir zu Kopfe, *D— Your*

Polit— *) hatte ich schon gesagt, als Wang-o-Tang mich bey den Händen anfaßte und rief: hier Hofkutsche, hier Hofkutsche, hier nicht Unterhaus, nicht Unterhaus. Die Aengstlichkeit des Menschen, seine Gutmüthigkeit, und vorzüglich seine naive Voraussetzung, daß meine gebrauchte Phrase parlamentarischer Natur wäre, wirkte sehr glücklich auf mich. Ich mußte lachen, und drückte dem treuen Dolmetscher zwischen meiner Vernunft und meiner Hitze, die Hände recht herzlich. Wenn man doch immer einen solchen Dolmetscher hätte. Indessen etwas verdorben hatte ich denn doch die Sache. Der Pudding fragte den

*) Diese Redensart, die mit ähnlichen einigemahl vorkömmt, hat Hr. Sharp doch wohl nicht aus der Kirche mit in den Keller genommen. Es scheint eine neue Acquisition zu seyn. Vielleicht unter Weges gemacht. Anm. d. Herausg.

Wang-o-Tang, was *d— Your* hieße? Wang-o-Tang sagte ihm, wie er mir nach der Hand erzählte, es wäre dieses ein gewöhnlicher Englischer Gruß, man bediene sich dessen aber auch beym Disputiren, um seine Zweifel gegen ein wichtiges Argument einzuleiten. Hierauf erwiederte der Mandarin nichts, als Zweifel? Hm! — So viel glaube ich gewiß: hätte ich nicht mit zur Gesandtschaft gehört, ich wäre nach einem Tsing-Long gebracht worden, um meine noch übrige Lebenszeit den Passivkrieg zu studiren. Nach einigem Stillschweigen sagte ich, daß ich sehr begierig wäre die innere Einrichtung einer solchen Akademie kennen zu lernen. Es dauerte aber wenigstens fünf Minuten ehe er ein Wort sagte. Diese Pausen heißen hier zu Lande Tsi, das ist so viel als Brandmauer. Wang-

o=Tang versicherte mich, daß dieses eine seltene Herablassung des Mannes wäre, daß er ein so dünnes Tsi zwischen sich und meinem großen respectwidrigen Eifer gesetzt hätte, es müßte wirklich ein guter Mann seyn. Es gebe Brandmauern von Stunden und halben Tagen. Ja es habe einmahl ein gemeiner Bürger einen angesehenen Mann im Staate aus Mangel an Ueberlegung gefragt: wie lange er noch auf sein Geld warten sollte, das er ihm vorgeschossen hätte. Die Folge war ein Tsi von anderthalb Jahren, worauf er die Antwort erhielt: So lange als es mir gefällt. Meine Antwort war indessen günstiger. Das sollt Ihr; Ihr sollt sie kennen lernen, sagte er, wenn Ihr Euch etwas wollet gefallen lassen. — O ja! alles lasse ich mir gefallen. Nun wohlan, hier zog er ein Büchschen aus

der Tasche, und nahm vier Kugeln heraus; wenigstens von der Dicke einer großen Haselnuß. Was wollen Sie damit, fragte ich. Diese Kugeln sind von Federharz, versetzte er, davon drücke ich Euch ein Paar in jedes Ohr, so tief als sie hinunter wollen, Ihr habt nichts zu befürchten, die Kugeln verquellen nicht, es ist Harz. Warum aber die Ohren verstopfen?

Er. (Etwas hohnlächelnd.) Weil Ihr nichts hören sollt.

Ich. Nun gut, warum aber nicht hören?

Er. Weil die Jugend da sehr laut spricht.

Ich. Ich verstehe aber ja kein Schinesisch.

Er. Es wird nur wenig Schinesisch da gesprochen.

Ich. Was denn? Englisch? (Hier eine dünne Brandmauer.)

Wang-o-Tang. Mein Gott, verstehen Sie ihn denn nicht, er meint in den untern Classen werde viel geheult, gewinselt und gewehklagt, daß man durch Mauern durchhören könne, das meint er mit dem Lautsprechen und nicht Schinesisch sprechen.

Er. Wollt Ihr?

Ich. Wie krieg ich aber die Blitzdinger wieder heraus? (Diese Worte übersetzte Wang-o-Tang durch: Wie bringe ich aber die kleinen Corallen wieder heraus?)

Er. Das thut der Hof-Chirurgus?

Ich. Wo?

Er. Zu Peking.

Ich. Aber da kommen wir ja unter acht Tagen nicht wieder hin, wie lange soll ich denn taub bleiben?

Er. Könnt Ihr nicht rechnen? Acht Tage.

Ich. Nein! Ich will nicht, ich will eure verdammten Menschenschinderereyen nicht sehen. (Uebersetzung: Ich will eure Kriegsphilantropine nicht sehen.)

Er. Wie Ihr befehlt; Ich habe Ordre mich ganz nach Euch zu richten.

Ich. Der Henker hohle eure Ordre (hang Your order.) (Uebers. Sie sind sehr gütig.)

Er. Aber kann ich denn die Einrichtung nicht wenigstens von einem glaubwürdigen Manne erfahren?

Wang-o-Tang. Glaubwürdig? dafür haben wir im Schinesischen kein Wort.

Ich. Das habe ich wohl gemerkt, und die Leute, die es sind, auch nicht? Nicht wahr?

Nein! sagte der redliche W. o. T., mit einem verschämten Lächeln, wodurch seine Versicherung über die Hälfte wieder gestrichen wurde, weil kein Schinese lügt. O, lieber, guter Freund, sagte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte, es thut mir dann sehr Leid, so eben gefunden zu haben, daß du diese noble Kunst in Europa gelernt hast. Er verstand mich ganz so, wie ich es meinte, und wurde so roth als es ein gelber Schinese werden kann. Mache nur, fuhr ich fort, daß ich etwas von euern Hunger=Akademien zu hören kriege. Mein Appetit darnach ist sehr gestiegen, und ich fürchte der Pudding da läßt mich verhungern. Sorgen Sie nicht, sagte W. o. T.,

und wendete sich zu dem Mandarin: Hr. Schalp (Sharp) der völlig überzeugt ist, daß Sie alle Einrichtungen der ganzen Welt (Schina) kennen, bittet unterthänig um eine Nachricht von einem kleinen Theil derselben, von unsern Tsing-Longs. Dieses war die eigentliche Sprache für dieses Paar Ohren, und nun hob er mit einer Freundlichkeit, die ich auf der ganzen Reise noch nicht an ihm bemerkt hatte, gegen mich mit einer kleinen Verbeugung an: Eure Ignoranz in der Staatsverfassung des ersten Volks der Erde, macht Euch keine Schande, weil Ihr sie demüthig eingesteht, und Verlangen bezeigt, klüger zu werden. So wißt denn, daß die Schinesen nur bloß in Dingen unterrichtet werden, wovon sie in der Welt dereinst Gebrauch machen können, und daß sie darin zu einem

solchen Grade von Vollkommenheit unterrichtet werden, daß sie auch nothwendig davon Gebrauch machen müssen, wenn sie fortkommen wollen. Ihr werdet daher gesehen haben, alles was der Schinese thut, thut er als hätte ihn die Natur ausdrücklich für das Geschäft gemacht, das er treibt. So ersparen wir unsern Leuten alles Denken, so wie es die große Weltursache der Biene, dem Biber und der Kreuzspinne erspart. Die Vernunft dazu liegt freylich irgendwo, aber es ist Europäischer Wahnwitz, sie noch in dem Instinct-Menschen ferner fortzuhägen, nachdem sie nicht weiter nöthig ist. Ich wette Hundert gegen Eins, wenn Eure Taschenuhren Eure Vernunft hätten, es würde keine mit der andern gleichgehen. Ihr excolirt, wie ich höre, die Vernunft. Nun fürwahr, wenn

das nicht ein Europäischer Einfall ist, so gibt es keinen, dabey lachte er zum ersten Mahl ganz laut. Ihr Hohlköpfe Ihr *), habt ihr denn nicht gemerkt, daß die Vernunft eine Gabe des Menschen ist, die er bloß zum Gebrauch bekommen hat, andere Dinge zu bessern, nicht sie selbst, das kann er nicht, und was Eure Schwätzer so nennen, das war alles schon da, und ihr habt von diesen so genannten Verbesserungen oft selbst schon Gebrauch gemacht, ehe ihr sie erfandet. Hieraus sah ich in der That, daß dieser Mensch etwas von unserer Philosophie erfahren hatte. Ich sagte aber bloß: Tsing-Long, damit er sich nicht verlöre. Recht gut,

*) Wir lassen hier die kleinen Einschiebsel weg, die Hr. Sharp hier und da in diesen Vortrag hineingemurmelt haben will, sie sind nicht immer die gesittetsten. Hier z. B. sagt er: *You impertinent puppy You.* Anm. d. H.

sagte er, ich komme gleich Eurem Verlangen entgegen; ich muß nur nothwendig anmerken, daß also der einzige Gebrauch, den wir von der Vernunft machen, der ist, sie selbst nach und nach mit dem Körper unter der Form von Instinct und Kunsttrieb gleichsam wie zu verschmelzen und aus dem Menschen höhere Thierarten zu schaffen, mit Instinctkünsten, die noch ganz das Ansehen von höchster Vernunft haben, aber eigentlich es nicht mehr sind. Vernunft hat sie geschaffen, hat sich aber nach vollendetem Bau nach und nach weggeschlichen, oder ist durch Vertheilung unmerklich geworden. Eben so ist es mit unserer Philosophie. Diese war bereits vor funfzigtausend Jahren völlig fertig. Jetzt philosophirt man, wie man lackirt nach Recepten. Oder so wie wir Musikanten haben und keine Musiker mehr, so

haben wir auch nur bloß Philosophanten und Physikanten, und keine Philosophen und keine Physiker mehr. Aus diesen bestand bloß die constituirende Versammlung vor funfzigtausend Jahren. Findet sich jetzt einer, der unsern Kunstthieren wieder Vernunft einhauchen will, so schneidet man ihm ein Ohr ab, brennt ihn auf die Stirn, und gibt ihm in eignen Häusern zu leben. Wird er auch da noch zu laut, so gibt man ihm den Genickfang. Nun haben unsere Weisen gezeigt, daß die Summe der Uebel in der Welt immer dieselbe bleibt, so wie die Summe der Luft und des Wassers, nur sind sie dem Laufe der Natur nach über das Ganze vertheilt, so wie es ungesundes Wasser und ungesunde Luft hier und da gibt. Wäre es aber nicht besser, wenn alles schlechte Wasser und alle schlechte

Luft an einem Orte in der Welt beysammen wäre, so würde sich alles dahin ziehen, was nur darin leben und wachsen kann, und wir hätten alles rein. Ja die Natur hat wirklich schon den Anfang mit dem Wasser gemacht. Hat nicht das Salzwasser seine angewiesenen Gränzen, wo sich nun unzählige Thiere hingezogen haben. So haben wir nun den Gedanken gehabt, das unvermeidliche Uebel in der Welt, und zumahl das des Passivkrieges, ganz auf eine einzige Menschenclasse zu wälzen, so können die Uebrigen in Ruhe und im Ueberflusse leben. Weil es aber hart seyn würde, dieses den Leuten ohne Unterricht zuzumuthen, so werden sie sorgfältig dazu erzogen, und dieses geschieht in unsern Tsing-Longs. Das Studium ist allerdings schwer, daher hat man den jungen Studenten es durch einen

großen Ehrentitel zu erleichtern gesucht, den niemand als sie und der Kaiser führen darf, sie heißen Li-Tsu, das ist, die Himmlischen. Das Hauptstudium ist, Fasten und schlechtes Essen. Sie bekommen zuweilen in fünf Tagen kein Essen zu sehen. Wenn sie ohnmächtig werden, so macht man ihnen Rauch mit Gänsefedern; will es gar nicht mehr gehen, so erhalten sie mäßige Portionen Pferdefleisch oder sonst etwas von weggeworfenen Thieren, kurz sie leben immer in einem Belagerungs-Zustande, und sie sind dabey vergnügt, weil sie glauben es wäre in der ganzen Welt so. Ja, ich versichere Euch, wir haben auf diese Weise nun über eine halbe Million Menschen in Wesen umgeschmolzen, die das Feld vortrefflich bauen, und schlechterdings nichts essen wollen und essen können, als was

wir wegwerfen, und schlechterdings nicht essen wollen und nicht essen können. Ihr seht daraus, was eine weise Regierung aus dem Menschen machen kann, wenn sie die Kunst versteht, die Vernunft zu Kunsttrieben zu verschmelzen. Der Mensch ist das Thier, das für sich selbst eigentlich nichts ist, aber alles werden kann, und von diesen göttlichen Anlagen macht ihr keinen Gebrauch. Ich sehe, Ihr werdet müde. Ich gebe Euch also nur ein Beyspiel von dem Nutzen unserer Himmlischen auch außer dem Kriege, Eins unter Tausenden. Vor etwa sechstausend Jahren entstand in einem Theile der Welt ein solcher Mißwachs, daß unsere Rechenmaschinen zeigten, es würden gegen achtzigtausend Menschen Hungers sterben müssen, und das in einer Zeit von vierzehn Monathen und fünf und zwanzig

Tagen vom nächsten Jahre an gerechnet. Sogleich zog man alle Einwohner aus jenem zurück, und füllte den gefährlichen Fleck mit hunderttausend unsrer Himmlischen an. Die Einwohner wurden nun in die Gegend der Tsing-Longs vertheilt, wo sie nun die Zeit über herrlich von dem schmaußten, was für die Himmlischen ungenießbar war. Für diese hingegen war der Mißwachs gerade, was sie suchten, und nachdem alles wieder so gut gebaut war, daß sie wenig mehr zu leben fanden, so wurden die Plätze wieder gewechselt, und alles war wieder im Gange. Hättet Ihr Euch dazu verstanden, Euch die Kugeln in die Ohren drücken zu lassen, so hättet Ihr etwas sehen sollen, das Euch Freude würde gemacht haben, ich habe die Vollmacht dazu in meiner Tasche. Was ist denn das? fragte ich. Ich hätte

brennende Pechkränze in das Gebäude werfen lassen, wo die Akademisten schlafen. — Und warum das? — Euch die Freude zu machen, zu sehen, wie sich diese Salamander beyderley Geschlechts im Feuer zu finden wissen. So was ist ihnen nicht mehr als uns ein plötzlicher Regen bey einem Spaziergange. — Wird Euch nicht wohl?

Ich. Nein! nicht sonderlich.

Er. Womit kann ich aufwarten?

Ich. Haben Sie keine Kohlen und Gänsefedern?

Er. Nein hier nicht, aber ich habe — —

Ich. Laßt, laßt, Mr. Pudding. (Wahrlich, ich bekümmerte mich nun wenig darum, was Wang-o-Tang verdollmetschen wollte oder nicht. Ich war auf alles gefaßt, und fand mich daher sehr leicht wieder, griff mit wahrem Gefühl

von Ueberlegenheit über dieses infame politische Lumpengesindel, nach meinem Flaschen-Keller, schenkte ihm und mir einen Bumper ein, den er auch annahm, und sagte): *here is GOD SAVE THE KING for You. D— Your Tsing-longs to all Etern. . .* Ich glaube fast ich habe gesagt: *You and Your Tsing-longs*, doch weiß ich es nicht.

Er. Was heißt das *God save de King*, Wang-o-Tang?

Wang-o-Tang. Er wünscht seinem Könige Wohlergehen und Gesundheit; und das ist der Wunsch aller seiner braven Unterthanen, so lange sie selbst gesund sind. Daß weiß ich, ich habe es tausend Mahl gehört, und immer von den besten Menschen.

Er. Das ist nicht übel. Aber er nannte ja die Tsing-Longs?

W. = o = T. Er meinte, die wären auch nicht übel.

Er. Sehr brav. Ihr seyd ein gescheidter Europäer.

Ich. Und doch bin ich bloß Mundschenk.

Er. Kommt (indem er anstieß): *God save de King.*

Wir müssen hier abbrechen, und behalten uns einige wichtige Artikel aus diesem Journale noch bevor, doch können wir uns nicht enthalten, noch eine, demselben in einem besondern Heft beygefügte Nachricht von einer sonderbaren Mode unter den Frauenzimmern anzuführen. Herr Sharp hat sie überdieß mit einigen Betrachtungen eingeleitet, die auch unter uns wirken können. Wahrscheinlich ist die Rede nicht mehr von Schina. Wir machen daher daraus einen besondern Artikel:

17.

Ein neuer Damen-Anzug, vermuthlich in Indien.

Die größten Leser der Modenjournale und die einsichtsvollsten Kenner von Damenputz, haben seit jeher beklagt, daß dieses über die ganze Erde in Erfindungen unerschöpfliche Geschlecht wo es auf Zierde ankömmt, noch nicht auf den Einfall gerathen ist, den Modenwechsel, der jetzt auf langweilige Monathe oder Wochen eingeschränkt bleibt, auf Minuten und Secunden zurück zu bringen. Was ich hier meine, ist, es müßte mehr augenblickliche Veränderung in dem Damenputze seyn. Man bedenke nur die unzähligen Lagen des dreyeckigen Huts

mit ungleicher Spitze bey den Manns-personen. Was für Bedeutung in seiner veränderlichen Lage! 1) Mit dem breiten Ende voraus, die Kokarde hinten und tief in das glühende Gesicht gedrückt, was für Muth spricht nicht aus ihm, selbst da, wo die Sonne nicht scheint? 2) Bey eben dieser Lage der Ecken gegen die Weltgegenden, aber zurück geworfen, so daß die weiße Stirne bis an den Haar-wuchs frey wird, was für reitzende Lieder-lichkeit, (man vergebe diesen Ausdruck), schwebt nicht um ein solches Haupt, zu-mahl wenn der übrige Anzug, vorzüglich die Wäsche, der Materie nach ohne Tadel ist. Sitzt 3) die Spitze gerade über der Nase, nicht zu hoch und nicht zu niedrig, zu vermuthet man einen eben so richtig gesetzten, in allem sich immer parallelen Mann. So bald aber 4) die Spitze nur

im mindesten gegen Osten oder Westen abweicht *), so geht aus dieser Zierde sogleich höhere Bedeutung hervor. Es ist immer etwas männliches, positives darin. Man ist sein eigener Herr. 5) In dieser Lage zurückgestoßen, mischt sich die Bedeutung stark mit Nr. 2. Bleibt 6) die Spitze zwar über der Nase, und ist hingegen eine der Seiten gegen den Horizont geneigt, so entsteht die Lage, die man den Hut auf einem Ohr nennt. Ist die Inclination stark, so ist es schwerlich unten darunter ganz richtig. Er fällt aus dieser Lage sehr oft auf die Erde, und der Be-

*) In diesem Ausdruck wird die Lage des Gesichts-Meridians allemahl durch die Richtung der Nase bestimmt. Dieses ist völlig der Sprache des gemeinen Lebens gemäß. In manchen Gegenden von Deutschland, wo nicht gar in allen, sagt man von einem so gesetzten Hute, er weise auf halb Zwölf. Der Ausdruck ist aus der Gnomonik hergehohlt. A. d. H.

sitzer, der ihn aufheben will, nicht selten hinten drein. So etwas kann den rechtlichsten und parallelsten Menschen aus Nr. 3. begegnen, wenn sie sich nicht in Acht nehmen. Wir haben dieses öfters bey den wackersten Bürgersleuten bemerkt. Es geschieht gewöhnlich in dem Zustande, der bey ihnen den Uebergang von den Sonntags-Andachten zu den Montags-Andachten macht. Wird 7) eine Krempe herunter geschlagen, wie gewöhnlich im Sommer geschieht, so entsteht daraus Schutz und Zierde, zumahl für Gesichter, die einem ohnehin etwas aufzurathen geben, und denen etwas Nebel günstig ist. Auf diesem Nr. 7. beruht die ganze Theorie der Damenhüte des alten Styls; die leere Stirne wird dadurch gedeckt, die Vergleichung schöner Augen mit dem schönen Munde und seinen

Zähnen dem Anstauner unendlich erleichtert, und über alle diese Herrlichkeiten kann am Ende vom Unterfutter des Hutes rosenfarbenes Licht zurück geworfen werden, wodurch nichts in der Welt verdorben wird. — Hat man den Hut vorn herunter geschlagen, so muß man sich nur in Acht nehmen, daß die Krempe nicht wieder halb in die Höhe springt, oder gar so herunter geschlagen, 8) hintenhin gerath, dieses erniedrigt den besten Mann, und mancher gute Christ könnte sogar durch ein solches Dach über dem Zopf, in Verdacht wegen seines Glaubens gerathen.

Aus diesem Wenigen werden die Leser gesehen haben, was aus beweglicher Kleidung gemacht werden kann. Nichts geringeres als eine ganze Sprache, wovon dieses kaum acht Stammwörter für den

Hut sind, die aber sehr reich ist, und ihre eigenen Wendungen und Figuren, ihre eigene Prose und Poesie hat. Der Männeranzug hat daher durch den runden Hut wirklich unendlich viel von seiner Bedeutung verloren. Ehemahls preßte man zwar seinen dreyeckigen Vorgänger, und trug das trockene Präparat unter dem Arme. Allein, weil er da nicht blieb, sondern aus einer Hand in die andere ging, so bethete und fluchte, und drohte und charmirte er mit in der Welt, wie auf dem Theater, vertrat Fächer-Stelle, Präsentirteller-Stelle für Fächer, Schnupftücher, Handschuhe, oder was sonst noch einer schönen Hand entfallen konnte, und war daher sehr gesprächig. Dieses ist nun alles durch den runden Hut gleichsam wie abgeschnitten. Er ist viel zu einfach und von zu wenig

Worten für die beredte Welt, daher er auch selten mitgenommen wird, wo Beredsamkeit nöthig ist. Er ist eigentlich Trauer, und wurde daher ehedem bloß im tiefsten Leid, und also immer nur kurze Zeit getragen. Zumahl hat der Anblick eines Menschen-Gewühls durch ihn fast allen Reitz für den Zuschauer verloren. Es ist Nichts mehr. Die Pantalons, der Spazier-Knüppel, und der hohe steife Kragen, sind nur ein geringer Ersatz für den Triangel. Beinkleider bleiben Beinkleider. Sie waren, so lange sie existiren, immer nur von wenig Worten, und diese sprachen die strammen, ledernen, seit jeher besser als die Pantalons. Der Spazier-Knüppel ist freylich beredter, aber doch immer nur in gewissen Fächern, *Meum* und *Tuum*, Menschenrechte, Raum und Zeit

u. d. gl.; beym steifen Kragen denkt man höchstens einmahl an das Halseisen, so ist man fertig. In der That fängt man auch schon wieder an, den runden Hut oval zu schneiden, und sonach Parteylichkeit gegen die Weltgegenden bey ihm einzuführen. Das war ein guter Schritt, und es lassen sich bessere Zeiten hoffen.

Vergleicht man nun dieses mit den Hüten unserer Damen (der Englischen), was für Einförmigkeit pro tempore! Wie der Hut sitzt, so sitzt er von vier des Nachmittags bis Morgens um zwey. Ist das Spiel der Augen und der Lippen auch noch so mannigfaltig, was hilft das, wenn um den Kopf herum immer auf Einer Saite dazu gegeigt wird? Fast nichts ist ja veränderlich an dem Meisterstück der Schöpfung, als höchstens, die Gürtung mit der Saloppe, und der Flug

der Robe beym schnellen Gange, oder wenn Luvwärts (gegen den Wind) gesegelt wird, oder das Einreffen*) derselben, wenn Leewärts (vor dem Winde) gelaufen oder über einen kleinen Gassenkanal gesetzt werden soll. Wäre es nicht herrlich, ihrem Anzuge noch mehr Beweglichkeit und dadurch mehr Bedeutung zu geben. Davon haben wir an diesem Hofe**) eine Probe gesehen, die wirklich alles übersteigt, was man von dieser Art sehen kann. Die reichste Sprache verarmt hierbey und erschöpft sich (*it beggars all description*).

Die Damen tragen da, statt der biegsamen Schleppen der Roben, eine Art

*) Einreffen (to reef) heißt einen Theil eines Segels einbinden, um dadurch seine Fläche gegen den Wind zu vermindern. Anm. d. H.

**) Wo? das wird sich künftig angeben lassen. Anm. d. H.

von steifem Pfauenschweif, der sich an den Hüften anfängt, und von da in einer ziemlich sanften Neigung gegen den Horizont herabsteigt. Nach einer ungefähren Schätzung sind es von den Hüften bis ans Ende, wenigstens zwölf Fuß. Wenn sie über die Straße gehen, tragen sie ihn in einem abwechselnd, mit Rosenfarbe, Silber und Perlenfarbe gestreiften Beutel, und das Ende wird von Kindern getragen, die Liebesgöttern nicht unähnlich sehen. Schon dieses läßt groß, und gibt Hoffnungen, die noch viel größer sind. Wenn sie in den Präsentationssaal kommen, der, beyläufig zu sagen, von einer solchen stupenden Größe ist, daß das Exercierhaus, das ich auf unsern Reisen durch Deutschland in Manheim gesehen habe *),

*) Dieses ist keine sehr angenehme Probe von dem Gedächtnisse oder der Genauigkeit dieses

etliche Mahl darin Platz haben würde; so wird der Schweif aus der Scheide gezogen, und die Dame stellt sich, dem Throne gegenüber, auf eine bestimmte Stelle des mit Marmor bunt ausgelegten Fußbodens. Diese Stellen sind kreisförmige Platten von einer sehr abstechenden Farbe, und liegen wenigstens vier und zwanzig Fuß aus einander. Mehr Damen als solcher Stellen sind, können bey einer Audienz nicht erscheinen. Ich stand seitwärts hinter dem Throne etwas hoch, und erhielt, Kraft eines Patents, das vom Hof-Fourier unterzeichnet war, die Erlaubniß, durch das vergoldete Laubwerk des Throns durchzusehen. Die Damen rangirten sich, vier in einer Reihe und *en quinconce* sechs Reihen hinter ein-

Reisenden. Das Exercierhaus steht nicht zu Manheim, sondern zu Darmstadt. Anm. d. H.

ander. Diese vier und zwanzig Personen nahmen also einen Raum von fast vierzehntausend Quadratfußen ein. Schon wie sie jetzt standen, ging der Anblick über alle Beschreibung, sie waren mit Juwelen wie besäet, und mit Federn aller Art wie bepflanzt. Allein alles dieses war nur das Gestell zum Feuerwerk. Jetzt erschien der Kaiser unter einem Donner von Pauken und kriegerischer Musik, und auf einmahl fingen die Schweife an, langsam aufzuschwellen, und das Pflaster allmählich unter Wellen von tausendfarbigem Licht zu verschwinden. So wie sich der Kaiser gesetzt hatte, und nun die Assemblee mit einer gnädigen Neigung des Haupts begrüßte, braußten die Schweife völlig auf, und jede Dame stand mitten in einem Halbkreise von vier und zwanzig Fuß im Durchmesser; die

Pracht eines solchen Halbmessers mit dem Regenbogen vergleichen, hieße sie völlig herabsetzen. Nicht einmahl zum Saume dieser Sonnen aus Colibri's Federn hätte der Regenbogen in aller seiner Herrlichkeit dienen können. Alle Farben hatten den höchsten metallischen Glanz, und viele darunter schienen wirkliches Feuer. Nachdem sie eine Minute so gestanden hatten, fingen die Schweife an sich nach einer sanften Musik zu wiegen, und bald auf diese bald jene Seite langsam um den Mittelpunct zu drehen, dieses that einen bewundernswürdigen Effekt. Fürwahr! alle Macht der Feuerwerkerey ist Verfinsterung, und alle Farben-Claviere der Welt sind Maultrommeln gegen eine solche Herrlichkeit. Als sie so standen, gingen die jungen Hofcavaliere durch die Reihen, und machten den Damen die Cour, ich

hörte oft lachen, und einer hatte sogar die Verwegenheit, den Kopf durch einen Schweif zu stecken. Die Dame, der er zugehörte, lächelte zwar, allein man hat mir gesagt, es hätte dem jungen Herrn gefährlich werden können, wenn es der Kaiser gesehen hätte. Es muß dieser Scherz immer so getrieben werden, daß es von der Mitte des Throns nicht gesehen werden kann, und überdieß muß man die Dame genau kennen. Von dem Mechanismus der Schweife und wie sie gesteuert werden, habe ich nichts deutliches erfahren können. So viel ist aber gewiß, daß es zum Theil durch die Beugung der Knie geschieht, denn bey den tiefsten Verbeugungen war er gewöhnlich am höchsten und am breitesten. Auch hatten sie die Hände an der Seite in einer Art von Taschen, worin vermuthlich

die Hebel verborgen waren. Wir übergehen hier die Abschieds-Ceremonien, und zeichnen nur folgendes aus. Sobald der Kaiser weg war, ließen die Damen die Schweife alle fallen und zogen sie zusammen, und sprachen Paarweise mit einander, und ich konnte deutlich einen gewissen Rang unterscheiden, denn wenn eine gegen die andere fast völlig aufbraußte, so lüftete oft die andere kaum den Schweif, oder breitete ihn auch aus, ohne ihn von der Erde aufzuheben, welches vortrefflich aussah, aber Stolz bedeuten soll, und es ist nicht zu läugnen, es war Würde darin. Andere die von gleichem Range waren, und etwas gegen einander hatten, hoben ihn hoch auf ohne ihn aus einander zu machen, und das zuweilen einige Mahl hinter einander. Unter andern war dieses bey einem Paar

sehr auffallend, die sich auch wahrscheinlich zankten, denn die Schweife gingen immer auf und nieder, und es war unmöglich, nicht an ein Paar Aelstern (freylich von himmlischer Pracht und Schönheit), dabey zu denken. Auf einmahl ging die eine plötzliche zurück, und drehte sich so schnell um, daß das Ende des Schwanzes der andern gerade unter der Nase hinfuhr, welches diese damit erwiederte, daß sie der ersten den Rücken kehrte, und den ihrigen ganz hoch auseinander machte. Hierbey hatte ich die erwünschte Gelegenheit zu sehen, wie ein ausgebreiteter Schweif von hinten aussieht. Ich kann den Anblick nicht rühmen. Der ganze Bogen war weiß, aber man konnte deutlich sehen, wie die Fischbein-Stäbe, wodurch er vermuthlich die Aussteifung erhielt, alle nach einem Mittelpunct zu

liefen, wie die Federn bey dem Pfau, wodurch denn freylich Verachtung nach allgemein anerkannten Principiis ausgedrückt werden kann. Es sollte mich sehr freuen, setzt Hr. S. hinzu, durch diese Nachricht unsern Putzmacherinnen und Balletmeistern Gelegenheit gegeben zu haben, unsern Assembleen und Theatern eine neue Zierde zu verschaffen, denn dieses würde eine solche Mode noch immer seyn, wenn auch die Zirkelflächen nur den sechszehnten Theil von jenen betrügen, und die Durchmesser von vier und zwanzig Fuß auf sechs zurückgebracht würden, wobey freylich das Schleppen des Schweifes ganz wegfallen würde. Allein schon eine Volante, die sich bey einer Verbeugung der Dame zu einer Glorie um dieselbe ausbreitete, müßte eine Wirkung thun, die weit über mein Lob erhaben wäre.

18.

Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen bischöflichen.

Bekanntlich hat Boileau den Streit über ein Chor-Pult zu einem comischen Heldengedicht und seiner eignen Unsterblichkeit mit großer Kunst genützt. Hier ist die Geschichte auch eines Streites, auch über ein Kirchen-Ameublement, nähmlich einen Familien-Stand in derselben. Will sie jemand auch zu seiner eignen Unsterblichkeit nützen, so steht sie ihm sehr gern zu Befehl. Sie ist zwar nicht comisch, vielmehr gerade das Gegentheil, allein dabey so einzig in ihrer Art, so blutreich, und so toll, daß um ein Meisterwerk für die jetzige deutsche Lesewelt daraus zu machen, man fast nichts weiter

zu thun hat, als das Kalender=Blättchen, so wie es hier ist, ein paar Mahl durch die poetische Strecke laufen zu lassen. Denn es stirbt in dieser kurzen Geschichte eine Person vor Schrecken, einer zweyten werden beyde Ohren abgeschnitten, und eine dritte wird unschuldig gehenkt. Dieses ist, dünkt mich, alles mögliche, nicht bloß für ein Trauerspiel, sondern für jede schreckliche Geschichte überhaupt. Die Begebenheit hat sich in Irland zugetragen, und zu ihrer Zeit, vor ungefähr ein und zwanzig Jahren, wie man denken kann, großes Aufsehen erregt. Im Jahr 1795 wurde das Andenken an dieselbe durch den Tod der Person, die ihre Ohren dabey eingebüßt hatte, wieder erneuert. In der Todtenliste nähmlich, die jedem Monathe des Gentlemans Magazins angehängt wird, werden nicht selten Lebens=

umstände merkwürdiger Verstorbener kurz erzählt, und da findet sich in dem November-Stück jenes Jahres nachstehender Artikel: Im October dieses Jahrs starb zu Newton-Barry in Irland Mad. Ralph, deren Geschichte merkwürdig ist. Es war nähmlich an ihrem Todes-Tage gerade neunzehn Jahre, daß zwey Männer, Carrol und Dangan, dafür gehenkt wurden, daß sie dieser Mad. Ralph beyde Ohren abgeschnitten hatten. Die Ursache dieser unmenschlichen Behandlung war, daß ein gewisser sonst schwacher aber rachsüchtiger Mann, Nahmens Dempsey, in der Kirche einen Sitz für sich und seine Familie errichten ließ, wodurch er den schönsten Theil des Gebäudes versperrte. Dieses nahmen Herr und Madam Ralph sehr übel, und ließen den Sitz niederreißen. Was sie

für ein Recht dazu hatten, wird nicht gesagt. Hierüber wurde Dempsey so aufgebracht, daß er sogleich einige der damahligen umherstreifenden Whiteboys engagirte, ihn an dieser Familie zu rächen. Diese Kerle überfielen daher in der Nacht die Wohnung des Herrn Ralph, der zu seinem Glück nicht zu Hause war. Sie ergriffen also Mad. Ralph, schleiften sie aus dem Bette auf die Heerstraße, und schnitten ihr da beyde Ohren ab. Eine ihrer Töchter, ein junges und schönes Frauenzimmer, starb an den Folgen des Schreckens, das ihr das Schreyen der Mutter verursacht hatte. Diese schreckliche Begebenheit erregte den Abscheu der ganzen Gegend; viele Personen wurden ergriffen, und unter diesen auch Carrol und Dangan, die, durch das eidliche Zeugniß der Frau Ralph

überführt, beyde gehenkt wurden. Dangan gestand vor seinem Tode, daß er zwar mit in dem Ralphischen Hause gewesen wäre, an der abscheulichen That aber keinen Antheil habe, und daß Carrol ganz unschuldig sey. Carrol selbst bestand durchaus auf seiner Unschuld, und jedermann glaubte auch, er würde wegen seines sonstigen guten Charakters pardonirt werden. Es geschah aber nicht. Eine geraume Zeit nach dieser Begebenheit wurde ein berüchtigter Whiteboy, Nahmens Arthur Murphy, in der Provinz zum Tode verdammt. Dieser gestand vor seiner Hinrichtung, daß er die Hauptperson bey dem Ohrenabschneiden gewesen, und Carrol hingegen ganz unschuldig sey. Gerechter Himmel, was für eine Begebenheit! Menschen, die sich Christen nennen, besolden ausdrücklich einen Mann,

um ihnen wöchentlich einmahl die göttlichen Lehren der allgemeinen Menschenliebe und Verträglichkeit mit Nachdruck einzuschärfen, oder was sich davon in der Woche etwa verwischt haben könnte, wieder aufzufrischen. Diese Vorträge mit Bequemlichkeit und ungestört anhören zu können, bauen sie sich Sitze; über die Lage dieser Sitze gegen die Stelle, von welcher das Wort allen Ohren gleich reichlich zuströmte, (denn von einem Bethesda ist hier die Rede nicht) zanken sie sich. Und über diesem Zank werden ein Paar Christen-Ohren abgeschnitten, ein junges und schönes Mädchen stirbt vor Schrecken, und ein Mann unschuldig unter Henkers Händen! — Daß Frau Ralph gerade am Anniversario von Carrols Execution starb, ist wohl nicht bloßer Zufall. Mehrere Jahre

vor ihrem Tode war Carrols Unschuld klar. Sie hatte den armen Teufel mit irländischer Hastigkeit und Uebereilung an den Galgen geschworen. Es trinkt sich mit schlechtem Appetit aus dem Lebens-Becher, wenn ein solcher bitterer Bodensatz sich mit jedem Zuge mischt. Der October-Tag mag ihr wohl jährlich bitterer und bitterer geworden seyn, bis endlich die Schwäche des Alters und seine Empfindlichkeit, den Lebensfaden zu dem Grade verdünnt hatten, daß es ihn zu zerreißen nichts weiter bedurfte, als der Erinnerung: heute sind es neunzehn Jahre, daß bloß durch dich ein Mensch unschuldig am Galgen gestorben ist.

19.

Ueber Ernährung, Kochen und Kost-Sparkunst.

Nachstehende Blätter sind hauptsächlich aus einer der neuesten Schriften des Grafen von Rumford (ehemahligen Sir Benjamin Thompsons) gezogen *). Bey dem Reichthum von neuer Materie, die sie enthalten, kann von uns hier nichts als höchstens Erweckung der Neugierde auf das Buch selbst erwartet werden, Befriedigung keinesweges, ob wir uns gleich auch hier nur auf einen sehr kleinen Theil derselben einschränken.

*) *Count Rumford's* Experimental Essays, political, economical and philosophical. London 1796, wovon eine Uebersetzung im Verlag des Weimarischen Industrie-Contors angekündigt worden ist.

Graf von Rumford gehört unstreitig mit unter die ersten Naturforscher unserer Zeit. Alle Theile der Naturlehre, die er nur berührt, erhalten von seinem Genie Aufklärung und Erweiterung. Was er hier der Welt übergibt, sind nicht etwa bloß sinnreiche Speculationen, die immer, von einem solchen Genie angestellt, respectabel seyn würden; es sind großen Theils Versuche, alle nach einer sehr großen Skale in der wirklichen Welt ausgeführt. Seine Vermögens-Umstände so wohl, als übrige glückliche Lage in der Welt, setzen ihn in den Stand, seine Speculationen nicht allein wo es nöthig ist, mit Aufwand zu verfolgen, sondern, wenn sie zur Reife gediehen sind, im Großen anzuwenden, und so nachher das Ganze, zugleich mit dessen Rechtfertigung zur Seite, bekannt zu machen. Wo würde

unsere Naturlehre mit ihrer Anwendung auf das gemeine Leben nicht jetzt schon seyn, wenn sie immer so behandelt würde, oder wenn Menschen, die sie so zu behandeln im Stande sind, ihr ihre Muße widmen wollten, wie Graf von Rumford? Gewöhnlich aber macht man aus jeder flüchtigen Hypothese ein Erwerbs-Artikelchen, und zieht damit auf die Messe. Ist die Hypothese auf der einen abgesetzt, so verkauft man auf der nächsten den Widerruf davon, und die Erzählung aller Umstände, wodurch der Irrthum endlich an den Tag kam, und so bezahlt das Publicum am Ende ein künstliches Nichts immer doppelt so theuer als eine simple Realität. Nachstehende Gedanken befinden sich hier und da zerstreut in dem vortrefflichen Aufsatze über die Armen-Anstalten in Bayern. Graf Rumford

ist bekanntlich Soldat in Chur-Bayerischen Diensten, in welche er mit Erlaubniß Sr. Majestät unsers Königs im Jahr 1784 trat. Seine Hauptbeschäftigung war, ein neues System von Ordnung, Disciplin und Oeconomie unter den dortigen Truppen einzuführen. Hierbey hatte er beständig die große und wichtige Wahrheit vor Augen, daß keine besondere politische Anstalt in der Welt anders gut seyn kann, als in sofern sie zum Besten des Ganzen beyträgt. Bey allen seinen Unternehmungen hierin, suchte er also beständig das Interesse des Soldaten mit dem Interesse des Bürgers zu verbinden, und das Militär selbst in Friedenszeiten zum öffentlichen Wohl mitwirken zu machen. Diesen großen Zweck zu erreichen, nähmlich ein respectables stehendes Corps zu erhalten, das der Bevölkerung, den guten

Sitten, den Manufacturen und dem Ackerbau so wenig als möglich schadete, war es nothwendig den Soldaten zum Bürger und den Bürger zum Soldaten zu machen. Was er zu dem Ende dort wirklich ausgeführt hat, wird man zu Anfang des ersten Versuchs mit Vergnügen und selbst nicht ohne Bewunderung lesen. Die Verbesserung des Soldatenstandes mit jenem großen Zweck vor Augen, ernstlich gesucht, mußte nothwendig Reformen in andern Fächern der Staatsverwaltung und der Polizey nach sich ziehen. Unter den mannigfaltigen Maßregeln, wodurch der Soldat zur Mitwirkung zum öffentlichen Wohl in Friedenszeiten gebracht werden konnte, schien keine von grösserem Gewicht, als die, ihn zu brauchen das Land von Bettlern, Dieben und Vagabunden zu reinigen, mit denen Bayern zum Er-

staunen, ja zum Unglaublichen, überall überschwemmt war. Allein dieses machte Unterhaltungs-Anstalten für diese Menschen-Classen nothwendig. Denn daß man, wie sich Riesbeck ausdrückte, in Bayern die Heerstraßen ehemahls mit Galgen bepflanzte, wie an andern Orten mit Wallnußbäumen, hatte nicht geholfen. So gab immer eines das andere. Dieses Gesindel mußte nähmlich beschäftigt und gespeist werden. Diese Speise mußte nahrhaft aber auch wohlfeil seyn; dieses führte unsern großen Naturforscher auf die Untersuchung sowohl der Nahrhaftigkeit der Speisen und der Ernährung überhaupt, als auch der Wärme-Oeconomie und der Holzsparkunst. Seine Untersuchungen über die erstern theilt er in oben genannten Schriften mit, die über die letztern werden diesen bald folgen,

und, aus dem Wenigen zu schließen, was uns aus Unterredungen mit dem vortrefflichen Erfinder davon bekannt geworden ist, jene für das menschliche Geschlecht so höchst interessante Wissenschaft um einen großen Schritt weiter bringen *).

Unter allen Operationen der organischen Natur verdient schwerlich eine unsere Aufmerksamkeit mehr als die, wodurch Thiere und Pflanzen genähret werden und wachsen, und doch ist kaum irgend eine noch so wenig ernstlich untersucht

*) Die Schrift über die Verbesserung der offenen Camine, so wie sie in England im Gebrauche sind, befindet sich schon in dieser Sammlung. Sie hat sehr großen Eindruck gemacht. Man hat alle Vorschläge durch den besten Erfolg gekrönt gesehen, und wie aus einem diesem Aufsatze vorgedruckten Briefe von Sir John Sinclair erhellt, so haben der Lord Provost und der Magistrat von Edinburg eine Summe verwilligt, einen Mann von London kommen zu lassen, um auch in ihrer Stadt den Plan in Ausübung zu bringen.

worden, als diese. Indessen hat der Hunger, den der gegenwärtige Krieg hier und da befürchten ließ, den Fleiß der Menschen mehr als jemahls auf diesen Gegenstand gezogen. Beyde Häuser des englischen Parlaments sowohl, als die Commission zur Beförderung des Ackerbaues (Board of Agriculture) sind aufmerksam darauf geworden, und man hat Hoffnung, sagt der Graf, daß von nun an die Sache der ernstlichsten Untersuchung unterworfen werden wird; sollte dieses der Fall wirklich seyn, so getraut er sich voraus zu sagen, daß die großen Vortheile die daraus für das menschliche Geschlecht erwachsen müssen, das Schrecken, dem sie ihren Ursprung zu danken haben, in den Annalen der bürgerlichen Gesellschaft bis in die späteste Zeit merkwürdig machen werden.

Seitdem man weiß, fährt der Graf fort, daß das Wasser kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter Stoff ist, hat die Lehre von der Ernährung sehr viel an Licht gewonnen. Man weiß nunmehr mit einem hohen Grade von Zuverlässigkeit, daß das Wasser bey der Ernährung und dem Wachsthum der Pflanzen eine sehr viel wichtigere Rolle, und diese auf eine andere Weise spielt, als die Naturforscher bisher geglaubt haben. Es ist nicht so wohl das Vehikel ihrer Nahrung, als vielmehr ein wichtiger Theil der Nahrung selbst. Es wird durch die Pflanzen zersetzt und ein Theil davon in die Substanz derselben aufgenommen; ja, der Dünger selbst trägt eigentlich nur mittelbar zu ihrer Ernährung bey, indem er jene Zersetzung des Wassers befördert. Von der Ernährung der Pflanzen zu der

des thierischen Körpers ist aber nur ein geringer Schritt, den die strengste Analogie von so vielen Seiten her rechtfertigt. Da überdieß das Wasser zu beyden Prozessen unumgänglich nöthig ist, warum sollte es und seine Bestandtheile auch nicht hier eben so gut und auf eben die Weise zur Nahrung dienen als dort. Der Verfasser hat überwiegende Gründe so etwas zu glauben. Seine lange Beschäftigung mit Speisung der Armen in München setzte ihn in den Stand, eine große Menge mannigfaltiger Versuche über diesen Punct anzustellen, und der Erfolg überstieg seine Erwartung. Er fand bald, daß die Kräftigkeit einer Suppe nicht sowohl von der Menge fester nahrhafter Theile in derselben, als vielmehr von einer schicklichen Auswahl derselben und der Behandlung des Feuers dabey abhänge.

Es ist wirklich zum Erstaunen, wie wenig solide Nahrung nöthig ist den Hunger zu stillen und Leben und Gesundheit zu erhalten, und mit wie geringem Aufwand der stärkste Mann und der thätigste Taglöhner bey der sauersten Arbeit gesättigt werden kann. Wie wenn es also mit den Speisen wäre wie mit dem Dünger bey den Pflanzen und die solideren, z. B. mit den Suppen gemischten Theile, bloß dienten, die Zersetzung der Flüssigkeit zu befördern. Es kann kaum anders seyn, wenn man bedenkt, daß eine Portion von 20 Unzen einer Suppe, wozu der Verfasser das Recept gibt, völlig hinreichend befunden worden ist, den Hunger einer erwachsenen Person zu stillen, und daß dennoch in dieser Portion kaum 6 Unzen soliden Stoffs waren. Der letztere bestand aus Gersten-Graupen, Erbsen, Kartoffeln,

einigen gedörrten Semmel-Schnitten, und dem nöthigen Salze; der flüssige Theil bloß aus Wasser und etwas Essig. So wird es auch begreiflich, wie man im Werkhause zu München 1200 Menschen täglich mit einer kräftigen Suppe hat speisen und sättigen können, die, Kost und Lohn von drey weiblichen und zwey männlichen Bedienten, Feuerung und sogar die jährlich nöthigen Küchen-Reparaturen mit eingerechnet, nur etwas über eilftehalb Thaler kostete. Das beträgt für die Portion zu 20 Unzen (*Avoir dupois*), nicht einmahl drey Pfennige hiesigen Geldes. Noch wohlfeiler, fast in dem Verhältniß von 4 zu 3, wurde die Suppe, als man Kartoffeln hinzuthun, und dadurch die andern kostbarern Zuthaten ersparen konnte. Man liest nähmlich hier mit Verwunderung, daß noch vor noch

nicht gar langer Zeit die Kartoffeln in Bayern fast gänzlich unbekannt waren, und nachher, als man sie einführte, so stark, zumahl von den Armen, verabscheut wurden, daß man sie in dem Werkhause schlechterdings heimlich einführen mußte. In einem entlegenen Winkel des Gebäudes wurde ein Zimmer zur Küche zurecht gemacht, und darin die Kartoffeln so lange gekocht, bis alle Textur, woran man sie noch hätte erkennen können, zerstört war. So mischte man sie mit der Suppe. Allein die Kostgänger bemerkten bald, daß sich ihre Suppe gar sehr verbessert hatte, und gaben der Abänderung ihren Beyfall endlich so deutlich und laut, daß man nicht länger Anstand nahm, ihnen das Geheimniß zu eröffnen; und nun sind sie so sehr für die Kartoffeln eingenommen, daß man ohne dieselben nicht leicht mit

ihnen mehr würde fertig werden können. Die Art und Weise wie hier das Directorium ein allerdings ganz respectables Corps armer Menschen behandelte, zeigt, daß ein eben so feiner Menschenkenner und Menschenfreund, als großer Naturforscher an der Spitze desselben steht. An andern Orten hätte man vielleicht, um die Kartoffeln schmackhaft zu machen, die Peitsche mit dem Eßlöffel verbunden, oder die Gesellschaft in eine Art von Belagerungszustand gesetzt und hungern lassen. — Die gedörrten Brot-Schnitte werden hinzugethan um das Kauen zu verlängern, und das mit dem Essen verbundene Vergnügen (*the pleasure of eating*), das sich niemand gern nehmen läßt, zu vermehren. Dieses Vergnügen, dem unser Verfasser, mit weisem Vorbedacht, ein eignes Capitel gewidmet hat,

wird theils dadurch befördert, daß man der eigentlich nährenden aber öfters geschmacklosen Substanz einen angenehmen Geschmack zu geben sucht, welches durch eine Menge sehr wohlfeiler Mittel, worunter das Salz selbst gehört, erhalten werden kann, und dann, daß man dem schnellen Verschlucken vorbeugt, und zum Kauen nöthigt. Dieses letztere wird nun durch die Schnitte befördert, die an sich geschmacklos sind. Man röstet sie deßwegen zuweilen, und öfters sogar in einer Fettigkeit, die das Eindringen des Wassers, und folglich das schnelle Zergehen derselben hindert, und daher das Kauen immer nothwendiger macht. Was hierauf der Verfasser über die Art sagt, wie der Soldat in Bayern gespeist wird, verdient gewiß die Aufmerksamkeit der Personen, von deren Direction das Wohlbefinden dieses

Standes abhängt, und ist mit einer so lehrreichen Umständlichkeit und Präcision erzählt, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Um aber diese Absicht sowohl in Rücksicht auf die Nahrhaftigkeit und die Wohlfeile der Speisen sicher zu erreichen, kömmt es gar sehr auf die Art zu kochen und die Behandlung des Feuers an. Es muß nichts übereilt, alles lange und langsam gekocht werden, ja es ist sehr viel besser die Suppe mehr kochend heiß als kochend zu erhalten. Es ist unglaublich, wie sehr hierin nicht bloß in den Küchen, sondern auch in allen Werkstätten, worin gekocht werden muß, gefehlt wird. Ich will nur auf einen Hauptumstand aufmerksam machen, der erst in künftigen Aufsätzen des Grafen vollständig erörtert werden wird. Jeder Anfänger in der neuern Naturlehre kennt die ungeheure

latente Wärme der Dämpfe des kochenden Wassers. Beym Wasserkochen werden also in einer Stadt oft tausende von Klafterholz verbrannt, kochend heißen Dampf zu erzeugen, der Niemanden dient; er verliert sich in der Luft. An seinem Wasser freylich ist nichts verloren, aber an seiner kostspieligen Hitze sehr viel. Wenn uns der nächste Regen das erstere mit großen Procenten wieder gibt, so ist letztere mit allen den Procenten, die sie hätte bringen können, verloren. Wasser kochend, das heißt aufwallend zu erhalten, erfordert unglaublichen Aufwand von Brennmaterialien, bloß zur Erzeugung eines unnützen Dampfs in einer solchen Menge, als sich bey jenen heftigen Aufwallungen erzeugt. Hingegen Wasser, das Einmahl gekocht hat, kochend heiß zu erhalten, erfordert nur wenig Feuerung,

und doch ist gewiß bey neun Operationen unter zehn, wobey Wasser gekocht wird, letzteres nicht bloß hinreichend, sondern vortheilhafter auch in Rücksicht der Vereinigung des Gekochten mit dem Wasser. Bey unsern Theemaschinen hat man auch längst, ohne den eigentlichen Grund des Verfahrens zu kennen, davon Gebrauch gemacht; auch den einmahl kochenden Theekessel öfters über Nachtlichtern mit Vortheil aufgehängt. Wer, um Wasser bloß kochend heiß zu erhalten, es immer kochend erhält, verfährt nicht klüger, als der, der einen Becher Weins bis zum Ueberlaufen voll zu erhalten, immer Wein zugießen wollte, der alle wieder abflösse. Je schneller er zugösse, desto mehr würde ablaufen. Je mehr man Feuer unter das kochende Wasser macht, desto mehr Dampf entsteht, allein so wie dort der

Becher nicht voller wird durch das Zugießen, so wird hier das Wasser nicht heißer durch das verstärkte Feuer. So wie es also bey dem Becher sehr viel rathsamer gewesen wäre, ihn erst so hoch als möglich anzufüllen, und dann allenfalls das, was verdampft, oder sonst verspillt wird, mit Vorsicht wieder nachzutragen, eben so auch hier. Wenn der Kessel bedeckt und überhaupt zwischen Materien eingeschlossen ist, die die Wärme wenig fortleiten, und man einmahl weiß, wie viel ein solches mit kochend heißem Wasser angefülltes Gefäß in einer gegebenen Zeit an Hitze verliert, so läßt sich dieser Verlust mit sehr geringem Aufwand ersetzen, und der Endzweck des Kochens völlig erreichen. Zur Probe von dem Unterschied zwischen der gewöhnlichen empirischen Kocherey und einem vernunft-

mäßigen Kochen: Bey Speisung der Soldaten wurde, was die Feuerung anbetrifft, noch auf die gewöhnliche Weise verfahren und in irdenen Töpfen gekocht, und im Durchschnitt kam auf ein Pfund Suppe gar zu machen, fast ein Pfund Holz (10/11). In dem neuen Werkhause, wo man wissenschaftlich verfuhr, wurden 600 Pfund Suppe mit 44 Pfund Tannenholz gar gekocht. Dieses gibt eine Holzersparniß in der Verhältniß von fast 13 zu 1. Das ist doch fürwahr keine Kleinigkeit, mit Einer Klafter Holz eben so viel ausrichten zu können, als ein Anderer mit einem Dutzend und darüber. Merkwürdig ist noch, daß das Kochen im Werkhause fünftehalb Stunden dauerte, bey den Soldaten nur drittehalb. Hier zeigt sich eine kleine Verwandtschaft mit dem mechanischen

Gesetz, daß was man an Kraft gewinnt, an der Zeit verloren wird, die aber hier von gar keinem Belang ist, und selbst noch von sehr geringem seyn würde, wenn sich die Köche die Zeit bezahlen ließen, und der Lohn sich verhielte wie die gebrauchte Zeit. Freylich um diese so höchst vortheilhafte Verfahrungsart ganz kennen zu lernen, werden wir erst die übrigen Abhandlungen des Grafen abwarten müssen, denn selbst einiges von dem, was ich hier beygebracht habe, ist mir aus der Unterredung mit ihm bekannt, aber jetzt (August 1796) vermuthlich schon in London gedruckt. Doch kann ein Umstand nicht übergangen werden, dessen auch schon in diesen Versuchen gedacht wird. Um die Hitze so viel als möglich zusammen zu halten, müssen die Gefäße gut bedeckt und nicht zu oft geöffnet werden. So

würden aber die Speisen leicht anbrennen. Dieses zu verhindern, werden die Böden der Kessel doppelt gemacht. Inwendig in dem Kessel wird nähmlich ein zweyter Boden angenietet, nur muß dieses mit sehr kleinen Nägeln geschehen, weil die Speisen um die Köpfe starker Nägel herum leicht etwas anbrennen. Uebrigens kann der innere Boden den Kessel ganz durchaus berühren, denn die kleinste Luftschicht, oder bloß der Mangel an physischer Cohäsion zwischen den beyden Böden, ist hinreichend dem Anbrennen vorzubeugen. Der größeren Festigkeit wegen, kann man auch die beyden Böden noch, außer dem Rand, an verschiedenen Stellen zusammennieten. Beym Verzinnen des Kessels wird gesorgt, daß das Zinn sich an dem Rande des innern Bodens etwas setzt, um dem Ein=

dringen des Wassers zwischen beyde Böden vorzubeugen.

Wenn erst langsames und langes Kochen, wie wir gesehen haben, mit Holzersparung vereinbart werden kann, so wird manches Gericht an Nahrhaftigkeit und Schmackhaftigkeit unendlich gewinnen. Uebereiltes Garmacheu ist beyden so nachtheilig als übereiltes Verschlucken. Der türkische Weitzen, den immer ein gewisser roher Geschmack noch von der Küche entfernte, wird, auf diese Weise behandelt, eines der schmackhaftesten und nahrhaftesten Mittel, die es gibt, und übertrifft sogar hierin den Reis. Dieses haben selbst die Neger in Nord = America und Westindien auserfunden; sie pflegen da mehr deutlich als anständig, in ihrer Sprache zu sagen: der Reis wird in unsern Bäuchen zu Wasser und fließt ab;

der Maiz bleibt bey uns, und gibt uns Kraft zu arbeiten. —

Aus diesen wenigen Proben wird man ersehen, was aus der Kochkunst gemacht werden kann, so bald sie ein einsichtsvoller Physiker seiner Aufmerksamkeit würdigt. Vermuthlich sind auch die Zeiten nicht mehr fern, da Physik und Chemie, denen die lateinische Küche, ich meine die Apotheke, so vieles, wo nicht gar alles, zu danken hat, ihre Herrschaft auch über die populäre Haus-Apotheke, ich meine die Küche, erstrecken wird. Da sie so viel geleistet haben, die Apotheke, die sonst wie eine Art von Fegfeuer, dicht zwischen Küche und Kirchhof lag *), so weit als

*) Zu Elze, einem Hildesheimischen Städtchen, an der Post-Straße zwischen Eimbeck und Hannover, war ein Theil hiervon, ehemahls wenigstens, bildlich zu sehen. Da lag die Apotheke dicht am Kirchhofe, und es war unmöglich vorbey zu fahren, ohne an das:

möglich von dem letztern abzurücken; so wäre es unstreitig ihr größter Triumph, sie auch so weit als möglich von ersterer zu entfernen, die noch immer Hand in Hand gehen und sich einander in die Hände arbeiten.

Nun zum Beschluß dieser kurzen Critik der Kochkünste ein

Recept zu einem schmackhaften und kräftigen Punsch,

welches in einer der Abhandlungen nur beyläufig und in einer Note vorkömmt: Man läßt in dem dazu bestimmten Wasser eine Handvoll Reis zwey bis drey Stunden kochen, und verfährt übrigens wie gewöhnlich.

Sic pagina jungit amicos zu denken. Eine französische Küche von der andern Seite hätte das Kleeblatt und die Zahl der guten Dinge vollkommen gemacht.

Anhang zu vorstehendem Artikel.

a) Vom Feuer.

Aus dem unmittelbar vorstehenden Artikel erkennt man schon, wie wenigen Gebrauch man bisher im Ernst in der Haushaltung, Gewerben und Künsten von demjenigen gemacht hat, was die Physik von dem Feuer und dessen vortheilhafter Unterhaltung bereits sehr deutlich lehrt. Es scheint, als wenn die Noth hier zum zweyten Mahl als Lehrmeisterinn auftreten müßte, die Menschen klüger zu machen. Noch immer besteht die Wolke, die über London schwebt, aus Tausenden von Scheffeln von Steinkohlen, die die Ungeschicklichkeit da hinauf wegwirft, ohne den mindesten Gewinn, als etwa den, die Sonne zu verfinstern und die Häuser mit

Ruß zu bepudern. Mit unserm Rauch aus den Schorsteinen ist es nicht viel besser; es ist weggeworfenes oder eigentlich ohne allen vernünftigen Zweck gänzlich zerstörtes Brennholz. Zumahl verstehen die Bäcker die Kunst, uns unser Brot durch solche Rauchopfer zu vertheuern. Feuer, das jetzt bey unsern gegenwärtigen Kenntnissen unter der Direction des Menschen brennt, sollte bloß dienen, nie herrschen und nie mehr verzehren als gerade zu dem Dienst, den es leistet, nöthig ist. Allein selbst da, wo man sich sonst manche Bequemlichkeit versagt, heitzet, kochet und siedet man noch gewöhnlich auf einen sehr hohen Fuß, ich meine mit zwey-dreymahl so großem Aufwand von Feuer als nöthig ist. Freylich, um alles, was Physik und Chemie hierüber lehren, nun in das bürgerliche Leben

überzutragen, dazu sind Einrichtungen nöthig, die oft, bis die beste gefunden ist, großen Aufwand erfordern. Holz und Kohlen zu verbrennen, ist sehr leicht. Den Rauch mit zu verbrennen, so daß man die Schorsteine inwendig könnte anweißen lassen, ohne Gefahr sie deßwegen früher beschmutzt zu sehen, als manche Wohnstube; dadurch die größtmögliche Hitze zu erhalten, und diese Hitze ganz zu dem vorgesetzten Zweck hinzuleiten, ist möglich, allein es auf die wohlfeilste Art auszuführen, macht Versuche nöthig. Ist die Einrichtung gefunden, so ist die Sache gewöhnlich leicht nachgemacht. Bey der englischen Dampfmaschine hat man diese Einrichtung bereits getroffen. Diese Anstalten werden freylich immer etwas von der Argandschen Lampe haben müssen, die eigentlich ein kleiner Windofen ist, bey

dessen Feuer man bloß sehen, so wie der Windofen eine Argandsche Lampe darstellt, bey deren Feuer man sich bloß wärmen will. Aber in besondern Fällen sind, wenn man auch gleich dieses weiß, die Anwendungen nicht leicht. Was für ein Feld für Große und Reiche mit solchen Versuchen dem Dürftigern vorzugehen, und, möchte man hinzusetzen, über ihn zu herrschen! Wem wird nicht Ungleichheit des Standes und Vermögens verehrungswürdig seyn, wenn sie sich unter dieser Form zeigen? Auch ist die Sache Gottlob! so selten nicht, eben weil das Studium der Natur einen unwiderstehlichen Reitz für den unbefangenen Menschen hat, der nur bloß durch Erziehungskünste abgestumpft werden kann. Der große Naturforscher, von welchem im vorhergehenden Artikel die Rede war, verdient auch hierin allen

von seinem Rang und Glücksumständen zum bleibenden Muster aufgestellt zu werden. Nicht allein viele von seinen Einrichtungen, die er nun jedermann so leicht hingibt, haben ihm sehr großen Aufwand verursacht, sondern er hat, wie ich höre, in England so wohl als America, (seinem Vaterlande, wo ich nicht irre), Capitalien niedergelegt, von deren Ertrag jeder belohnt werden soll, der die Lehre vom Feuer und dessen Behandlung zum Nutzen des gemeinen Lebens mit neuen Entdeckungen bereichern wird. Wie viele gibt es nicht in Deutschland, die den Grafen, wenigstens in dem letzten Punct, nachahmen könnten, und wie viele ahmen ihn nach?

b) Ueber öconomische Behandlung der Wasserdämpfe.

Es ist oben bereits gesagt worden, daß die Dämpfe des kochenden Wassers eine ungeheure Menge Hitze wegnehmen, die völlig, mit allem Aufwand von Brennmaterialien, wodurch sie erzeugt werden muß, verloren geht. Von der Wahrheit dieser Behauptung kann man sich schon durch folgende Betrachtung überzeugen, die wohl für Niemand zu schwer seyn wird. Es ist eine völlig ausgemachte Wahrheit, daß, wenn man um einen großen Kessel mit Wasser ein Feuer machte, das hinlänglich wäre Kupfer und Gold zu schmelzen, so würde das Wasser, vorausgesetzt, daß dessen Dämpfe einen freyen Abzug hätten, doch nur die geringe Hitze vón 212° Fahrenheit, annehmen, und der Kessel würde nicht eher schmelzen, bis

alles Wasser verkocht wäre. Was ist es hier, das das Wasser so sehr abkühlt? Nichts anderes, als der aufsteigende Dampf. Das kochende Wasser befindet sich in der Mitte zwischen einem Heitzer und einem Abkühler, einem positiven und einem negativen Feuerquell, die immer gleich viel geben, daher nimmt dessen Hitze nicht zu, aus eben der schönen Ursache, warum ein Gefäß nicht voll werden kann, wenn unten so viel abfließt, als oben hinein gegossen wird. Nur findet hier noch der nicht sehr tröstliche Unterschied Statt, daß das Gefäß doch angefüllt werden kann, wenn ich mehr zugösse als abfließt, dieses aber beym Feuer unmöglich ist, denn je mehr Hitze zugeführt wird, desto mehr erweitert sich das Loch, durch das sie abfließt, und Einnahme und Ausgabe bleiben immer gleich.

Alles was das stärkere Zufeuern bewirkt, ist Beschleunigung des Prozesses. Der Kessel, der bey einem schwachen Feuer Tage gebraucht hätte um zu verkochen, verkocht nun vielleicht in wenigen Stunden, aber das Wasser ist während des Prozesses in einem so heiß, als im andern. — In diesem Puncte nun ist die Haushaltungskunst weit hinter der Naturlehre zurück geblieben, mit welcher sie, wo möglich, gleichen Schritt zu halten suchen sollte. Daß man in vielen Fällen eine Menge Brennmaterialien ersparen könnte, wenn man Wasser statt kochend zu erhalten, bloß kochend heiß oder nahe dabey erhielte, ist schon oben angezeigt worden. Wo aber dieses nicht gut angeht, sollte man wenigstens suchen, die ungeheure Menge von Feuerwesen in den Dämpfen zu nützen. Wenn man zum

Beyspiel an den Deckel eines dicht verschlossenen Kessels mit Wasser, ein krummgebogenes Rohr anlöthet, dessen anderes Ende man bis an den Boden eines mit kaltem Wasser angefüllten hölzernen Eimers leitet, so kann man, wenn das Wasser im Kessel kocht, auch dem im Eimer die Hitze des kochenden geben, und das bloß durch den Wasserdampf aus dem Kessel, der ohne diesen Gebrauch in den Schorstein gegangen wäre. So wurden hier Kartoffeln in einem h ö l z e r n e n Eimer in einer halben Stunde bis zum Zerplatzen gar gekocht. Der Versuch sah drollig genug aus. Das Wasser in dem bloß blechernen Gefäße kochte bey einem sehr mäßigen Feuer auf einem Dreyfuß im Camin, und der Eimer mit den Kartoffeln stand frey auf dem Fußboden des Zimmers. Doch hatte man die Vorsicht ge-

braucht, auch den Eimer mit einem hölzernen Deckel zu schließen, durch den das Rohr ging. Dessen ungeachtet entwischte da noch eine große Menge kochend heißer Dämpfe, die man wieder in einen zweyten Eimer hätte leiten können, u. s. f. Daß man das im Kessel kochende Wasser noch hätte nutzen können, versteht sich von selbst, und ist eigentlich das, was hier den Vortheil ausmacht. Es ist überhaupt unverzeihlich, daß man noch bey dem sich überall zeigenden Holzmangel, der noch am Ende gar einmahl Völkerwanderungen verursachen könnte, mit dem so kostbaren Feuer so wirthschaftet, wie mit dem Wasser, das nichts kostet. Hr. Wedgwood hat mit seinem Pyrometer gefunden, daß bey einigen englischen Glas- und Schmelzhütten die Hitze viel zu groß ist. Sollte es bey den unsrigen

anders seyn? In den Küchen gehet es nicht besser her. Könnten die Köche, die ja ohnehin ein Geschlecht ausmachen, das zwischen dem zweyten und dritten Stande schwebt, wie die Fledermäuse zwischen den Vögeln und Säugethieren, auch Wärme versuchen (kosten) lernen, wie sie Saucen versuchen. Der Gebrauch des Thermometers ist ja nicht schwer. Man könnte eines in den Kochlöffelstiel anbringen. — Doch ich muß abbrechen, damit nicht ein Spötter glaubt, ich habe die Idee zu einem solchen Thermometer aus Hrn. Marlowe's Auctions-Catalog genommen, und den Artikel dort verschwiegen *).

*) Vergleiche den Aufsatz unter Nr. 22.

20.

Das war mir einmahl eine Wurst.

(Ein Beytrag zur Theorie der Processionen.)

Man kann sich, dünkt mich, ohne dem Begriffe sonderliche Gewalt anzuthun, jede Procession von Menschen im Zuge, es mögen nun immer je einer nach dem andern, oder ihrer je zwey und zwey, oder je drey und drey, u. s. f. hinter einander aufmarschiren, als eine Schnur gedenken, auf die man sie aufgereihet hat, zu allerley Gebrauch, etwa wie Corallen, Perlen, Morcheln und dergl. Ist diese Vergleichung, woran ich nicht zweifle, richtig, so verdiente wohl bey der Theorie der Processionen die Schnur hauptsächlich Rücksicht, da jedermann bekannt ist,

daß weder Corallen noch Perlen, noch Morcheln, auf Schnüren wachsen, und erst manche Vorbereitung erfordern, ehe sie sich auf Fäden ziehen lassen. Nun habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß sich nahe an tausend Menschen, von einem etwas feisten Manne, mit einer Wachskerze in der Hand, nicht bloß durch alle Straßen der Stadt schleifen ließen, sondern oben drein einen ganzen Berg hinauf, und alles dieses ging so glatt und gerade durch, daß an keiner Ecke und an keiner Schenke auch nur eine einzige dieser Perlen hängen geblieben wäre. Das muß eine sonderbare Schnur seyn, dachte ich, denn wenn ich auch gleich begriff, wie dieses oder jenes mikroscopische Perlchen sich an dem feinen mir wenigstens unsichtbaren Faden fortschleppen ließ: so war es mir unbegreiflich, wie der nächste

Nachbar derselben, ein grober, bleyerner Sechspfünder eben so leicht folgte. Bey diesen Schwierigkeiten, die die Theorie der Schnur bey Processionen darbiethet, habe ich mich eines bekannten Erfindungs-Mittels bedient, das freylich wie alle künstliche Erfindungs-Mittel den ehrlichsten Mann zuweilen im Stich läßt. Ich habe alles compilirt, was ich über Processionen, mit Wachslichtern, Crucifixen, Fahnen, heiligen Lumpen, Cokarden ein- zwey- und dreyfarbigen u. s. f. auftreiben konnte, und endlich das Glück gehabt, einen sichtbaren Faden zu finden, der durch Analogie auf die unsichtbaren in allen übrigen zu führen vielleicht im Stande ist. Es ist immer viel gewonnen, wenn man unter verwandten Dingen ein Einziges ganz kennt. Wer nicht weiß, wo die Schwalben im Winter hinkommen,

hat, wo nicht Alles, doch das Beste gewiß gewonnen, wenn er entdeckt, was zu der Zeit aus den Störchen wird.

Die Procession, auf die hier gezielet wird, ist nähmlich eine, worin sich der Faden sogar mehr als einem Sinne offenbaret, und die also folglich der größten Aufmerksamkeit eines jeden werth ist, der weiter über diesen Zweig menschlicher Handlungen, der sogar am Ende mit dem gesellschaftlichen Vertrag überhaupt aus Einem Stamme zu sprossen scheint, nachdenken will. — Die Scene liegt zu Königsberg in Preußen, also in dem Lande, dem wir das einzig wahre Weltsystem, die einzig wahre Philosophie, und die einzig wahre Taktik bereits zu danken haben, und, man sollte denken, die einzig wahre Theorie von Processions-Schnüren, wenn sie dort entdeckbar gemacht

worden seyn sollte, wäre einer solchen Gesellschaft nicht ganz unwürdig.

Der Faden, worauf die Menschen bey dieser Procession sichtbarlich gereihet waren, und an welcher sie einher geschleift wurden, war eine Bratwurst, und zwar eine Bratwurst von nicht weniger als einer Länge von 1005, schreibe Ein Tausend und fünf Ellen oder zwey Tausend und zehn Fuß. Was für eine Wurst! So wird gewiß mancher Leser ausrufen, und selbst in der hiesigen Gegend, die doch in ganz Deutschland gleichsam für das eigentliche Gosen der Würste angesehen wird. Solche Wurst-Processionen waren zwar in Preußen nicht selten, und Casp. Henneberger hat in seiner Erklärung der Preuß. Landtafel Fol. 190, 191 umständliche Nachricht davon gegeben, allein gegenwärtige übertrifft jene alle.

Ich entlehne die Nachricht davon, größtentheils wörtlich, aus Lilienthals Erläutertem Preußen, worin sie sich im ersten Bande S. 77 ff. und zwar, wie ausdrücklich erinnert wird, aus einem Diario MSpto genommen, befindet.

"Anno 1601. den 1. Jan. haben die Fleischer allhier zu Königsberg eine Wurst 1005 Ellen lang durch die Städte Königsberg nach Schloß getragen, und Ihro Fürstl. Gnaden davon etliche Ellen verehret, weil sie innerhalb 18 Jahren keine gemacht hatten. Sie sind mit Drommeln und Pfeiffen aufgezogen, vornan ein Führer mit einem Spiese, wohl ausgeputzt mit Federn und Binden, mit fliegender weißen und grünen Fahne. Diesen sind gefolget 103 Fleischhauer-Knechte, haben die Wurst getragen. Auf beiden Seiten sind beiher gegangen, welche die

Wurst in Acht nahmen, daß sie nicht Schaden litte. Wie sie nach Schloß sind gekommen, haben sie Ihrer Fürstl. Gnaden verehret 130 Ellen von selbiger Wurst. Vom Schloß sind sie über die Schmiede-Brücke in den Kneiphof, von da durch die Altstadt in den Löwenicht gezogen, allda sind sie von den Beckern empfangen worden, welchen sie auch viel Ellen von selbiger Wurst geschenket, und von den Beckern nachmahls zu Gaste behalten worden, auch bis in die Nacht zusammen lustig gewesen.

Auf Begehren Fürstl. Durchlaucht ist von den Fleischhauern, was die lange Wurst gekostet, und drauf gegangen alles aufs fleißigste überschlagen und zum Bericht aufgesetzet worden:

Die Wurst ist 1005 Ellen lang, hat gewogen 22 Stein und 5 Pfund, thut

885 Pfund. Dazu ist kein ander Fleisch gekommen, als: 81 lautere Schweine-

Schinken; —	118 Mr.	10 gr.
Die Därme von 45 Schweinen; (wahrscheinlich noch von andern, die ihre Schinken nicht dazu hergegeben hatten).		
Item anderthalb Tonnen Salz; —	3 —	5 —
Item anderthalb Tonnen Bier; —	3 —	—
Item 18 und ¼ Pfund Pfeffer; —	24 —	13 —
Item haben daran gearbeitet 3 Meister, 87 Gesellen, thut 90 Personen; Haben dabey ausgetrunken 2 Faß und eine Tonne Bier. Aber die ganze		

Zeche über ist aufgegangen ungefähr 40 Faß Bier, jedes Faß 12 Mark thut 480 Mr. — —

Den ersten Tag daran gearbeitet von 6 Uhr des Morgens an bis auf den Abend um 7; des andern Tages von 8 bis um 1. Der Kränze (womit sie geschmückt war) sind gewesen 109, haben gekostet — 112 Mr. 16 gr. 3 Pf.

Summa 743 Mr. 14 gr. 3 Pf.

An Thalern, den Thaler zu 36 gr. gerechnet, thut 412 Thaler 16 gr. 3 Pf. *)"

*) Sollte nach der Summe in Marken zu 20 gr. wohl heißen 413 Thlr. 6 gr. 3 Pf., allein auch

"Zu dieser Wurst hatten die Kuchen-Becker acht große Strützel (Strietzel) und sechs große runde Kringel gebacken, und auf Fürstl. Durchl. gnädiges Begehren berichtet, was bey Backung der großen Strützel aufgegangen und dazu gekommen." Weil diese Geschichte eigentlich nicht mehr zu jenem ersten großen Phänomen gerechnet werden kann; so lassen wir hier die detaillirte Specification weg, und führen nur an, daß zu diesen Strützeln, Kringeln und Bretzeln 12 Scheffel Weitzen genommen worden, daß der Strützel achte, und darunter zwey von 9 ½ Fuß Länge, der Bretzeln aber sechs gewesen sind, die, mit dem verbrennten Holz, der Höwe

jene Summe ist unrichtig, sie ist eigentlich = 742 Mr. 4 gr. 3 Pf., welches 412 Thaler 12 gr. 3 Pf. macht. Hr. Lilienthal gedenkt auch eines Irrthums überhaupt, fügt aber hinzu, daß alles so im Manuscript stehe.

(Hefen), Salz, zwey Pfund Anis, dem angebrachten aus Pfefferkuchen=Teig gebackenen und vergoldeten Becker=Gesellen=Wappen, den Löwenköpfen, Sonne, Mond, Sternen und Kronen aus gleichem Teig, nicht mehr als 43 Mr. 3 gr., also nur etwa 24 Thaler, gekostet haben. Dafür sind es aber auch nun nahe an 200 Jahre her, wo das Geld noch nicht so wohlfeil war wie jetzt. Durch diese Betrachtung wird auch die Wurst von 412 Thalern noch sehr viel respectabler, ob sie gleich keines weiteren Räsonnements bedarf, um jeden, der Gefühl für diese Art von Producten der Kunst hat, mit Respect für sich zu erfüllen.

Artig ist hierbey, daß die Becker, die eigentlich nicht aufzogen, sondern bloß die andern empfingen, und also wahrscheinlich nur in kurzen Gliedern, oder

wohl gar nur im Kreise stunden, sich auch durch kurze Striezel, Bretzeln und Kringel gleichsam zusammen gebunden hatten, dahingegen die Fleischhauer-Knechte, gerade, wie ihre Wurst, eine Linie von 1005 Ellen formirte. Nach geschehenem Verein wird sich auch die Wurst aufgerollt haben, und da läßt sich doch wirklich auch kein schöneres Sinnbild von Segen, Frieden und Eintracht unter Wesen, die doch nun einmahl etwas derberes sind, als mathematische oder metaphysische Pünctchen, gedenken, als ein Trupp fröhlicher Fleischer- und Becker-Knechte, um die sich eine Bratwurst schlingt, die am Ende, wo sie geknüpft werden muß, sich gleichsam in eine Bandschleife von Bretzeln und Kringeln und in Trotteln von Striezeln verwandelt. So was verdiente gemahlt zu werden. Die Procession ist auch wirklich

gemahlt worden, und zwar im Altstädtischen Gemein-Garten zu Königsberg, unten an der Wand. Ja man hat das Gemählde sogar im Jahr 1691 renovirt. Dieses hätte billig erst im Jahr 1701 geschehen müssen, so hätte sich alles leichter behalten lassen. Die oben von uns angegebene Vorstellung ist mehr für die Bearbeitung des Medailleurs, und ich hoffe, man wird das Jahr 1801 in Königsberg nicht ohne eine solche Erneuerung vorübergehen lassen, oder, noch besser, die Procession selbst erneuern. Noch herzlicher aber ist der Wunsch, und selbst die Hoffnung, daß in meinem armen, zerrütteten Vaterlande, und nahmentlich am linken Ufer des Rheins, den Mahlern und Medailleuren, noch vor dem Jahr 1801, Stoff zur Verewigung solcher Processionen und solcher Gruppirungen gegeben

werden möge. Ein einziges solches Bataillon *rond*, wie das Königsbergische, das mit so vieler herzlichen Fröhlichkeit geschlossen worden ist, und eine einzige solche Wurst-Procession, wäre ihres Genies und ihres Fleißes unendlich würdiger, wenigstens als alle die Bataillons *quarrés* und die dortigen Fleischhauer-Processionen der Neufranken mit Fahnen und schwerem Geschütz. Diese bedürfen zu ihrer Verewigung weder des Mahlers noch des Medailleurs. Die *Obligeance* der Bataillen-Erzähler (Geschichtschreiber) und die Segenswünsche der Länder, die sie zertreten haben, sind ihnen sichere Bürgen für ihren Nachruhm!

Die Anwendung dieser, wie wir hoffen, neuen Theorie der Processionen, erfolgt nach dem allgemeinen Frieden.

21.

Eine kleine Aufgabe für die Uebersetzer des Ovid in Deutschland.

Dryden sagt: folgende beyde schönen Verse aus Ovids: Sappho an Phaon, könnten nicht in gleich vielen Zeilen englisch gegeben werden:

Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est; nulla futura tua est.

Da dieses eine kleine Aufgabe nicht bloß für deutsche Dichter, sondern auch für Dichterinnen, die wohl hierin vorzüglich Rücksicht verdienen, seyn soll: so will ich den Sinn jener Zeilen, umschrieben, hersetzen, in der sichern Ueberzeugung, daß

vorzüglich die Dichterinnen, wenn sie ihn einmahl gefaßt haben, auch den nächsten Weg vom Herzen zur Sprache, den sie, sich selbst überlassen, selten verfehlen, hier am sichersten finden werden. Es war ja eine Geschlechtsverwandte die den Gedanken hatte, und alle sind Erbinnen irgend einer kleinen Verlassenschaft dieses verewigten Mädchens.

Sappho sagt oder will sagen; Phaon! Wenn nur Die, die Deiner durch Schönheit würdig wäre, die Deinige werden kann: so kann nie eine die Deinige werden. — Dieses ist der Sinn, die Materie; die Form ist in der Schmelzung zu Prose größtentheils verloren gegangen. Für unsere Dichter bedurften die Zeilen keiner Erläuterung, für die Dichterinnen wird ein Wink von ihrem Phaon oder selbst ein Blick auf

sein Bild, hinreichen, dem zerflossenen Ausdruck der Empfindung wieder die dichterisch-metrische Naturform, Crystallisation möchte ich sagen, wieder zu geben, die von Ewigkeit her immer einerley war und es auch fernerhin seyn wird. Getändelt hat Ovid, seiner Gewohnheit nach, auch hier ein wenig. Aber wer in aller Welt tändelt nicht in diesen Dingen zuweilen, auch selbst wenn er es ernstlich meint? Auch dieß ist ja Natur. Ich sollte denken, wenn nur die Empfindung, die der Tändeley zum Grunde liegt, richtig, wahr, stark und deutlich aus dem Herzen stammt, so adelt sie leicht jeden Ausdruck, zumahl wenn er dem Ohre schmeichelt. — Die Wiederhohlungen der Worte in der zweyten Zeile, so wie sein berühmtes

Principium dulce est, sed finis *amoris amarus.*

gehören ganz zur Familie der Reime, und scheinen aus denselben Anlagen unseres Gemüthes zu stammen, die diesen hernach in Umlauf gebracht haben. Nun wieder zur Geschichte der Aufgabe.

Obgleich Dryden dieses behauptet hatte, fanden sich doch bald zwey englische Uebersetzungen jener Zeilen ein, und zwar von demselben Manne, einem gewissen Herrn Corbyn Morris. Ich setze sie beyde hierher, weil die darin genommenen Wendungen, wegen der Verwandtschaft unserer Sprache mit der englischen, einen deutschen Uebersetzer vielleicht leiten kann. Die Uebersetzung dieser Uebersetzungen wird man mir hoffentlich schenken.

(1)

If but to one, that's equally divine,
None you'll incline to, you'll to
none incline.

(2)

If, ſave whoſe charms, withequal
luſtre ſhine,
None ever thine can be, none
ever can be thine.

Wäre es alſo nicht einmahl der Mühe werth, zu verſuchen, ob wir es im Deutſchen nicht beſſer können? Denn ich zweifle ſehr, ob die engliſche Ueberſetzung dem großen Dryden Genüge gethan haben würde, der gewiß, als er ſeinen Ausſpruch that, etwas lieblicheres, wenigſtens gewiß etwas geſchmeidigeres verlangte, als dieſe engliſchen Zeilen. — Vor mehreren Jahren ſprach ich an einem Abend mit unſern ſel. Bürger über dieſes Drydenſche Problem. Es ſchien ihm zu gefallen, und ſchon am folgenden Mor=

gen schickte er mir nicht weniger als fünf Uebersetzungen, wovon aber zwey durch vorsätzlichen Muthwillen mehr Parodien und Caricaturen, als ernstlich gemeinte Uebersetzungen waren, und in der That sind die Verse des Ovids sehr geschickt, allerley lustige Schwänke zu veranlassen. Ich muß aber sehr bedauern, daß ich das Blatt, auf welchem sie von Bürgers eigener Hand geschrieben standen, und worauf ich überdieß nachher die wohlgerathenen Versuche einiger hannöverischen Freunde, diese Verse ins Französische zu übersetzen, geschrieben hatte, jetzt nicht auffinden kann. Ganz verloren glaube ich indessen nicht, daß es ist. Doch muß ich zugleich zum Trost künftiger Uebersetzer anmerken, daß weder Bürger noch ich ganz mit der Arbeit zufrieden waren. Er hatte sich nähmlich auch, wie der

Engländer, dem Zwange des Reims unterworfen. Das ist aber unbillig. Wenn sich die deutsche Sprache mit der lateinischen hier messen soll, so müssen beyde, nach allen Gesetzen des rechtlichen Zweykampfs, mit gleicher Armatur auf dem Platze erscheinen, und die deutsche vergäbe sich allerdings zu viel, wenn sie bey ihrer eigenen Wohlbeleibtheit noch oben drein ihr Roß mit einem Geläute behängen wollte, das dessen Bewegungen nothwendig erschweren muß. — Also keine Reime. Diese können auch, wie mich dünkt, hier um so eher entbehrt werden, da ja der ganze Ton dieser Zeilen, der nicht verfehlt werden darf, in einer dem Reime ähnlichen Symmetrie der Worte besteht.

Sollten sich in unserm Vaterlande Dichter oder Dichterinnen finden, die durch Auflösung des Drydenschen Problems die be-

kannten Prätensionen unsrer Muttersprache von neuen zu begründen suchen wollten: so werden ja wohl die Herausgeber unsrer Musen-Almanache den **glücklichsten** Versuchen darunter, über deren Werth zu richten, ihnen, so viel ich ihrer kenne, Niemand die völlige **Competenz** absprechen wird, ein Plätzchen in ihren Annalen einräumen. Viel Raum wird, bey **solchen Richtern**, nicht nöthig seyn. Zur Belohnung freylich habe ich weiter nichts zu versprechen, als die, die gewöhnlich von dem fähigsten nur allein gesucht wird, den Beyfall der Kenner, und das Vergnügen, das mit Auflösung jeder schwierigen Aufgabe immer verbunden ist. Es ist ja ohnehin bekannt genug, daß man zwar für gute Verse am Ende Geld nehmen kann (das ist sehr billig), daß aber, so lange die Welt steht, schwerlich noch eine einzige gute Zeile des Geldes wegen ist gemacht worden. O wenn der Lohn des Augenblicks nicht wäre, und erst **gerechnet** werden müßte, wahrlich die Welt würde stille stehen!

22.

Verzeichniß einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen.

(Nach dem Englischen.)

Vielleicht gewährt nachstehendes Verzeichniß einigen unserer Leser eine kurze Unterhaltung. Ich fand dasselbe bey meinem Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weißen Blätter eines Bandes von Swifts Werken von einer saubern Hand geschrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufschrift stand in einer Parenthese: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swifts Manier). Der Besitzer der Bibliothek versicherte, es sey aus einem öffentlichen

Blatte genommen, und eine ziemlich treffende Satyre auf einen damahls verstorbenen reichen aber unwissenden Naturalien- Artefacten- und Raritäten-Sammler, der mit ungeheurem Aufwand eine Menge des unnützesten Plunders in seinem Cabinett aufgehäuft habe. Man habe ihn aus Spott Sir Hans Sloane *) genannt, und darauf zielten die Buchstaben in der Aufschrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Marlowe geheißen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachstehenden Stücke, aber wirklich mehrere eben so tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen worden, und womit, sollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter

*) Nach dem bekannten großen Manne, dessen vortreffliche Sammlung die Basis der jetzigen Naturalien-Sammlung des Brittischen Museums ausmacht.

andern eine Cocus-Nuß, welche in Schottland wild gewachsen; eine solide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich großes Stück Kork; die beyden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und balancirten einander. Der edle Besitzer hatte nie bemerkt, daß der Wagebalken an der Seite des Metalls hohl, hingegen der andere solide oder gar mit Bley ausgegossen war. Der Schalk, der ihn mit dieser Rarität betrogen hatte, war vorsichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork sowohl als das Metall so an ihm zu befestigen, daß sie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechseln, oder sie auf einer andern Wage zu wiegen. Außer dem soll die Zahl unnützen und dabey kostbaren

Hausgeräthes über alle Maßen groß gewesen seyn.

Swift's niedrig comische Manier ist, wie mich dünkt, ziemlich gut getroffen. Kenner der Producte dieses sonderbaren Kopfes werden wissen, daß Sr. Hochwürden nicht selten noch viel niedriger gedichtet, ja sich sogar sehr häufig zu groben Unfläthereyen herabgelassen haben. Auch diese waren in dem Verzeichnisse nachgeahmt, bleiben aber hier natürlich weg. Daß ich nicht bloß übersetzt, sondern manches auf unsere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieser Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen sehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muß man aber den Leser bitten, nicht zu ver-

gessen, daß der Aufsatz einige Tage nach dem Tode des unsinnigen Sammlers erschien, von dem damahls in allen Gesellschaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur bloß elend aufgetrocknet erscheint:

1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.

2) Ein doppelter Kinder-Löffel für Zwillinge.

3) Eine Repetir-Sonnenuhr von Silber.

4) Eine Sonnenuhr an einen Reisewagen zu schrauben.

5) Eine ditto, welche Lieder spielt.

6) Eine Schachtel voll kleiner feingearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.

7) Eine Chaise *per se* (soll vermuthlich percée heißen). Wenn man sich gehörig darauf setzt, so wird ein Dusch

mit Pauken und Trompeten gehört. Er schallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen großen Herrn. Hat 100 Guineen gekostet.

8) Eine große Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen, von zum Theil sehr lustigen Formen. — Die beyden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer spanischen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer probirt werden.

9) Eine Bettstelle, in Form eines Sarges, schwarz gebeitzt, mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodisten und Bethschwestern.

10) Eine ditto Bettstelle, sich selbst des Nachts darin in der Stube herum zu fahren.

11) Ein prächtiges Imperial=Bett, worin drey Großveziere an der Pest gestorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Juden zu bekehren. Sie sind meistens von polirtem Stahl, und das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumahl ist die große Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemer=Künste.

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichen=Wagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.

14) Eine Flasche mit Wasser aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1740 noch um Pfingsten auf der Straße gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daß es bey jedem kalten Winter, wenn man es hinaus setzt, sich gleichsam seiner

Freyheit erinnert, und das Glas zersprengt. Der Selige hatte der Königl. Societät eine Abhandlung darüber überreicht, sie ist aber wegen allerley Cabalen nie gedruckt worden.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas einziges in seiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger gesteckt, doch so, daß er über ein Gelenk zu stehen kömmt. Wenn ein Trumpf gespielt wird, biegt man den Finger sanft, so zeigt er die Zahl der gespielten Trümpfe ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.

16) Eine ganz vollständige Haus-Pulvermühle, worin jedermann sein Schießpulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Centner auf einmahl. Sie ist so bequem eingerichtet, daß sie unter einem etwas großen Schreibtisch, oder

auch unter einer etwas erhöhten Bettlade in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein astronomischer Vexir-Tubus, wenn ein Freund durchsieht und man drehet eine kleine Schraube, so bläset er demselben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Hierüber soll der Selige einmahl ein Paar Ohrfeigen bekommen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagd-Tubus mit einem Flintenschloß, wenn man die Gläser heraus nimmt, welches mit einem einzigen Ruck geschieht, (eigentlich werden sie bloß in ihre Seitenbehälter geschoben), so kann man kleine Vögel damit schießen.

19) Ein Barometer, welches immer schönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabey zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerley Trauergeräthe für hohe Häuser, als:

a) Ein schwarzes Billard mit weissen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weißem Cattun behangen. Die Glöckchen an demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft.

b) Ein Dutzend Trauerwürfel schwarz mit weißen Puncten.

c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violet mit schwarzen Puncten.

d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarok-Karten mit breitem schwarzem Rande, und andern bloß

schwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer.

e) Einige Dutzend Liqueur-Gläschen in der Form von antiken Thränen-Fläschchen, zum Schnapsen bey der Leiche.

f) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Gerichte, als Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig unschädlich schwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bey der Leiche schwarz zu beitzen.

g) Ein vortreffliches, vollständiges Tafel-Service von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine sinnreiche Art auf den Tod anspielt, welches alles hier zu weitläuftig wäre herzuerzählen. Nur eins anzuführen, so ist zum Beyspiel die Butterbüchse

ein Todtenkopf, so natürlich und mit solcher Kunst gearbeitet, daß man glaubt er lebe. Der Deckel, oder der obere Theil des Cranii, ist, selbst inwendig, so osteologisch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumahl wenn man der Butter die gehörige Farbe gibt, schauderhaft schön aussieht. Bey einem Versuche, den der Selige einmahl damit machte, fielen, als er die Butter anschnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht, andere sprangen vom Tische auf, und keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter essen.

h) Eine bleyerne Eß=Glocke, während der Trauer zu läuten.

i) Mehrere schwarz emaillirte Halsbänder mit weißen Todtenköpfen, für die Jagdhunde.

k) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen oder können. Sie sind alle von den größten Meistern Englands gearbeitet, und von großer Schönheit, zwar blaß aber zum Entzücken, zumahl die Frauenzimmer=Masken. Die Thränen an denselben sind durchaus durch natürliche Perlen vorgestellt, worunter einige an den Masken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sind u. s. w.

21) Ein Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwey Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis

ins zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwey einzelnen Menschen angezogen werden, welches, zumahl in gemischter Gesellschaft, zu drolligen Scenen Anlaß gibt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel = und Zweydrittel=Stücke zu gießen, nebst einem Centner Metall dazu. Dieser Artikel wird um der Delicatesse der Käufer zu schonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bey einer Diebs=Laterne in einem Winkel gezählt. Er ist ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaschen Lappländer Achtundvierziger. Im Englischen steht: some bottles of Iceland - Madeira (einige Flaschen von Isländischem Madeira).

24) Eine ganze Sammlung von theils verbothenen theils sehr verrufenen Büchern mit Kupferstichen von großer, obscöner Schönheit. Sie sind sämmtlich in schwarzen Corduan mit goldenem Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend zu Eton und Westmünster *), sich in der Kirche damit zu amüsiren.

25) Ein höchst merkwürdiges Stück. Eine kleine mit unbeschreiblicher Kunst gearbeitete Maschine das concubinium (soll wohl heißen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche alles in Bewegung setzt, hat drey verschiedene Stellungen für die drey bekannten Systeme; eine

*) Der Uebersetzer hat es nicht wagen wollen, die Nahmen dieser berühmtesten Schulen Englands mit deutschen zu vertauschen, so leicht es auch sonst gewesen wäre.

für den physischen Einfluß, eine für die gelegenheitlichen Ursachen, und eine für die vorherbestimmte Harmonie. Doch hat die Walze noch Raum für zwey bis drey andere; nur müssen sie einen Leib und eine Seele statuiren, doch könnte im Fall der Noth die Seele auch heraus genommen werden. Der Leib an diesem kostbaren Werke ist von viel mehr als halbdurchsichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht größer als eine große Ameise, ist ganz, Flügelchen und Alles, von Elfenbein, nur ist ihr linkes Beinchen etwas schadhaft. Die Bewegung wird der Maschine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde sie damit zerreißen), sondern durch ein Paar kleine Windmühlen = Flügel aus der

feinsten Goldschläger-Haut, gegen welche mit einem dazu gehörigen und in einiger Entfernung von der Maschine befestigten so genannten doppelten, stäte fortblasenden Blasebalg (follis *infinitus*) geblasen wird, durch diese Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea *infinita*) gedreht, welche alles in Bewegung setzt.

26) Die Peinliche Halsgerichts-Ordnung (im Englischen steht die Habeas Corpus Acte) von dem Seligen selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bey einigen Passagen enthält das Accompagnement sogar Canonen-Schüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Masse ist dabey. Auch

ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. s. f., auch ganz neu erfundenen Muscheln, die damit verfertigt worden: sie lassen alle völlig antik.

28) Das seltenste Stück, nicht allein in dieser Sammlung, sondern vielleicht in der ganzen Welt, nähmlich ein Stück echten Granits, worin ein metallenes *Aleph* so fest steckt, daß es durch Menschenhände unmöglich hinein gekommen seyn, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch heraus gezogen werden kann. Alle, die es sehen, bekennen einstimmig, daß es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der seine Länder auf dem Berge Libanon hat, für eine große Summe gekauft.

29) Eine prächtige Staats-Carosse mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutschersitze ist ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebne, worauf die Kutsche steht oder geht, unter einem Winkel von 45° nach der Kutsche zu geneigt ist. Hinten über der Kutsche correspondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengesetzter. Durch dieses prachtvolle Polemoscop wird der Kutscher in den Stand gesetzt, auf dem Bocke sogleich zu sehen, ob sich Jemand hinten aufgesetzt hat. Ist dieses der Fall, so stampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Passagier bekömmt sogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleisch, so daß er nicht leicht wieder kömmt.

30) Ein Gespann Pferde, denen der Verstorbene das Maculaturfressen beyge-

bracht hat. Ein Artikel für Buchhändler und Verleger.

Wir brechen hier ab, damit nicht dieser gelehrte Artikel, wenn er noch mehr Ausdehnung erhält, am Ende gar den ganzen Taschen-Kalender in Pferde-Futter verwandelt.

23.

Rede der Ziffer 8

am jüngsten Tage des 1798sten Jahres im großen Rath der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präsidenten-Stuhl).

Inhalt.

Anfang; die Rednerinn spricht viel von sich; wird ausgelacht; ereifert sich; Lobrede auf die Nulle; Decimal-System; Touloner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; Erster Tag des XIXten Jahrhunderts; Beschluß; Ende.

Durchlauchtigste Nulle,
Großgütigste Präsidentinn und Stellvertreterinn Unser Aller,
Allerseits, nach angestammter Ungleichheit, höchst zu verehrende Mitschwestern,

9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1. *)

Morgen wird der Tag seyn, an welchem ich in unserem geheimen chronologischen

*) Daß nachstehende Rede, so gar mit Aeußerungen der Zuhörer dabey, schon jetzt (im Julius 1798), also fast ein halbes Jahr vorher, ehe sie gehalten worden ist, abgedruckt erscheint, würde nicht leicht Jemand unter unsern Lesern, der zugleich Zeitungsleser ist, wunderbar finden, selbst wenn sie, als von Menschen vor Menschen gehalten vorausgesetzt würde. Hier aber sprechen bloße arithmetische Wesen zu arithmetischen Wesen, deren Geschichte einer reinen Behandlung a priori nach ewigen Gesetzen unserer Natur um so mehr fähig erachtet werden muß, als man sogar diese Methode nicht ohne Glück in unsern Tagen selbst auf unreine, empyrische historica und physica anzuwenden versucht hat.

Ausschuß die Bank der Einer auf zehn Jahre verlassen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder besteigen werde, auf der ich nun seit vltimo Decembris 899 nicht gesessen habe. Ihr werdet mir also verstatten, theuerste Mitschwestern, daß ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausschuß der Schwester Neune, übertrage, ein paar Worte zu Euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieser Bank Veranlassung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen seinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologischen Ausschusses kein Beyspiel, daß je von irgend einer Schwester bey ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen

Rath wäre gesprochen worden. Ja ich erinnere mich noch sehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her sind, daß ich so gar am ersten Jänner, 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum ersten Mahl in Centgräflicher Glorie im Ausschuß zu sitzen, nicht zu Euch geredet habe. Aber, geliebte Mitschwestern, tempora mutantur. Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrschte, ist nicht mehr die, die das neunzehnte beherrschen wird; in 1000 Jahren läßt sich wohl was lernen. O ich habe es hundert Mahl bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Bastille und der alten Philosophie, der sich unter meinem praesidio ereignete und mir schwer auf dem Herzen lag, gleich damahls declarirt habe. Gottlob

aber, es kann mir, als der sichern Erbinn des Vorsitzes der Hunderte im nächsten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuhohlen, was ich versäumet habe, nähmlich zu erweisen, daß Bastilen und Philosophien geboren werden und sterben und wieder geboren werden und wieder sterben, so wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräusch). O! ich verstehe Euch wohl. Ihr scheint es nicht zum Besten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitschwester, und weder die höchste noch die geringste unter Euch, es zuerst wage, Schlüsse zu machen und von Rechenschaft zu sprechen. Schlimm genug für Euch. (Gemurmel). Doch damit ihr seht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum studirt habe; so müßt Ihr allerdings wissen: ich bin unter Euch allen Erstens

die vollkommenste gerade Zahl (große Stille); bin zweytens unter Euch allen der einzige wahre Würfel (spöttisches Lächeln von der Präsidentinn und der Eins); bestehe drittens aus zwey gleichen Quadraten (die Präsidentinn lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarste ist, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und diese Zahl ist, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterinn über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von Vorn und von Hinten in alle Ewigkeit. (Spöttisches Amen! von einigen; tiefe Verbeugung der Schwester Zwey). Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Gickeln), die gütige Natur nach ihrer anbethungswürdigen, ewigen Weisheit

im Range der arithmetischen Grösse, zwischen Dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune *) und dich hochwürdige apokalyptische Sieben, von Ewigkeit her gestellt hat. Ja, wenn ich alles dieses zusammen nehme, so fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu sagen, daß keine unter Euch allen, in Rücksicht auf Naturgabe, sich mit mir messen kann, als unsere erhabenste Präsidentinn, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen einige; sehr wahr, andere; und eine hatte sogar die Verwegenheit, *ancora* zu rufen. Dieses brachte die Rednerinn sichtbarlich auf und sie fuhr mit einiger Heftigkeit fort:)

*) Die Rednerinn spielt hier offenbar auf das deutsche Sprüchwort an: aller guten Dinge sind Drey.

Pfui schämt Euch! Ist das eine Aufführung für ganze Zahlen? Oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verlust mit einem Paar Pünctchen oder einem et cetera ersetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präsidentinn, als die Achte beleidigt hatte). Und sagt mir, was ist denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt Ihr wohl die wahrscheinliche Gränze des menschlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur ausersehen diese Gränzen zu bestimmen? Habt ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenns hoch kömmt, so sinds achtzig? Und wie schreibt

man diese Achtzig? Wie? — O! es sollte mir ein Leichtes seyn, Euch mit drey Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde bloß zeigen, daß Euer Mangel an Respect gegen unsere Präsidentinn sich allein auf Eure Ignoranz gründete. Erlaube mir also, erhabene Nulle, Präsidentinn unseres Raths, Kreis, Kugel, Bild der Ewigkeit, Schöpferinn und Erbinn des Chaos, oder wie du sonst genannt seyn willst, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieser Elenden zu Liebe, bey Deinem Verdienst verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn diese nicht mehr seyn werden? Fand nicht Shakespear, der große Allfühler,

selbst das Zeichen der Nulle so wichtig und so ehrwürdig, daß er sogar die Welt damit bezeichnete, und die Schaubühne, die seine Privat=Welt war? Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde er sicherlich jetzt sein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 rc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwänkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 rc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet. Wahrlich das Größeste, was je in der Welt, im Felde sowohl als auf dem Papier, durch Schwänkung ausgerichtet worden ist, und überdieß so schwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft bloß von Schwänkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerste Mitschwestern, (so nenne ich Euch

schwesterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bey Euch bemerke) daß, sage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier gesessen habe, zu kurz seyn würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferinn des großen Decimal-Systems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelson, der bekanntlich nur fünf Finger hat *), den Lauf der Thaten hemmt, sich mit ihren zehn Fingern alles unterwerfen wird. Denn ihr müßt wissen, daß die große Nation, die ihre Freyheit mit 581 Schlachten **), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen ist, erkauft hat, die Ebnerinn der mächtigsten Thronen,

*) Er verlor einen Arm bey Teneriffa.

**) Genius der Zeit. Juny 1798. S. 252.

die Durchstecherinn der Landenge von Suez, die Abgleicherinn durch Ungleichheit und die Käuferinn des mit Geld Unerkäuflichen; daß, sage ich, diese Nation dieses Decimal-System mit der ihr eignen Kraft und Barschaft an Thaten unterstützt, und mit dem Feldgeschrey: Friede dem Einmahl Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Westen nach Osten zieht. O! wie habe ich während meines Präsidiums auf der Einer-Bank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's *) geheimen Absichten sprach und die hauptsächlichste darunter vergaß, nähmlich:

*) So, und nicht Buonaparte muß man schreiben. Er selbst schreibt, wie ich höre, seinen Nahmen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichsten Porträt. Anm. d. Herausg.

den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerey auf demselben anzulegen, und so das Decimal-System über die ganze rechnende Welt zu verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes *). Denn erstlich ist das der Berg, auf welchem bekanntlich das erste Decimal-System auf steinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch so ziemlich Eingang gefunden hat; zweytens beweist es eine gewisse Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction schuldig war, da bey ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimal-Maße, manche Hauptartikel jenes alten Systems gleichsam abolirt worden waren. Wie ich höre, so

*) Man sagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerst gehabt.

wird mit dem neuen Sinus-Tafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Universal-Orographie der Berg künftig seinen Nahmen von dieser Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit bloß mit *Mons Sin:* bezeichnen wird, das jedes Herz lesen kann, wie es will, *Sinai* oder *Sinuum* *). Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung Deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, sinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in dir, dem unerschöpflichen Thema von Tausenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten deinen bürgerlichen Verhältnissen in tiefster Ver-

*) Ein Gerücht, daß zu Paris eine eigene Commission niedergesetzt sey, die verba irregularia abzuschaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unverbürgt.

ehrung zu weihen. Warst du es nicht, Citoyenne, die seit jeher deutsches Verdienst, wenn alles fehlte, aus deinem unerschöpflichen Vorrathe belohntest, den hungrigen Dichter bald mit deinem runden Ambrosia-Zwieback labtest, bald in die leere Tasche des Lotto-Spielers und des tief speculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröstend hinab perltest. Warst du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und bar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Cosacke Pugatscheff und der Zigeuner Gallant, oder sonst noch älteres oder neueres Gesindel, Alles, Häuser, Schiebladen und Börsen, *à jour* gefaßt, zurückließen? (Die Präsidentinn verhüllt sich und glüht schamroth durch den Schleyer durch, wie der volle Mond bey einer Total-

Verfinsterung. Die Rednerinn bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenstand mit einer tiefen Verbeugung über).

Theuerste Mitschwestern, ich komme nun, (indem sie sich die Augen wischt), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verstrichen ist, nach Redner-Art, geschwind zur Hauptsache. Ob ich eben so geschwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Gespensterstunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich. Ich habe sowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literarischen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter so gar einigen englischen, mit Verwunderung ersehen, daß man in der Christenwelt über die Gränzlinie des achtzehnten und neun-

zehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingränze einige Aehnlichkeit hat; nur mit dem Unterschiede, daß die eine Partey ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer besteht. An eine Mittel-Linie ist noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr besteige ich die Bank der Hunderte, und unsere Präsidentinn ist, trotz so vieler diplomatischen Geschäfte, die sie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entschlossen, das Präsidium auf der Bank der Zehner und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das ist, wir werden 1800 schreiben. Morgen über zwey Jahre tritt sie die niedrigere Stelle von beyden der Eins, die mit so vielem Ruhme die allerhöchste seit 800 Jahren begleitet hat,

zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage ist nun, wann und an welchem Tage sollen Personen, die viel auf Geburtstags-Schmäuse halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feyern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nach dem ich diese ein Jahr besessen habe), an dem Tage, da die Eins das Geschäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1sten Jänner 1800 oder 1801? Ihr seht deutlich, daß mich dieser Streit nothwendig sehr interessiren muß. Mein ganzes erstes Regierungsjahr mit Hunderter-Rang steht auf dem Spiel, und ist gerade die Strom-Breite, um welche gestritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erstes Jahr, den jämmer-

lichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerinn eines neuen seyn soll, das mit verjüngter Glorie seinen Einzug in die staunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitschwestern, die Anführerinn des neunzehnten, also des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftschlachten der Völker sich zu den Land- und Seeschlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, so daß die Zeitungsschreiber, von Paris bis Hamburg, sie mit hundertfüßigen Teleskopen aus dem Contor selbst bevisiren, bephantasiren und als Augenzeugen beschreiben können; und worin man die hoch vorüber sausenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft

schießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wissenschaft, ich meine der mit großem Geld = und Blutaufwand eröffneten, neufränkischen Experimental=Politik, entweder einzuernten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für Etwas minder utopisches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrscheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müssen. Hierüber muß ich mich erklären (sieht nach der Uhr und fängt an geschwinder zu reden).

Ihr wißt allerseits, daß im 6ten Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien stammte. Er hieß Dionysius, und wegen seines geringfügigen

Körpers, der kleine (*exiguus*). Dieser kleine Mann hatte zuerst den großen Einfall, unsere Jahre nach der Geburt Christi zu zählen, das ist, unsere jetzige Zeitrechnung zu stiften. So viel ich weiß, ist sein Geist nie gemessen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverlässigkeit, daß er sich im Jahr der Geburt Christi wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kömmt hier nichts an. Genug, seine Zeitrechnung, wahr oder falsch, gleich viel, fand Beyfall, und dieser mächtige Epochen-Stamm wuchs auf christlichem Boden ungestört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzer-Epochen, die sich an denselben hier und da angesetzt haben und noch immer ansetzen. Allein Jammer Schade ist, daß noch so gar gestritten wird, wie eigentlich der kleine Dionysius ge-

Digitized by Google

rechnet habe, ob er, weil Christus nicht auf den ersten Jänner geboren worden ist, sondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation selbst das erste Jahr genannt habe, oder das Jahr nach diesem Geburts- und Incarnationsjahre. Diese Schwierigkeit ist so groß (denn Kleinigkeiten aufs Reine zu bringen, hat oft große Schwierigkeiten), daß ein zweyter Dionysius, der tausend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbe, sondern ein derber Sechs-Füßer von einem französischen Jesuiten, Nahmens Dionysius Petavius, der, ob er gleich im 16ten Jahrhundert zu Orleans und Paris sichtbar herumwandelte, im Geist größtentheils in den alten Zeiten spükte, sie so groß fand, daß er anfangs

nicht recht mit sich selbst eins darüber werden konnte; sich einmahl so gar selbst widersprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir Dionysisch zählen wollten, jetzt wirklich falsch, und müßten eigentlich bisher schon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieses nur im Vorbeygehen, und zum Beweis einer Unsicherheit in diesen Rechnungen, die wenigstens dazu dienen kann, eine andere zu entschuldigen.

Ihr werdet, theuerste Mitschwestern, allerseits gesehen haben, daß die Zweydeutigkeit, von der ich so eben geredet habe, den Gränzstreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob scharf Dionysisch oder nicht, das ist nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumahl ohne eine Armee von 300000 Mann, sich jetzt noch einem so alten

christlichen Gebrauche durch solche Finessen zu widersetzen und die Ordnung der Dinge zu stören. Es ließe außer dem ja, als wenn unsere Erfindungskraft so erschöpft wäre, daß wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometer-Skalen und neue Schmarotzer-Epochen. (Hier Etwas Gemurmel von *Mons Sin:* und Uhrziffer-Blättern. Die Rednerinn hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tausenden, nach Hunderten u. s. w. So bald wir aber dieses thun, so müssen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert selbst nicht fehlen lassen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert selbst den Beschluß. So wäre also das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird,

das 1798ste nach Christi Geburt gewesen, folglich fehlen noch zwey, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstags-Schmaus des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeyert werden: am 1sten Jänner 1801. Also das erste Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erscheine, ist wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit trösten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schwester Eins, die Ehre habe das 18te Jahrhundert endlich einmahl mit voller Zahl zu besiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimal-Brüchen des Säculums geschehen ist. Da ich dieses mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerinn des 18ten Jahrhunderts führen werde:

so hoffe ich auch damit selbst die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18te Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18ten Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet sich auch seines Rindviehes. Ihr erkennt nunmehr, theuerste Mitschwestern, hieraus meine Unpartheylichkeit. Ja (sich ermunternd) mit Freuden lege ich die schimmernde Krone, die mir bey meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingestorbenen Jahrhunderts. — Indessen sollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstags-Schmauser auch den ersten Tag meiner Erscheinung (1. Jan. 1800), an welchem sich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müssen, und sich mit kalligraphischem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige

Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feyerten. Denn so würden ja (sie lächelt in sich selbst hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaus-tage, statt eines, zwey (frohes, jovialisches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht sehr irre, so ist gerade jener neue Datums-Zug wohl hauptsächlich Ursache, warum über die Frage gestritten wird, und eben deßwegen schon eines kleinen Präliminär-Schmauses, vor dem großen Definitiv-Schmause, werth.

Indessen aber, theuerste Mitschwestern, so sehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche respectire, und überzeugt bin, daß sich unser christliches Jahrhundert erst mit dem 1sten Jänner 1801 anfange, so kann ich Euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe gibt, die entgegengesetzte

Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich sehr gern zugebe, daß diese Gründe eben nicht gerade die seyn mögen, womit sie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es ist nähmlich gewiß 1) daß unsere gegenwärtige, wahr oder fälschlich so genannte Dionysische Epoche sich von der Beschneidung Christi und weder von seinem Geburtstage, dem 25sten December, noch von dem Incarnationstage desselben anhebt, einem Tage, der hierbey so wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 so gar ihr Jahr von demselben zu zählen anfingen, und noch bis jetzt spielt dieser Tag (der 25ste März, *Lady-day*, Maria-Verkündigung) unter ihnen, bey Mieth-Contracten u. d. gl. seine Rolle. Also fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unserer jetzt recipirten

Epoche. Sondern beyde Tage, auf die doch alles ankömmt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im strengsten Verstande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, sondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Christi. 2) Ist wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, sondern laufende Jahre zählen. Unser gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeugt, so wie der lateinische Ausdruck: anno *post Christum natum primo*, *millesimo* etc. daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählet, sondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, so wie nach dem laufenden Monathstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck bloß Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie soll man denn dieses

Geburts- und Incarnationsjahr selbst bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Nahmen des ersten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieses wäre ja eben so widersinnig, als es das erste nach derselben zu nennen. Es bleibt also nichts übrig, als, da unsere Jahrrechnung mit einem ersten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Christi liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit selbst mit 0 zu bezeichnen, und dessen Anfangspunct um ein ganzes Jahr hinter den der christlich-bürgerlichen Epoche zurück zu setzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten selbst, auf die es eigentlich hier ankömmt, sondern nicht einmahl ein ganzes Viertel-Jahr hinter den Tag der Incarnation. So bald man aber ein Jahr Christi 0 hat, das ist, ein Jahr, das

man weder das erste Jahr vor dessen Geburt, noch das erste nach derselben nennen kann: so ist es wenigstens Niemand zu verdenken, am allerwenigsten aber Jemanden, der etwa mehr mit dem Absoluten der Meßkunst, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beschlüsse bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unsere Jahre von jenem 0 Puncte an zu zählen, also nicht laufende, sondern verstrichene Jahre, gerade so wie der Astronom ohnehin schon seine Zeichen des Thierkreises bey den Längen der Planeten und seine Monathstage zählt, und wie wir selbst im gemeinen Leben unsere Stunden zählen. Denn III Uhr, 50′ heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, sondern der vierten, so wie 100 Rthlr. 6 Sgr. nicht 6 Sgr. des 100sten Thalers, oder so viel als 99 Rthlr.

6 Ggr. bedeutet. Warum soll denn nun 1798 1sten Jul. gerade so viel sagen, als 6 Monathe des 1798sten Jahres, und nicht 1798 Jahr und 6 Monathe nach jenem o, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunct, und wodurch obendrein so viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn, so viel ich sehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindesten gestört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul., 5 Uhr berechnen will, so schreibt man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das ist, für den Anfang dieses Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monathen und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798sten Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, ist ja

mit dem Ende das 1798ste von jener o angerechnet einerley. Allein so gerechnet, schreiben wir jetzt, da ich rede (sieht nach der Uhr), von jenem o an, 1798 Jahre, 11 Monathe, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799sten Jahr, nach der gewöhnlichen Rechnung, das 100ste des Jahrhunderts, auf diese Weise gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht sonderbarer wäre, wenn die Astronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß sie ihre Tage anders zählen, wie sie wirklich thun, nähmlich, nicht laufende, sondern vergangene, und diese noch oben drein von einem andern o ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beschluß erinnere ich noch einmahl, daß ich nicht verbessern, nicht neuern, sondern bloß entschuldigen wollte. (Die Neune

regt sich, um von der Bank Besitz zu nehmen). Ich sehe, theuerste Schwester und Nachfolgerinn, du eilst meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, du hast ein wichtiges Jahr vor dir. Sorge ja für Frieden, und halte dich durchaus, während deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge, und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke schlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 setzt sich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

Nachschrift des Herausgebers.

Vorstehende Rede ist von unbekannter Hand mit der beygefügten Versicherung

eingeschickt worden, daß einigen Freunden des hiesigen Taschenbuchs ein Dienst geschähe, wenn sie in diesen Jahrgang eingerückt würde. Man konnte der Erfüllung dieses Wunsches um so weniger entgegen seyn, als man wirklich Willens war, etwas ähnliches im Jahrgange für 1800 zu sagen. Da indessen die Wendung, die der Verfasser genommen hat, die Einrückung im gegenwärtigen ganz gut entschuldigt, so mag der Aufsatz nun hier stehen. Auf den Nullpunct der Epochen, als schicklichen terminum a quo, hätte der Verfasser wohl einen noch stärkern Accent legen können. Wir zählen die geographischen Längen mit Recht von dem westlichen Ende der alten Welt, von der Insel Ferro, wie man sich ausdrückt. Aber da, wo der Nullpunct dieses Maßstabes hinfällt, liegt weder das west-

liche Ende der alten Welt, noch die Insel Ferro. Sondern jener Punct ist eigentlich derjenige, von welchem ab gezählt, das Pariser Observatorium eine Länge von 20 runden Graden erhält. Vielleicht nahm der Verfasser Anstoß an der Vergleichung des Festes der Beschneidung mit dem Pariser Observatorio. Allein diese Bedenklichkeit wäre von geringer Bedeutung gewesen. Denn wirklich ist dem Herausgeber kaum ein Beyspiel bekannt, worin das alte Paris so bescheiden gehandelt hätte, als in dieser Längen-Zählung. Nunmehr aber freylich, da bey der neuen Theilung des Quadranten die Länge des Pariser Observatoriums = 22°, 222 . . . . . . et sic in infinitum, werden müßte, so müssen wir die Entscheidung des Directoriums erwarten, wo die alte Welt künftig aufhören soll.

Wie wir hören, soll die 7 gewillet seyn, ebenfalls vor ihrem Abtritt von der Bank der Hunderte, Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Da diese große Aufklärerinn, oder wie sie in obiger Rede heißt, die apokalyptische, hundert merkwürdige Jahre darauf gesessen hat, so kann ein solcher compte rendu allerdings sehr interessant werden. Da wir nun Hoffnung haben, das Original so früh als möglich zum Gebrauch für unser Taschenbuch zu erhalten, so machen wir dieses, um Collisionen zu vermeiden, hierdurch vorläufig bekannt. Wir werden indessen nur dasjenige aus dem weitläuftigen Werke ausziehen, was für unser Taschenbuch, nach seiner bisherigen Einrichtung, gehört, und wie es sein geringer Umfang verstattet. Daher denn einige der wichtigsten Rubriken, wie

wir hören, als: wie die Karte von Europa zu illuminiren sey; vom neuesten Völkerrecht, über die neueste Bedeutung von *Meum* und *Tuum* oder das politische Ich und Nicht-Ich u. s. w. den Herren Verlegern gewiß nicht werden verweigert werden, wenn sie sich an die benannte apokalyptische 7 selbst wenden wollen.

24.

Daß du auf dem Blocksberge wärst.

Ein Traum wie viele Träume.

Durch den Tod eines vortrefflichen Mannes, mit dem ich mehrere Jahre in vertrautem Umgange gelebet habe, bin ich kürzlich zu dem Besitz eines Manuscripts von seiner Hand gekommen, an dessen Entstehung ich selbst einigen Antheil in so fern habe, als das Meiste in demselben die Resultate von Unterhaltungen in unsern Abendstunden ausmachte. Wir spielten, statt mit Karten, die wir beyde unversöhnlich haßten, mit Einfällen und Projecten aller Art, oft in die späte Nacht. Ich kann aber nicht sagen, daß wir, weil

wir nicht um Geld spielten, deßwegen immer ruhig auseinander gegangen wären. Der letzte Stich des Gegners, wenn die bestimmte Glocke schlug, hatte immer etwas Unangenehmes für einen oder den andern, und ich erinnere mich so gar einmahl, daß ich, als ich schon bey meinem Hause war, wieder umkehrte, um einen falsch gespielten Trumpf wieder zurück zu nehmen, aber meinen Freund schon gerade auf den Lorbern ruhend eingeschlafen fand, die mich die ganze Nacht wach erhielten. Das Buch ist grün eingebunden, und soll daher künftig, alles was ich daraus entlehnen werde, welches wohl der Fall zuweilen seyn könnte, mit der Ueberschrift: aus dem grünen Buche, bezeichnet werden. Der Titel ist etwas sonderbar, wiewohl nicht ohne Menschen- und Messe-Kenntniß abgefaßt,

er heißt: echt deutsche Flüche, und Verwünschungen für alle Stände, nebst einem Anhange von Sprichwörtern und Fictionen. Von den Fictionen haben unsere Leser schon wirklich Einiges gehabt, unter andern war unser Bedlam für Erfinder fast wörtlich aus dem grünen Buche genommen. Beym Aufmachen des Manuscripts fiel mir ein Brief in die Hände, der, wie die Unterschrift zeigt, von einem nicht sehr unbekannten Verleger war. Mein Freund hatte ihm das Manuscript angebothen, ohne mir Etwas davon zu sagen, vermuthlich um mir mit dem Gelde eine unvermuthete Freude zu machen. Das war ganz seine Art. Daß er mir aber mit dem Briefe keine unerwartete Freude gemacht hat, verstehe ich nicht ganz. Hier ist der Brief.

"Ew. erhalten anbey Dero Manuskript zurück, weil selbiges Dero Zeit so nicht gebrauchen kan. Einige Artickel sind wircklich reitzbar, per Exempel jener vom doppelten Printzen und jener von Flüchen vor Kindern. Doch winschen mein Frau und ich etwas mehr von Deologen hinein und der Schaam Hafftigkeit und die Obrigkeit, etwas reitzbar versteht sich und Pasquilandisch, das sind itzoiger Zeit warme Semmel in der Welt. Wollten Selbige Selbiges noch einschieben wollen, so wollen Wir sehen. Zenzur haben Wir nicht zu fürchten; meine Frau liest ihm alles für, und ist bey ihm wie ein Kind im Hause. Sie hüppt auch über manches *). Verbleibe Dero affectionirter ꝛc."

Außer der hohen merkantilischen Suade,

*) Soll wohl heißen: überhüpft beym Lesen Manches.

die durchaus in diesem Briefe glüht, war es mir besonders angenehm, eine alte fast vergessene Idee von mir, ich meine die von einem doppelten Cronerben wieder zu finden, wovon das grüne Buch zwar nicht die Ausführung, aber doch den Plan, ziemlich deutlich enthält. Hauptsächlich dieser Frau Verlegerinn wegen, die, wie ihr eigener Mann gesteht, über Manches gern weghüpft, muß ich sagen, was das eigentlich für eine Idee ist, und von wem sie herstammt, falls etwa besagte Dame damit über ihr Gewissen weg, in irgend eine Romanen = Manufactur damit hüpfen sollte. Hier ist Etwas davon:

In einem bisher nicht sehr bekannten Reiche Asiens gibt eine geliebte Königinn außerordentliche Hoffnung zu einem Thronerben, oder eigentlich zu reden, Hoffnung zu einem außerordentlichen Thron=

erben. Denn wirklich wuchsen die Hoffnungen gegen das Ende der Schwangerschaft so stark, daß man sich öffentlich ins Ohr sagte: es würden wohl zwey Kronprinzen auf einmahl kommen. — Das Publicum fängt an mit Meinungen schwanger zu gehen, ebenfalls doppelt und ebenfalls eine schwere Geburt verkündigend. — Politiker mit und ohne Prügel regen sich. — Kleine Vor-Entscheidungen ehe der Himmel entschieden hat. — Entscheidung des Himmels. — Bülletin: Gestern Abend wurde Ihro Majestät von zwey Kronerben glücklich entbunden, beyde vollkommen ausgebildet, schön, gesund und munter, nur am untern Theile des Rückgraths und etwas weiter abwärts zusammengewachsen, und gewissermaßen Ein Stück, in allen übrigen Haupttheilen völlig doppelt. Dank, Anbethung und Verehrung für den

doppelten Segen! — Geschichte der Entbindung von einem Zuschauer in der Nebenstube. — Sie erblicken das Licht der Welt mit zwey Füßchen einerley Art, ob zwey rechten oder zwey linken, ist ungewiß. Wendung und Geburt. — Eine Deputation des Magistrats wünscht unterthänigst, daß die Mißgeburt zum Wohl des Vaterlandes möchte sanft erstickt werden. — Unsanfte Erstickung der Deputation von Rechtswegen. — Tiefsinnige Untersuchung über den Werth des Doppelten in der Welt. — Von Leib und Seele. — Vom doppelten Adler. — Es erscheinen Addressen und Glückwünsche von allen Enden des Königreichs. — Die Dichter sprechen von einem Versuch der Natur, endlich der Welt ein Modell von einem vollkommenen Regenten zu geben. Das Kind heißt bey ihnen bald Castor und

Pollux an einem Stück; bald Majorität und Minorität an einem Stück, und einer nennt es sogar den Zweyeinigen. — Erziehung bis zur Beinkleiderzeit und Schnitt dieser Beinkleider. Man merkt beym Anprobiren, daß dieses ein wichtiger Artikel in der künftigen Regierung seyn werde. — Es wird ein eignes Conseil niedergesetzt, das über die beste Form dieses Anzugs entscheiden soll; bestehet aus drey Aerzten, drey Philosophen und drey Schneidern. — Große Uneinigkeit in diesem Conseil, sogar einige Prügeleyen. — Cülottisten und Sanscülottisten durch das ganze Reich. — Sieg der erstern, weil sich mit Recht die Geistlichkeit zu ihnen schlägt. — Der Prinz bekömmt Hosen. — Dreytägige öffentliche Ausstellung derselben und Urtheile der Welt darüber. Verzeichniß von

Schriften darüber, die sich an die 200 belaufen. — Neigungen des Doppel-Prinzen fangen an zu keimen. Der Eine zeigt viel Hang zur Speculation und einem sitzenden Leben, der andere zum activen. — Sonderbare Scenen die sich daraus schon jetzt ergeben. — Aerzte und Schneider lachen, der Clerus und die Philosophen weinen. — Doppelte Pagen, doppelte Kammerdiener und doppelte Hofmeister. Es will sonst nicht gehen. Hiermit schließt sich der erste Theil. — —

Indem ich zum zweyten Theil übergeben will, sehe ich mit schriftstellerischem Entsetzen, aus der Ueberschrift dieses Artikels, daß ich mich verloren habe, und fürchte fast, daß die Verwünschung die sie enthält, über mich und meinen doppelten Prinzen von manchem Leser möge ausgesprochen worden seyn. Ich bitte um

Vergebung; es kam in meinem Eigenthum Feuer aus, da dieses nun so ziemlich geborgen ist, so habe ich die Ehre, versprochener Maßen, aufzuwarten.

Alles folgende sind die eigenen Worte meines in dem zweyten Vierthel dieses Jahres (1798) leider! verstorbenen Freundes. Die Anrede ist an mich wie folgt:

Du weißt, mein Theuerster, daß es seit jeher eines meiner Lieblings-Geschäfte in müssigen Stunden gewesen ist, deutsche National-Flüche und Verwünschungen zu sammeln, um daraus gelegentlich einige zur endlichen Bestimmung des National-Charakters nöthiger und noch fehlender Elemente durch Philosophie zu scheiden. So wie Leibnitz schon gesagt hat, daß die Menschen sehr viel sinnreicher in ihren Spielereyen als in ihren ernsten Geschäften wären, so habe ich auch ge-

funden, daß, ohne deßwegen die Flüche unter die Spielereyen zu rechnen, der Mensch sehr viel charakteristischer flucht als bethet, vielleicht, weil er meistens aus dunkelem Gefühl seines hohen Werthes flucht und verwünscht, und aus einem ähnlichen Bewußtseyn seines Unwerthes und seiner Abhängigkeit bethet. Um Etwas dieser Art auszufinden, legte ich mich neulich mit meinem Dir bekannten Zettel zu Bette, in der Absicht Etwas dieser Art, vor dem Einschlafen, auszufinden, was ich am Morgen in meine so genannte Noctes G . . . es (G . . . . sche Nächte) eintragen könnte. Ich stieß sehr bald auf die in manchen Gegenden Deutschlands sehr bekannte Verwünschung: Daß du auf dem Blocksberge *) wärst.

*) So heißt unser Brocken in einem großen Theile von Deutschland, und ist unter diesem

Ich weiß nicht, was mich eigentlich bey dieser Zeile zum Stillstand brachte, ich ruhete dabey aus und schlief ein. Sogleich saß ich in einem leichten Wagen mit Vieren, und fuhr in einer Nacht bey sternen = hellem Himmel frisch zu. Ich kann nicht sagen, daß mir die Fahrt sehr

Nahmen selbst Kindern, die 100 Meilen von ihm leben, bekannt. Man wünscht oder verwünscht gewöhnlich Dinge dahin, deren man in hohem Grade überdrüßig ist. Die Verwünschung verträgt sich wirklich mehr, als irgend eine mit christlicher Liebe; sie thut nähmlich dem Affect Genüge und hebt die Wiederkehr des Verwünschten nicht auf, wodurch sie sich sehr von andern unterscheidet, die man, im christlichen Deutschland wenigstens (denn von der deutschen Türkey ist hier noch nicht die Rede), und mit einem Anfangs = Buchstaben und Puncten druckt. Wer eine sehr merkwürdige, neuere Verwünschung, auf den Blocksberg, lesen will, wird sie im 2ten Hefte des IVten Bandes der neuesten Staats = Anzeigen S. 142. finden. Der Verwünscher ist ein rechtschaffener Mann, der Franziskaner, Pater Guido Schulz.

gefallen hätte. Vermuthlich hätte sich beym Einschlafen Etwas von Walpurgis-Nacht auf meinen Traum-Apparat niedergeschlagen, so daß ich mich bey meinem Postillion nicht viel besser befand als Bürgers Lenore gegen das Ende ihrer Reise bey ihrem Dragoner. Indessen ich faßte Herz. Schwager, fragte ich, was ist das dort oben? Ist das ein Nordlicht?

Schwager. Wo?

Ich. I! dort oben, sieht er das Licht nicht?

Schw. O! Wissen Sie denn das nicht? Morgen ist Neujahrs-Tag.

Ich. Das weiß ich wohl, aber was hat denn das Nordlicht mit dem Neujahrs-Tage zu thun?

Schw. (lachend) Ich führe doch wohl keinen Emigranten? Sie sprechen gut Hochdeutsch.

Ich. (etwas auffahrend) Hanswurst, sey kein Narre, und sage, was du willst mit deinem Geschwätze da.

Schw. Dank für ihr Du. Wissen Sie denn nicht, daß heute große Ausstellung ist.

Ich. Was für eine Ausstellung?

Schw. Auf dem Blocksberge. Das ist der Blocksberg dort mit dem Lichte. Mit Ihrem Nordlichte! Ist denn dort Norden? (Der Kerl hatte Recht, das Licht lag gerade in Süd-Osten, und dieses Gefühl von Unrecht gab mir mein Blut wieder).

Ich. O! sag er mir kurz und gut, lieber Freund, was er mir sagen will, und am Ende auch sagen wird: Was ist das?

Er. Nun wenn Sie so befehlen, aber, sagen Sie mir: haben Sie einen armen Schwager nicht zum Besten?

Ich. Auf Ehre nicht! nur zu, frey heraus mit der Sprache. Ich verstehe noch zur Zeit von Allem Nichts.

Er. Nun gut denn, wenn Sie es so haben wollen. Diese Nacht stehet auf dem Blocksberge Alles öffentlich aus, was in dem ganzen vergangenen Jahre hinauf ist gewünscht worden. Alles prächtig illuminirt, so helle wie am Tage.

Ich. O! lieber Herzens-Schwager, da laß uns hin. Das muß ich sehen. Aber ists nicht schon zu spät?

Er. Das nicht, aber haben Sie eine Frau? *)

*) Es thut dem Herausgeber Leid, daß er die Reden des Schwagers nicht in der plattdeutschen Sprache des Originals herzusetzen wagen darf. Die des Plattdeutschen kundigen Leser, können sich indessen diesen Verlust leicht ersetzen. Für die übrigen kann man zwar den Sinn der Worte wiedergeben, und das ist hier geschehen, aber die unaussprechliche

Ich. Was ist denn das nun wieder?

Er. O ich meinte nur, ob Sie verheirathet wären. (Dabey hörte ich so gar, daß er in den Bart lächelte).

Ich. Ja, ich bin verheirathet. Was nun weiter mit allem dem infamen Zaudern? Ich bin verheirathet.

Er. Lieber Herr, ich meine es gut, das können Sie glauben. Ich habe lange keinen so freundlichen Herrn gefahren.

Ich. Nun gut, gut, heraus mit der Sprache.

Naivität dieser Aeußerungen, das Colorit des Sinnes zu empfinden, muß man unter diesen Menschen gelebt haben. Da, wo der gemeine Mann eine von der Sprache der höhern Stände verschiedene Sprache redet, wird es diesen leichter die Simplicität der Gesinnungen und Bemerkungen von jenen zu empfinden. Wo der gemeine Mann hingegen die Sprache der höhern Welt spricht, ist der Cours gegen ihn. Mit der Gemeinheit der Sprache, geht das Eigenthümliche der Empfindung verloren.

Er. J! wenn Sie es so haben wollen. Ich meine nur, (hier wieder gefälliges, hörbares Lächeln), es wäre möglich, daß Ihre liebe Frau Sie im vergangenen Jahre auf den Blocksberg gewünscht hätte.

Ich. Und was denn da?

Er. Da würden Sie sich Selbst denn dort oben herum marschiren sehen, so wie Sie da in der Kutsche sitzen, gerade so, Tracht und Alles, wie im Spiegel; vor so was graut einem.

Ich. (laut lachend) Ehrlicher Teufel. Also das meintest du? O! wenn es weiter nichts ist, guter Kerl, habe keine Sorge. Gesetzt ich sähe mich auch da, muß es denn gerade meine Frau seyn, die mich dahin gewünscht hat; das könnten ja andere Leute seyn. Ich kenne Ihrer eine Menge, die mich

auf den Blocksberg wünschen. Das weiß ich und mache mir eine Ehre daraus. Jeder rechtschaffene Mann in dieser Welt zählt Ihrer leicht ein Dutzend, eben weil er ein rechtschaffener Mann ist.

Er. Gut, lieber Herr, das weiß ich wohl, aber wenn der Zettel nicht wäre.

Ich. Was für ein Zettel?

Er. J! der Zettel auf dem Rücken.

Ich. Ich bitte Dich ums Himmels willen, sprich fort, wir kommen sonst um die Hochzeit. Was sind denn das für Zettel?

Er. Ein jeder trägt da einen Zettel auf dem Rücken, darauf steht mit feurigen (hier eine Pause), mit feurigen, feurigen Buchstaben geschrieben.

Ich. Was denn?

Er. Von wem man herauf gewünscht worden ist, und wie viele Mahle.

(Hier eine Pause von meiner Seite. In der That wurde mir doch hierbey nicht ganz recht zu Muthe. Denn man kann in einer sehr vergnügten Ehe leben, und dann doch zuweilen auf den Blocksberg gewünscht werden. Es war mir um die Leute zu thun. Ich dachte nach, und erinnerte mich einiger kleinen Vorfälle, dieses merkte der Schwager).

Er. Schlafen Sie? Sie sind ja so stille?

Ich. Wer wird schlafen, bey einer solchen Reise mit einem so angenehmen Schwager? Aber höre Er. Gesetzt ich fände nun meine Frau auch da, würde Sie mich kennen?

Er. Nein! Als bloßen Passagier und Zuschauer nicht. Die sind unsichtbar für

die Verwünschten. Aber die Verwünschten selbst sehen einander. Die bloßen Passagiere sehen Alles, ohne gesehen zu werden. Erblicken Sie also Ihre liebe Frau oben, so werden Sie es am besten wissen, was das sagen will. Erblicken Sie sich Selbst und Ihre Frau Arm in Arm, so hat dieses nichts zu bedeuten. Das können immer gute Ehen seyn. Nur auf den Kopfputz kömmt alsdann viel an.

Ich. Ich sehe, der Schwager ist sehr informirt.

Er. O! Ich müßte ein Dummkopf seyn, wenn ich es nicht verstände. Ich habe Hunderte hinauf gefahren, auch wieder herunter, wenn sie sich nicht — — Sie verstehen mich wohl.

Ich. Nein, lieber Schwager, ich verstehe es nicht.

Er. O doch.

Ich. Nein wahrlich nicht.

Er. Ich meine, wenn sie sich nicht droben erhenkt haben.

Ich. Also haben sich wirklich Passagiere droben erhenkt?

Er. O! mehr als einmahl.

Ich. Und weßwegen denn?

Er. Von wegen des Kopfsputzes, von dem ich vorher geredet habe.

Ich. Kopfsputz? Gibt es denn einen zum Erhenken?

Er. O ja.

Ich. Was für einen?

Er. Wenn sie nicht wollen für ungut nehmen — Hörner.

Ich. Kannst Du mich, lieber Schwager, wohl in einer Stunde hinführen?

Er. O! in — in — einer Minute. Ich sehe Sie wissen nicht wer Sie fährt,

Ich habe meine geheimen Verbindungen hier, bin aber Ihr guter Engel, fürchten Sie nichts.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich weit über alles erhoben was die Welt Chausseen nennt. Ich schwamm, wie an einem Luftballon hängend, sanft dem Nordlicht entgegen. Alles, was noch in mir wog und zog, waren einige schwere Gedanken über die Folgen dieser Aufklärung, über wichtige Puncte des vergangenen so wohl als künftigen Lebens, der ich jetzt entgegen ging, und die der Himmel so weislich in Dunkel hüllt. Ich tadelte im Grunde meiner Seele nunmehr meine Verwegenheit, denn mein ganzes Leben zielte gar nicht auf einen solchen Ueberfall hin. Wer hätte auch so was denken sollen? Nach wenigen Minuten sanken wir auf den kleinen Brocken nieder, mechanisch sanft,

aber für mich, mit einer Art von elektrischem Stoße aus dem Boden der Weissagung, der durch alle Glieder ging. In diesem Augenblicke war mir der Brocken heilig.

Man kann sich keinen himmlischern Anblick denken, der ganze höhere Gipfel des Brockens, der nunmehr vor uns lag, stand wie im Feuer. Alles noch etwas fern. Mein Postillion, der, wie ich nun deutlich sah, weder die braunschweigische noch die kaiserliche Montur trug, faßte mich bey der Hand, schüttelte sie lächelnd. Ich bin noch immer der alte Schwager im Thale. Sie denken nach; haben Sie keine Sorge, und (setzte er, Gottlob! lächelnd, hinzu) zum Erhenken ist immer Zeit. Nun ging ich mit Muth dem Berge zu.

Himmlischer Anblick überall. Ueberall wie Junius-Licht an einem heitern Mittage. Aber selbst in der Allee, der wir

uns näherten, erschien keine Spur von Schatten. Was ist das? fragte ich meinen Führer, sind das Harz-Tannen? I! mein Himmel, Sie wissen nicht, wo Sie sind, versetzte er, das Licht blendet Sie. Das sind Bäume, die Deutschland hierher gewünscht hat. In dem Augenblick sah ich, daß es Freyheitsbäume waren, roth, blau und weiß gestreift; oben Bänder von gleicher Farbe. Bravo, meine lieben Landsleute, dachte ich, und nun fing ich an zu verstehen. So viel kömmt auf einen guten Wink an. Trotz meines Unterrichts im Thale, hielt ich Alles hier für ein Paradies, und hatte gänzlich vergessen, daß ich mich unter lauter Verwünschten Dingen befand. — Der Glanz hatte alle Schuld. An den Bäumen wehten Flaggen mit Zahlen. Was soll die Zahl da? fragte ich meinen Führer. Das

ist die Zahl der Verwünschungen, sagte er. Nun dachte ich, willst du doch Eine wenigstens behalten. Es war ein herrlich gehobelter und verzierter Baum, oben mit vier Schilden, nach den vier Weltgegenden, mit Inschriften, die ich nicht lesen mochte. Es war mir mehr um die Zahlen zu thun, woraus sich auf die Inschriften schließen ließ. Es war zum Erstaunen: voran stand eine Eins, und, dafür stehe ich, hinter her zum aller wenigsten fünf Nullen. Also war dieser Baum wenigstens hundert tausend Mahl verwünscht worden. Das dachte ich wohl, sagte ich zu mir selbst, so mußte es kommen. Unter den Bäumen spazierten einige Officiere mit gestickter Uniform Arm in Arm mit Leuten, die nicht in Uniform waren. Es wurde viel Französisch gesprochen, aber von Einigen so schlecht und

breit, daß man wohl hören konnte, es waren Deutsche, die es erst in späteren Jahren aus öconomischer Desperation gelernt hatten. Was ist denn das für ein Trupp dort unter jenen Freyheits-Tannen, der keine Uniform trägt? fragte ich. Das sind Lieferanten an sich, antwortete mein Führer. Hierbey konnte ich mich kaum des herzlichsten Lachens enthalten, über meine eigne Ideen-Verbindung, versteht sich. Mir fielen dabey die Dinge an sich der neuen Philosophie ein, und so gewann der Ausdruck, im Munde eines Postillions, also eigentlich des Mundstücks zum Mundstücke des Posthorns, ein etwas drolliges Ansehen. Der gute Kerl, der sich meinen Schutzengel nannte, war ganz unschuldig dabey. Er verstand unter Lieferanten an sich, eine sehr bekannte Species von Lieferanten,

die bloß an sich selbst liefern, und dieses Ungeziefer, deutsches und französisches auf dem Blocksberge zu finden, war nicht unerwartet. Wer würde diese Strichvögel nicht lieber in der Halsschlinge sehen, als hier im Freyen streichend?

Gleich hinter der Freyheits-Tanne erblickte ich eine Menge Buden mit Kleidern; alle waren weiß, braun und schwarz. Ich glaubte in Monmouth-street *) in London zu seyn. Als ich etwas näher trat, sah ich aus der Ueberschrift, daß es lauter Ordenshabite waren, vorzüglich Habite junger Nonnen; ich glaube nicht zu irren, wenn ich die Sammlung auf

*) Eine Straße, worin nicht sowohl vor Alter gestorbene Kleider, als vielmehr solche, die die Pest der Mode oft in der Blüthe ihrer Jahre hingerafft hat, ihre Auferstehung erwarten, die denn auch nicht ausbleibt; wenn man die Erlaubniß, in den Provinzen und im Auslande zu spuken, Auferstehung nennen kann.

5000 schätze. Sie waren systematisch aufgehängt, zwischen einem Paare Nonnenkleidern hingen immer einige Mönchshabite. Capuciner, Franciskaner und die von La Trappe konnte ich deutlich erkennen. Sie schienen sich wie zu umarmen. Jetzt fing ich an diesen Tag zu preisen, der meine Theorie vom Menschen so sehr bestätigte. Leid that es mir, als ich in denselben Buden einige protestantische Krägelchen, schwarzen Rock und Mantel und schwarz gebundene Bücher mit vergoldetem Schnitt erblickte. Wie ist das in aller Welt möglich? sagte ich ganz laut. Was möglich! versetzte mein Führer, es ist alles möglich, fort, fort, wir haben keine Zeit. Es wird besser kommen. Das nächste war ein kaum übersehbares Gehäge, worin es von wilden Schweinen, Hirschen, Rehböcken

und Hasen wimmelte. In der Mitte glänzte auf einer erhöhten Tafel in feuriger Schrift:

Von den sämmtlichen Unterthanen.

Was Henker, fragte ich, haben denn die wilden Schweine in Deutschland Unterthanen? — Hier nicht viel gefragt. Sehen Sie, sehen Sie dort die herrlichen Equipagen! Es war zum Entzücken. Zum wenigsten zehn sechsspännige Wagen von einer Leichtigkeit, daß Ein Pferd ihrer sechs gezogen hätte, rennten unter Begleitung von menschlichen Rennthieren, schön wie Engel, in ihrem Silber-Geschirr *), vorüber. Ich kannte keinen von den Herrn darin, doch glaube ich, vier bis fünf Tonsuren bemerkt zu haben, zwey fuhren rückwärts, und vorwärts saßen Damen. Nonnen waren es nicht.

*) Vermuthlich Läufer.

O! da hätte ich die Kehrseite sehen mögen, rief ich. Geschwind, geschwind! Sehen Sie, da stehts auf den Kutschen hinten, rief mein Führer. Es war nicht zu verkennen. Die Flammen-Schrift hieß:

Von den sämmtlichen Unterthanen.

Das haben wir schon einmahl gehabt, sagte ich. Nun öffnete sich der Schauplatz immer mehr. Gänge, gedrängt wie die Börse zu Amsterdam um Mittag, zeigten sich zu beyden Seiten. Es war nicht auszukommen, der Geist ermüdete. Ich laß bloß einige Aufschriften. Z. B. *Gang der alten Tanten. Gang der Ehemänner.* Allgemeine Rücken-Devise: *Von der Frau. Promenade der Hofmeister.* Hier erkannte ich zwey oder drey. Ganz voran stand unser lieber N. mit seinem abgespannten Passions-Gesichte. Er hatte seinen kleinen Dollond in der

Hand, und sah gerade nach mir. Ich wollte ihn grüßen, als mir einfiel, daß ich unsichtbar für ihn wäre. Ich sah mich also in der Richtung seines Fernglases um, und siehe, da stand der junge Schurke hinter mir, der gewiß diese gute Seele, zum Dank für ihre weise und väterliche Leitung, tausend Mahl herauf gewünscht hatte. Ich suchte den Revers des Buben zu gewinnen, um zu sehen, wem er seine Brocken-Reise zu verdanken hätte. Das Zettelchen glühte ganz fein: *von seinem ewig treuen Engel, Signora Cassandra, an dem Tage da Monsieur aufhörte zu zahlen.* Recht so, dachte ich. Vielleicht zielte der kleine Dollond nach dieser Inscription. Indem ich noch diesem infamen Geschöpfe meine tiefste Verachtung durch Freude bezeigen

wollte*), stieß mich mein Führer fast etwas unsanft an. Ums Himmels willen erschrecken Sie nicht! — Was, was ist denn? — Sehen Sie denn nicht dort den Herrn? — Wo, wo? J, dort! Sie kennen doch auch wahrlich alle Menschen, und sich Selbst nicht. — Wie ein Donnerschlag ging es mir durch alle Glieder, nicht was mein Führer sagte (das wußte ich längst), sondern der Anblick von meinem Ich, nicht Ich, zum ersten Mahle in der Welt, außerhalb des Spiegels, und mit Bewegungen, die mit den meinigen gar nicht in katoptrischer Harmonia praestabilita standen. Ich stand, wie eine

*) Hieraus können manche Leser lernen, was Dictate reiner praktischer Vernunft sind. Ich wußte, daß mich der Kerl nicht sah, und daß ihn meine Freude weder verwunden noch heilen konnte. Dessen ungeachtet machte ich das ganze Exercitium an ihm durch, wie an einer Glieder-Puppe.

Bildsäule versteinert, da; Ich nicht Ich hingegen war sehr munter, schaute umher, und schien sehr viel vergnügter, als sein Er nicht Er. Offenbar mußte Etwas zwischen Uns seyn, was weder Er noch Ich war, und wovon keiner von uns Etwas wußte. — Es war ein unbeschreiblicher Anblick, Sich Selbst so, ohne Sich Selbst, gehen zu sehen, wo man bey jedem Tritt der Abbildung zu erblicken fürchtet, was man nicht sieht, wenn man ihn Selbst thut. — Aufrichtig zu reden, so gefiel ich mir nicht sonderlich. Ich würde den Hut anders gesetzt, den Stock anders getragen, und mich nicht so oft umgesehen haben, wie Ich nicht Ich. Indeß dachte ich: es ist Alles sonst so genau und richtig, also vermuthlich auch das, was du nicht für so genau hältst. Nun wohlan, sagte ich zu mir selbst, das

soll mir der Keim zu einer Theorie des Schauspiels seyn. Dieses war eine kleine Autor-Regung, ein Intermezzo, das der Kopf der Autoren ihrem Herzen oft zum Besten gibt, wenn er etwas besseres geben könnte oder sollte. Nun kam der Mensch in mir wieder. — Mir gefiel in Wahrheit der Hut mit dem hohen Deckel, den Ich nicht Ich trug, nicht so ganz, ob Ich gleich Selbst einen solchen auf hatte. Mir fiel der Kopfputz ein. Meine Unruhe und meine Neugierde war unglaublich. Ich hätte einen Fürstenhut darum gegeben, diesen Filz abheben zu können. Auf einmahl begegnete meinem Repräsentanten ein alter guter Freund von uns, den vermuthlich seine Haushälterinn mit ihrem verlobten Exspectanten hierher gewünscht hatte. Mein Echo-Wesen zog den Hut ab. Gerechter Himmel! Was für ein

Anblick! Wenn dir je, theuerster Leser, an dem zweyten oder dritten Abend deiner ersten Liebe, der aufgehende Vollmond durch das Blüthen=Gitter deiner Laube in dein begeistertes Auge geblickt hat, so hast du den Vollmond ganz mit dem Wonne=Gefühl gesehen, mit dem ich durch ein Gedränge von Bändern, Federn und andern webenden und nicht webenden Kopfzierden, meinen kahlen Scheitel erblickte. Er war es völlig, so wie ich ihn noch diesen Morgen vor dem Spiegel gesehen hatte; glatt freylich, aber auch ohne alle Spur von jenen kleinen aber solideren Sprößlingen, die oft der bloße geheime Wunsch des Weibes schon keimen machen soll. Also nicht einmahl ein Spießer*)

*) Ein junger Hirsch, der das erste Mahl aufsetzt, und daher nur Spieße statt des Gehörnes hat. Adelung.

bist du, dachte ich. Eigentliches Gehörn hatte ich nie gefürchtet. Dieses erfüllte mich mit einem Muthe. — O! ich glaube, ich wäre dem Leidigen selbst entgegen gegangen.

Ich. Komm, komm, guter Freund, geschwind, sagte ich zu meinem Führer.

Er. Was denn, was wollen Sie denn?

Ich. Ich muß die Inscription lesen.

Er. Was für Inspection?

Ich. Guter Tropf, ich will wissen, wer mich auf den Blocksberg gewünscht hat.

Er. O thun Sie das nicht. Es wäre doch wohl möglich.

Ich. Was möglich. Ich fürchte keine Möglichkeit. Komm, komm.

Wir eilten. Ich laß den Zettel, und lächelte. Es war nichts Neues. Ich erblickte zwey Nahmen. Der eine war der von einem sonst scheinbar guten Schlucker,

der eine entfernte Anwartschaft auf mein Amt hat, der mir immer zum neuen Jahre gratulirt, und des Monaths wenigstens Ein Mahl bey mir speist. Der andere, der von einem Bedienten, der nicht mehr allein in Keller gehen darf. — Ich gratulire, gratulire aus ihrem Gesichte, lieber Herr, sagte mein Führer, indem er mir die Hand drückte. — Auf einmahl sah er sich um und stutzte — Wat — die — schwere — — rief er, indem er meine Hand wegwarf und lief. Ich wußte in der Welt nicht, was dem guten Kerl angekommen war. — Auf einmahl löste sich das Räthsel. Ich sah nähmlich das Ich nicht Ich meines treuen Führers einher schreiten, nicht als Spießer, sondern mit dem vollkommensten Gehörn, das ich in meinem Leben gesehen habe, und von Ast zu Ast glänzte die Inschrift: *von*

seiner lieben Ehefrau. Die Worte galten, bloß die Verwünschung, das Gehörne bedurfte keiner Inschrift. Ich muß bekennen, weil der Kerl rüstig, jung und schön war, und ich einige Ursache hatte zu glauben, daß *seine liebe Ehefrau* auch hier irgendwo noch in gleichem Putz spüke, so konnte ich mich des herzlichen Lachens nicht enthalten. Nach dem Gehäge mit ihm, nach dem Gehäge, rief ein Gedränge von Menschen, worunter selbst einige Spießer waren. Meine Bewegung über diesen sonderbaren Vorfall wurde immer heftiger und so — erwachte ich. — — Das, was aber von meinem eigentlichen Ich wieder zuerst recht wieder zu sich kam, war doch wieder der Autor. Ich dachte an meine neue Theorie vom Schauspiele, und fand nun wachend zu meinem nicht geringen Verdruß,

daß das Alles längst bekannte Sachen waren; längst gedachte und gesagte, wenigstens aber zum ersten Mahl lebhaft empfunden. Das ist doch immer etwas werth. Ich kam hierbey auf deinen alten Satz, lieber Freund. Du sagtest einmahl bey dem Sprichworte: hierüber muß ich mich beschlafen, es gelte bey verwickelten Angelegenheiten des Lebens, wo es gewöhnlich gebraucht werde, nicht vom Schlaf, sondern vom Wachen im Bette, und hauptsächlich dem Erwachen am Morgen; von Gegenständen der schönen Künste hingegen, in mehr eigentlichem Verstande, doch sollte man da lieber sagen: hierüber muß ich mich beträumen. Die größten Dichter und Künstler seyen immer Menschen gewesen, die dieses wachend gekonnt, und immer in desto höherem Grade, je weniger sie

sich auf das obige Beschlafen verstanden hätten. — Schade nur, lieber Freund, daß deine Regel den traurigen Umstand mit dem besten gemein hat, daß sie der, der sie versteht und fühlt, nicht nöthig hat, und der, der sie nöthig hätte, vice versa u. s. w.

25.

Miscellaneen.

1) Leuchtende Kartoffeln.

Es gibt Leute, die glauben, daß sich aus Kartoffeln alles machen lasse, was der Mensch zur Nothdurft gebraucht, und das meiste von dem, was er zum Ueberfluß, also eigentlich zum Unnöthigen nöthig hat. Freylich, wenn man etwa die verschiedenen Zeuge zu Kleidern und manchen Geräthschaften, die zu dieser Metamorphosirung der Kartoffeln nöthig sind, ausnähme, so hätten diese Leute so gar unrecht eben nicht: Selbst bey Kleidungsstücken ließen sich noch hier und da Auswege finden. Daß man z. B. wo nicht Schuhe doch Holschen aus Kar=

toffeln machen könne, wird niemand bezweifeln, der weiß, daß man die elegantesten Dosen und Spiegelrahmen aus ihnen macht; ja selbst für die Perücken sehe ich schon eine Möglichkeit, seit dem ich gehört habe, daß ein Genie die kühnen Gedanken gehabt habe, Perücken aus Papier maché zu machen und aus Gyps zu gießen, die des Puders eben so wenig bedürfen als sie es vertragen. Was ich zur Bestärkung jener Leute in ihrem Glauben eigentlich hier beybringen wollte, ist, daß man nun wohl künftig auch einmahl ohne weiteres Zuthun bey Kartoffelschein im Dunkeln wird lesen und schreiben können. Meine Hoffnung ist Scherz, aber folgendes Factum ist Ernst. Am 7. Jänner dieses Jahrs (1790) ging ein Officier zu Strasburg des Abends um 11 Uhr an den Casernen vorbey und be-

merkte in einem Zimmer der gemeinen Soldaten noch Licht. Da dieses den Leuten scharf verbothen ist und also Feuer zu vermuthen war, so verfügte er sich sogleich nach dem Zimmer. Als er hinein trat, fand er die Leute im Bette sitzend und voller Vergnügen über leuchtende Körper mit denen sie auf der Decke ihr Spiel trieben: Auf Befragen, was das sey, hörte er, daß es Stücke einer rohen Kartoffel wären, die sie, als sie welche für die morgende Suppe geschälet, beym Anschneiden untauglich befunden und weggeworfen, nachher aber leuchten gesehen und wieder aufgenommen hätten. Der Officier ließ sich einige Scheiben geben, um sie zu untersuchen, und fand, daß sie von einer Kartoffel waren, die bereits in die Keimungs-Gährung übergegangen war. Sie leuchtete so stark, daß man bequem

dabey lesen konnte. Am Tage untersucht, fand er sie wenig mehlig, mit weißen Adern durchlaufen und mit einer Menge dem bloßen Auge kaum sichtbarer Theilchen besäet, die einen fast metallischen Glanz hatten; sie hatten den frischen Champignon-Geruch, den man auch beym leuchtenden faulen Holze bemerkt. Am 8ten Jänner leuchteten sie noch, aber schwächer; den 9ten noch schwächer, am 10ten war alles Licht verschwunden. Merkwürdig ist doch hierbey, daß man dieses Phänomen nicht öfter bemerkt, da die Kartoffeln so häufig aus dunkeln Kellern geholt werden müssen: vielleicht ist es aber auch nöthig, daß man sie durchschneidet. Bekäme man den Prozeß, Kartoffeln leuchtend zu machen, und zwar durch bloßes keimen lassen in seine Gewalt, so würden sie unstreitig einen neuen

Vortheil, zumahl den Armen, bey manchen Verrichtungen gewähren. Noch muß ich anmerken, daß der bekannte Hr. Valmont de Bomare ein Sendschreiben dieses Officiers über diese merkwürdige Erscheinung in der Königl. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues vorgelesen hat.

---

2) Lieutenant Riou.

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch einer Geschichte aus den Zeitungen, vom Frühjahr 1790, die vieles Aufsehen in England machte: daß nähmlich ein gewisser Schiffs-Lieut. Riou, der ein Schiff the Guardian commandirte, in einer Entfernung vom Cap, wo so etwas gar nicht zu erwarten war, auf eine Eisinsel stieß, wodurch sein Schiff einen solchen Leck

bekam, daß man die Bothe aussetzte und ein Theil des Volks das Schiff verließ; daß aber Lieut. Riou es nicht verließ, und zwar nicht etwa aus Verwirrung, oder sonst zufälligen Ursachen, sondern mit kaltem Blute sich dazu entschloß, und sogar noch dem Sekretär der Admiralität mit wenigen Worten seinen Entschluß in einem Billet meldete, das er den Flüchtenden mitgab; daß dieser Lieut. Riou aber endlich wohlbehalten am Cap mit seinem baufälligen Schiffe ankam ꝛc. *). Bey Lesung dieser Geschichte fielen mir einige Gedanken des großen Franklin wieder ein, die er in einem Schreiben an Hrn. Le Roy zu Paris äußerte, und die von Commandeuren sowohl als Eigenthümern von Schiffen nie genug beherzigt

*) Man hat diese Begebenheit sogar auf das Theater gebracht.

werden können: Ich lese nun, schrieb der philosophische Greis im August 1785, und zwar auf der See am Bord des Londonschen Packetboths) fast siebzig ganzer Jahre Zeitungen, und wenige Jahre gingen vorbey, daß ich nicht Nachrichten gelesen hätte von Schiffen, die man ohne eine Seele am Bord, und mit Wasser im Raum herumschwimmend angetroffen hätte, oder von andern, die in gleichem Zustand ans Land geworfen worden wären. Die Besatzung hatte nähmlich in diesen Fällen das Schiff verlassen, war vielleicht glücklich angekommen, vielleicht aber auch nicht. Die Nachricht, die dergleichen Leute von ihrem Unfall geben, lautet gewöhnlich so: Das Schiff hätte ein Leck bekommen, sie hätten lange gepumpt, da aber das Wasser immer mehr gewonnen, so haben sie sich in das Both geworfen u. s. w. Daß

dieses sehr oft viel zu voreilig geschehe, ist Hrn. Franklin sehr wahrscheinlich, und er gibt folgendes als Ursachen an, die den Muth der Leute ohne Noth zu sehr niederschlagen. Das Schiff ist nach unten zu viel enger als oben, also ein Leck, der von Anfang schnell zu füllen scheint, wird nachlassen, wenn das Wasser höher kommt; ferner wenn der Leck unten ist, so füllt sich auch deßwegen das Schiff schneller, weil die äußern Wassersäulen durch ihre Höhe stärker drucken, allein so wie sich das Schiff füllt, und die innern Wassersäulen sich der Gleichheit mit den äußern nähern, so verlieren die äußern ihre Gewalt, das Wasser in das Schiff zu treiben, immer mehr. — Allein, so wie das Wasser im Schiffe steigt, so erreicht es nach und nach eine Menge leichter Körper, z. B. leere Kisten und

hauptsächlich leere Wasserfässer, die, wenn sie befestigt sind, daß sie nicht frey schwimmen können, nun das Schiff sehr mächtig zu unterstützen anfangen. Auch besteht die Ladung der Schiffe selbst oft aus einer Menge von Dingen, die specifisch leichter sind als das Wasser, die, so lange sie über Wasser sind, das Schiff belästigen, so bald sie aber in das Wasser zu liegen kommen, das Schiff heben helfen, Salz und Zucker, die specifisch schwerer sind als Wasser, schmelzen, fließen fort und erleichtern das Schiff ꝛc. Alle diese Umstände wird niemand unbedeutend finden, der bedenkt, daß es von dem Gewicht einer Unze abhängen kann, ob ein Schiff flott bleiben oder sinken soll. Franklin ist überzeugt, daß manches Kriegsschiff, wo wegen der Größe der Consumtion die Zahl der leeren Wasserfässer sehr beträcht=

lich seyn muß, in der Schlacht noch vom Sinken hätte gerettet werden können, wenn man es zur beständigen Regel gemacht hätte, die ausgetrunkenen Fässer jedesmahl fest zuzuschlagen, und an solche Orte in Verwahrung zu bringen, wo sie nicht frey schwimmen können. Er billigt daher das Verfahren der Schinesen sehr, die den Schiffsraum in eine Menge kleiner Cammern abtheilen, die alle wasserdicht verschlossen werden können, so daß, wenn ein Leck springt, immer nur eine davon gefüllt wird, wodurch das Schiff, wenn sie sich auch bis zur Wasserlinie füllte, nicht zum Sinken gebracht werden kann. Wir haben, sagt er, diesen Gebrauch nicht nachgeahmt, vielleicht weil man an Packraum verliert, allein dieses meint er, ließe sich wieder durch die geringere Assecuranz und ein höheres Geld, das der Passagier be-

zählte, der sich gewiß bey großen Reisen, lieber einem solchen Schiff anvertrauen würde, als einem andern, wieder gewinnen. Unsere Seeleute, fährt er fort, sind aber ein unerschrockenes Volk, das dergleichen Vorschläge bloß aus der Furcht verwirft, man möchte sie für Memmen halten, es kennt keine andere Furcht, als die, für furchtsam gehalten zu werden.

---

3) Wie weit manche Vögel zählen können.

Ich hatte eine Nachtigall, der ich des Tages zweymahl, jedesmahl drey von den Larven des Mehlwurms zu essen gab. Dabey hielten wir es so: Ich öffnete die Thüre, die an der schmalen Seite ihres länglich viereckigen Cabinetts war, da sie

denn, die meine Absicht kannte, sogleich auf die Stange zunächst der Thüre sprang, mich mit ihren großen Augen ansah und die Speise erwartete. Sobald sie einen Wurm empfangen hatte, hüpfte sie mit demselben auf die entferneteste Stange, gar nicht aus Furcht, denn sie ließ mich sonst oft Minuten lang bey offenem Thürchen ihr ganz nahe in die Augen sehen, sondern vermuthlich weil es bey Nachtigallen so der Gebrauch ist. Dort wendete sie ihn einige Mahl im Schnabel herum und verschlang ihn alsdann ganz und auf einmahl. Hierauf sprang sie wieder an die Thüre um den zweyten zu empfangen, mit dem sie es eben so machte, und eben so empfing sie auch den dritten, allein nie kam sie wieder hervor nachdem sie diesen empfangen hatte, ob ich gleich immer in der Stellung stehen blieb, und sie

unmöglich bemerken konnte, daß keine Würmer mehr da waren. Um genau zu wissen, ob dieses wirklich Anlage zur Rechenkunst in dem Vogel war, oder bloß Sättigung, so wurde ihr, wiewohl selten, ein vierter Wurm angebothen, da sie denn sogleich mit Begierde hervorsprang. Meine Nachtigall konnte also bis auf drey Zählen. Gern hätte ich versucht sie bis zur Zahl vier zu bringen, allein das wäre dem guten Thier schädlich gewesen, und ich wußte damahls schon aus eigener Erfahrung daß es im Ganzen ein sehr schnöder Gewinn im Leben ist, den Kopf auf Kosten des Magens zu bereichern. Nachher hörte ich, daß man bey einer Eule etwas ähnliches bemerkt hatte. Drey Freunde pflegten des Abends öfters nach einer Felsenhöhle spazieren zu gehen, in welcher eine Eule genistet hatte.

Wenn diese den Besuch kommen hörte, pflegte sie heraus zu fliegen und sich nicht weit von dem Eingange hin zu setzen, und sogleich wieder hinein zu fliegen, wenn diese alle drey wieder heraus wären, allein nie flog sie hinein, so lange sie nur zwey außen bemerkte. Dieses sieht auch aus wie zählen, jedoch da 3 Menschen ein anderer Haufe sind als 2, und das Ganze anders aussieht, so ist die Sache leichter als bey der Nachtigall, indessen will ich auch nicht entscheiden durch was für eine Art von Anschauung die Nachtigall zu jenem Begriff gelangt seyn möge. Also vom Vogel der Liebe (wenigstens verdiente die Nachtigall es zu seyn, so gut als die Taube oder der — Sperling), und dem Vogel der Weisheit wissen wir, daß sie wenigstens auf 3 zählen können, vom Vogel der Juno, also der

Macht, dem Pfau, habe ich nie so etwas gehört, er ist auch viel zu stolz und zu schön geputzt, als daß sich von Seiten des Geistes viel von ihm erwarten ließe.

---

4) Von einer in dieser Kaffehzeit seltenen weiblichen Erscheinung.

Unter den vielen Aehnlichkeiten, die das reine Wasser mit der Tugend hat, ist gewiß die keine von den geringsten, daß es viel gelobt und wenig geachtet wird. So wie diese wird es in seiner reinsten Form, wie es vom Himmel strömt, am wenigsten geschätzt; man verlangt bey beyden immer etwas von Beymischung dessen, was bey der einen keine eigentliche Tugend und beym andern kein eigentliches Wasser mehr ist. Man leitet es daher, um es trinkbar zu machen, in

unzählige Töpfe, Kessel und Schalen, um sich in denselben mit fremden Stoffen zu verbinden, oder läßt es von der Sonne durch die Fibern von tausend Wurzeln, Hölzern und Stängeln treiben, da man es dann mannigfaltig gewürzt, entweder aus Früchten saugt oder zu Wein geadelt mit Wohlbehagen trinkt. Ja im letzten Fall zählt man sogar die Jahre seiner Erhebung über das verächtliche Regenwasser wie Ahnen, und schätzt den, so wie in den weisesten Staaten die Menschen, am meisten, der ihrer die meisten zählt. Es darf da nichts wässeriges in der Composition seyn; Rhein- und Moselweine werden immer desto mehr gesucht, je weniger von dem Rhein und der Mosel selbst unmittelbar hinein gelaufen ist. Da nun wegen der fast allgemeinen Gleichgültigkeit der Menschen gegen die Tugend, immer

Digitized by Google

diejenigen die eine besondere Parteylichkeit gegen dieselbe geäußert haben von den Geschichtschreibern, wenn nähmlich Platz dazu war, einiges Andenkens gewürdigt worden sind, so können wir aus einem ähnlichen Grunde einer exemplarischen Wassertrinkerinn in unsern kleinen Annalen unmöglich eine Stelle versagen. Hier ist Raum genug, und wir zeichnen uns dadurch gar sehr von den eben erwähnten Geschichtschreibern aus, bey denen, mut. mut. die Wassertrinker, vor der Menge von Weinsäufern, Kaffehschwestern und Schnappsbrüdern gar nicht zukommen können.

Katharina Bonsergent wurde wegen ihres außerordentlichen Durstes schon in ihrer frühesten Kindheit merkwürdig, und zog die Aufmerksamkeit sorgfältiger Beobachter auf sich. Bis in ihr

drittes Jahr hatten sie ihre Aeltern andern Leuten übergeben, am Ende desselben nahmen sie sie aber zu sich ins Haus. Hier bemerkten sie bald, daß eine ungewöhnliche Menge Wasser im Hause aufging, und fanden endlich, daß ihre kleine Tochter täglich ungefähr zwey Eimer voll zu sich nahm. Im Anfange glaubten sie, sie sey bloß verwöhnt. Sie suchten sie daher durch Liebkosungen und endlich durch Drohungen vom Trinken abzuhalten. Man versagte ihr das Wasser, verkleinerte die Portionen, aber alles war umsonst. Sie sahen mit Erstaunen, wie listig sie sich heimlich Wasser zu verschaffen wußte. Im Sommer trank sie das erste das beste, was ihr vorkam, und im Winter nahm sie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee. Besonders trug sie Sorge, sich jedes Mahl für die Nacht einen reichlichen

Vorrath zu ersparen. Als ihr aber endlich doch ihr seltsamer Hang üble Begegnung von ihren Aeltern zuzog, entlief sie und kam nach Paris, wo sie sich als Magd vermiethete, und eine bessere Aufnahme fand. Ihrer übrigen guten Aufführung wegen übersah man ihr diese kleine Schwelgerey; denn man muß sich erinnern, daß in Paris das Wasser Geld kostet, nähmlich eine Tracht, zu zwey Eimern gerechnet, sechs Sols. Bald darauf in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre verheirathete sie sich an einen Schuhflicker Nahmens Fery. Diesem verschwieg sie ihre sonderbare Capacität bis nach der Hochzeit, da denn der arme Teufel öfters die Folgen davon sehr bitter empfand. Er verdiente nicht selten des Tages kaum so viel, als nöthig war, den Durst seiner lieben Ehehälfte zu stil-

len (vom Wasser abstrahirt), gerade so wie bey uns. Indessen müssen sie sich doch gut vertragen haben, denn mit diesem Manne hat sie eilf Kinder gehabt. Merkwürdig ist, daß sie während ihrer Wochen, da man denken sollte, daß sie vielleicht Verlangen nach stärkenden Getränken haben würde, das Wasser allen andern vorzieht. Ja ihr Durst darnach ist alsdann weit stärker, und sie trinkt gewöhnlich vier Quartier ohne abzusetzen. In dem kalten Winter 1788, da sie mit dem zehnten Kinde schwanger war, trank sie täglich vier gestrichene Eimer voll. Dieses fiel dem Hrn. Fery sehr schwer, er nahm daher seine Zuflucht zum Schnee, den er von den Dächern kratzte. Daß man doch die Kaffehbohnen bey uns nicht auch von den Dächern kratzen kann! Sie trinkt übrigens nichts als Wasser, keinen

Kaffeh!! keinen Branntwein und keinen Wein. Ein einziges Glas des letztern ist im Stande ihr Ohnmachten zuzuziehen. Sie spuckt nie aus, ist nicht wassersüchtig, liebt gesalzene Sachen nicht, auch trinkt sie im Sommer nicht mehr als im Winter. So bald sie sich übel befindet, läßt der Durst nach. Sie ist von mittlerer Statur, von feiner zarter Haut, etwas sommerfleckig und von röthlicher Gesichtsfarbe, übrigens eher fett als mager, doch sind ihre Arme verhältnißmäßig etwas magerer als der übrige Körper. Die Unterlippe ist etwas dick, springt öfters auf und schmerzt alsdann. Von den eilf Kindern hat sie indessen nur zwey aufgebracht, wovon das älteste mit einem Ausschlag behaftet ist. Von den Ursachen, die eine so seltsame Disposition hätten bewirken können, hat sich nichts gefun-

den, als daß die Großmutter, bey welcher sie sich vor ihrem dritten Jahre aufhielt, den Wein liebte, und dem kleinen Kinde öfters welchen gegeben haben soll. — Der Raum des Taschenbuchs verstattet nicht, die Beweise von der Wahrheit dieser Geschichte beyzubringen. Sie ist aber außer allem Zweifel. Wer sich davon selbst überzeugen will, kann die umständliche Erzählung in den Medical Facts des Dr. Simmons Nro. 68. nachsehen.

---

5) Hupazoli und Cornaro, oder: Thue es ihnen nach wer kann.

Ich glaube kaum, daß Hupazoli, wenn man alles zusammen nimmt, je seines gleichen gehabt hat, wenigstens in der Zeit des neuen Testaments nicht. Er ward den 15ten März 1587 zu Casale

geboren, und starb den 27sten Jänner 1702 in seinem 115ten Jahr. Er lebte also in drey Jahrhunderten, ein Glück, das selbst der 169 jährige Henry Jenkins, wiewohl nur um zwey Jahre verfehlte: er wurde nähmlich 1501 geboren und starb 1670 *). Er heirathete fünf Frauen, mit denen er vier und zwanzig Kinder zeugte, und außerdem zählte er noch fünf und zwanzig Bastarde. Er trank nie etwas anderes als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig aber gut, besonders Wildpret und Früchte, und weil er glaubte, daß ihn diese hinlänglich mit Feuchtigkeit versähen, so trank er öfters ganze Monathe hindurch nichts als den Saft der

*) Der berühmte Thomas Parre war hierin bey seinem geringeren Alter glücklicher: er wurde 1583 geboren, und starb 1735, wurde also 152 Jahr alt, und lebte in drey Jahrhunderten.

Skorzonerwurzel *). Er wohnte nie einem Schmause bey, um allzeit früh zu Abend essen und eine halbe Stunde nachher zu Bette gehen zu können. Er ließ nie zur Ader und brauchte keine Arzeney als seine Diät (dieses Wort klingt neben den neun und vierzig Kindern ein wenig sonderbar, indessen ist auch nur die Rede von Seiner Diät). Im 100sten Jahre wurden seine grauen Haare wieder schwarz; im 109ten verlor er die Zähne, und im 111ten bekam er wieder zwey neue. Er hinterließ zwey und zwanzig Bände, worin alles aufgeschrieben war, was er in seinem Leben verrichtet hatte. Ich ent-

*) Dieses ist nicht sehr präcis gesprochen: Er trank nie etwas anders als Wasser — und weil er Feuchtigkeit genug hatte, so trank er ꝛc. Vermuthlich gebrauchte er den Skorzonersaft nicht als regelmäßiges Getränk, sondern nur zuweilen in kleinen Dosen, oder man muß diesen Trank mit zu dem Saft aus Früchten rechnen.

lehne diese Geschichte, deren Wahrheit ich weiter nicht verbürgen kann, aus dem Hannöverschen Magazin (1787. St. 38.), in welches sie aus dem Berliner Intelligenzblatt gekommen ist. Man wird da noch mehrere Umstände aufgezeichnet finden. — Ob dieser Mann noch etwas außer Seiner Diät in der Welt getrieben hat, weiß ich nicht. Weiter nachzusuchen verstattet mir jetzt die Zeit nicht. Im Jöcher, den ich bey der Hand habe, habe ich ihn vergeblich gesucht, und freylich, wenn er weiter nichts geschrieben hat, als seine zwey und zwanzig Bände, so geben ihm diese so wenig ein Recht auf eine Stelle in jenem Werk, als seine fünf und zwanzig Bastarde. Obwohl diese Bände irgendwo vorhanden seyn mögen? Ein merkwürdiges Manuscript wäre es allemahl, und ich möchte wohl lieber ein-

mahl einen Blick in dasselbe thun, als in irgend ein gedrucktes Opus von so vielen Bänden das ich kenne. Strenge und ununterbrochene Mäßigkeit in Essen und Trinken, die nach dem gewöhnlichen Maßstabe geschätzt, fast an Mangelleiden gränzt, durch dauerhafte Gesundheit und ein hohes und kraftvolles Alter belohnt zu sehen, hat etwas sehr angenehmes und zu Nachahmung reitzendes, und das Lesen solcher Geschichten ist daher sehr am Geburts- oder Neujahrstage zu empfehlen. Freylich taugt dazu Hupazoli's Geschichte weniger, als die des bekannteren Cornaro, weil bey ersterem die offenbare Parteylichkeit der Natur bey der Aussteuer seines Körpers eher niederschlagend als aufmunternd ist. Die Geschichte des Letzteren hingegen wird man nicht ohne lebhaftes Vergnügen in einem vortreff-

lichen Aufsatz des Herrn Hofmed. Hufeland in Weimar (deutsch. Mercur 1792. St. 3. S. 256.) über die Verlängerung des Lebens lesen. Man sieht da deutlicher, welches Ursache und welches Wirkung ist. Er führte bis in sein vierzigstes Jahr ein sehr schwelgerisches Leben, und zog sich dadurch eine fürchterliche Krankheit zu. Die Aerzte gaben ihn nicht bloß auf, sondern bestimmten ihm so zu sagen schon die Stunde seines unvermeidlichen Todes. Indessen er genaß, (vielleicht weil ihn die Aerzte verlassen hatten), und unterwarf sich nun einer Diät und hielt sie mit einer Präcision, die freylich von ungewöhnlicher Seelenstärke und Macht über sich selbst zeugt. Wo ich nicht irre, so waren es nicht viele Unzen, was er täglich aß, und so brachte er sein Leben über hundert Jahre hinaus. O! wenn man doch alle

die Gewichte und Gegengewichte kennte, wodurch der grosse Mann einen so schweren Entschluß auf einer so feinen und zerbrechlichen Spitze über ein halbes Jahrhundert durch so weg balancirte, ohne auch nur zu wanken, als hätte alles auf der gleichen Erde gestanden! Liebe zum Leben oder zu körperlichem Wohlbehagen war es schwerlich allein. Vielleicht Gefallen an der Sache selbst, Ehrgeitz, hohe überspannte Begriffe von der Würde des Menschen, religiöse Büßung oder sonst etwas, das man nicht erfahren hat. Der Himmel führt seine Heiligen wunderlich. — Ich bin überzeugt, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts, wenigstens des zahmen Theils desselben, den man den gesitteten nennt, über die Hälfte zu viel ißt, denn was man, zumahl unter den höhern Classen, Hunger nennt, ist mei-

stens mehr ein Appetit nach Hunger, als der eigentliche Bedürfnißhunger selbst. Was müßte nicht ein allgemeines Essen à la Cornaro bewirken, in den Körpern und in den — Finanzen! Ich sagte so eben, daß man bey Cornaro's Geschichte deutlicher sähe, was Ursache und was Wirkung hierin sey. Ich glaube nähmlich, daß in mancher von dergleichen Geschichtserzählungen beyde verwechselt worden sind. Ich habe mehr alte Leute gekannt, die einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbrachten, das Logbuch bey ihrer uninteressanten Reise über das leidige Mare mortuum des Lebens mit großer Pünctlichkeit zu führen, so wie Hupazoli. Sie waren überhaupt pünctlich. Die sogenannten Leute nach der Uhr werden gewöhnlich alt. Das Handeln nach der Uhr aber setzt innere uhrmäßige An-

lage voraus, wovon ersteres nur die Fortsetzung und Sichtbarmachung ist. Alles, was man treibt vt apes Geometriam, führt gewiß zum Zweck der Natur. Umgekehrt könnte Zwang, auch wenn ihn die Vernunft gut hieße, zuweilen wenigstens eben so wirken, wie Mangel an Diät, und es auch in manchen Fällen wirklich seyn. Nun — so eben bemerke ich erst, daß ich bey der besten Absicht Mäßigkeit und ein Leben à la Cornaro zu empfehlen, unvermerkt Gefahr laufe, der Vertheidiger des Gegentheils zu scheinen. Einen kräftigeren Wink für einen Schriftsteller, abzubrechen, gibt es wohl in der Welt nicht. Also kein Wort weiter.

6) Vom Würfel.

Der geometrische Würfel ist derjenige reguläre Körper, der von sechs Quadraten begränzt wird. Weitere Bestimmungen seiner Eigenschaften sind für unsere gegenwärtige Betrachtung unnütz. Was die Betrachtung desselben hierher bringt, ist die wirklich besondere Unbestimmtheit, womit man sich im gemeinen Leben ausdrückt, wenn man von ihm spricht, und die vielleicht den Psychologen wichtig werden kann. Nichts ist gemeiner als den Würfel viereckt zu nennen. Ein junger Engländer, den ich unterrichtete, nannte ihn zum ersten Mahl a solid square, ein solides Quadrat, und ein berühmter deutscher Schriftsteller von sonst großen Verdiensten in der Naturgeschichte, spricht sehr deutlich von den

vier Seiten eines Würfels, und meint unstreitig damit alle. Auch wurde in den Relationen von dem Schwedischen Königsmord in vielen Blättern von viereckigen Kugeln gesprochen, das ist nun freylich arg. Was diese ganze Würfelgeschichte dem Philosophen aber noch besonders merkwürdig machen muß, ist der Umstand, daß unter allen regulären Körpern, der Würfel gerade der einzige ist, der in allen Läden mit numerirten Seiten verkauft wird. Die Seiten desselben werden Eins, zwey, drey bis sechs allen Menschen vorgezählt, man würfelt, gewinnt und verliert damit, und wenn man davon, als einem Körper, überhaupt spricht, so ist das viereckige und vierseitige immer wieder da. Am ganzen Würfel ist schlechterdings nichts, was etwas von vieren an sich hätte,

als die Seite des Quadrats, deren sechs er zu Gränzen hat. Der Würfel hat sechs Seiten, jede ein Quadrat; er hat acht Ecken, solide Winkel, deren jeder von drey rechten ebenen Winkeln, und zwölf Eckseiten, deren jede durch den Durchschnitt zweyer auf einander senkrecht stehenden Ebenen formirt wird, und endlich die vier und zwanzig ebenen rechten Winkel seiner sechs Seitenflächen. Also hier haben wir deutlich, sechs, acht, zwölf, und vier und zwanzig, was den ganzen Körper angeht, aber etwas, das nur vier Mahl vorkäme, bloß bey einzelnen Seitenflächen. Also den Würfel viereckt nennen, heiße ich doch wirklich ein sehr solides Wesen, ja den Maßstab der Solidität selbst, sehr superficiell und sehr einseitig im strengsten Verstande des Worts betrach-

ten. Man hat ihn, wo ich nicht irre, bisher als Emblem der Dauer und Beständigkeit gebraucht, weil er schwer zu wälzen ist, und eher rutscht als überschlägt. Es ist die Frage, ob man ihn nicht, wo nicht als Sinnbild, doch als eclatantes Beyspiel der Einseitigkeit und Superficialität anführen könnte wenn man ihre Folgen in wissenschaftlichen Dingen beleuchten will. Doch jede Wissenschaft hat ihre eigenen soliden Quadrate und viereckte Würfel, die sich bequemer dazu gebrauchen lassen. Vielleicht haben an dieser sehr gemeinen falschen Vorstellungsart, oder eigentlich an dem falschen Ausdruck unsere Wohnzimmer Schuld. Man sagt, zwischen seinen vier Wänden sitzen, und nennt überhaupt ein Zimmer viereckt, wenn es vier Wände hat. Allein da ist auch der Ausdruck ganz

richtig, weil das Wort Wand weder von dem Fußboden, noch von der Decke eigentlich gebraucht werden kann.

---

7) Von Makulatur-Bleichen.

Ich habe schon oft den Versuch gehägt, daß man doch Maculatur-Bleichen haben möchte, um das Papier noch einmahl wieder bedrucken zu können, wenn die Desseins darauf aus der Mode kommen, oder eigentlich gar nicht recht Mode werden wollen! Ich sehe gar nicht ein, warum man gleich jeden Wisch eines Anfängers mit eben der permanenten Farbe druckt, mit welcher die Werke der Meisterhand gedruckt werden. Denn so gering auch immer die Dauer des Wisches seyn mag, so dauert er doch immer so lange als das Papier worauf er gedruckt ist, und das ist viel zu lange. Nun aber

erfordert unser Durst nach Wissenschaft von der einen Seite immer mehr Papier, und von der andern unser Freyheitssinn immer mehr Lumpen zu Bandagen und Charpie. Wo will das am Ende hinaus? Da wäre nun mein unmaßgeblicher Vorschlag Druckerfarbe von verschiedener Dauer zu erfinden, wenigstens noch eine außer der jetzigen. Diese müßte so beschaffen seyn, daß man sie in einer einzigen Nacht wieder wegbleichen könnte. Geschähe dieses durch einen wohlfeilen Zusatz zum Wasser, so riskirte man nicht, bey dem gewöhnlichen Gebrauch in der Haushaltung etwas von dem Buche durch Wasser zu verlieren. Wäre nun der Werth des Buches entschieden, so druckte man die folgenden Auflagen, oder wäre es der Werth des Mannes, gleich die erste auf die jetzige Weise. Was das für eine

Freude für einen jungen Schriftsteller seyn müßte, wenn er nun zum ersten Mahl mit stehenbleibenden Buchstaben gedruckt würde! Es wäre eine Art von literarischer Majorennität. Freylich müßte, wenn die Sache Eingang finden sollte, kein Spötter darüber kommen und gewisse Schriftsteller alsdann etwa Gens de Couleur nennen, oder gar anfangen von Mulatten zu sprechen, das würde den ganzen Handel verderben. Allein ganz im Ernst: ich sehe nicht ein, warum man unserm Druck eine so ungeheure Festigkeit gibt, daß man ihn fast durch keine Kunst wegbringen kann. Etwas weniger Festigkeit würde der Hauptabsicht gar nicht schaden, und in mancher Rücksicht z. B. auch bey der Verarbeitung gedruckter Bücher zu Papiermasse von beträchtlichem Nutzen seyn.

8) Urnen und Aschenkrüge von einer neuen Art.

Wenn man von dem Scheitel seiner Silhouette durch die Mitte des Halses eine gerade Linie zieht, wodurch also der Schatten des Kopfes in zwey Theile getheilt wird, und nunmehr diejenige Hälfte, die das Gesicht enthält, sich um diese Linie drehen läßt, bis sie wieder in die erste Lage kommt, so beschreibt jeder Punct des Umrisses einen Kreis, auf dessen Ebene jene Linie (die Achse) senkrecht steht, und das Silhouetten-Stück selbst wird einen Körper beschreiben, der in den meisten Fällen, zumahl wenn die Lage der Achse gut gewählt wird, einer gewöhnlichen Urne nicht unähnlich ist. Zuweilen entstehen so gar herrliche hetruscische Formen, und gemeiniglich geben

die schönsten Frauenzimmerköpfe die schönsten Urnen. Fallen sie etwas breit und nicht schlank genug aus, so darf man nur die Achse der Umdrehung etwas mehr nach vorn zu nehmen; der Anfang der erhabenen Brust gibt immer ein gutes Fußgestell. Die Lage der Achse auch gegen den Anfang der Frisur und die Form dieses Anfangs selbst tragen oft etwas zur Verschönerung bey. Wer versuchen will, was für eine Urne sein Schattenriß gibt, kann sich davon vorläufig auf folgende Weise leicht überzeugen. Man falzt ein Blättchen Papier zusammen, öffnet es wieder und zeichnet das Vordertheil der Silhouette mit Bleystift so hinein, daß der Bruch des Papiers die Achse der Umdrehung vorstellt, alsdann fährt man den Zügen schnell mit Tinte nach, und falzt während die Tinte noch naß ist, die au-

dere Hälfte des Blättchens wieder darauf, so druckt sich die Zeichnung auch darauf ab, und beyde Gesichter stellen nun einen Janus-Kopf vor, der zugleich den Umriß der Urne darstellt, wonach denn die Urne selbst leicht verfertigt werden kann. Vermuthlich werden unsere Leser schon solche Stockknöpfchen, oder andere Knöpfchen, die hier und da zu Handhaben kleiner Deckel dienen können, gesehen haben, deren Profile Silhouetten vorstellen. Ich habe unter andern ein solches Knöpfchen gesehen, das die Silhouette Ludwig des XVI. vorstellte, das sehr gut gearbeitet war. Ich glaube aber, es ist eben nicht gerade das schmeichelhafteste Denkmahl, das man geliebten Personen in seiner Haushaltung stiftet, wenn man ihre Köpfe zu Stockknöpfen oder zu Handhaben an Deckeln von Rauchtabacks-

dosen gebraucht. Ich denke, wenn man ja solche, leicht zu verfertigende und dabey in eine nicht unangenehme Mystik gehüllte Denkmähler nun doch einmahl haben will, so wähle man lieber dazu die Urne. Ich bin überzeugt, daß manche solche Urnen selbst geschmackvolle Grabmähler nicht verunzieren würden, und ein geringer Verstoß gegen die Schönheit, würde ja wohl durch die Erinnerung zugedeckt, daß das Gefäß zugleich den Profil des Verstorbenen enthalte. Daß aber schöne und zumahl jugendliche Gesichter gehörig behandelt, auch schöne, geschmackvolle Urnen geben, hätte ich gern mit einer Zeichnung bewiesen, wenn die Zeit nicht zu kurz gewesen wäre. Freylich ist der Welt mit solchen Urnen auf Grabmählern, so wie überhaupt mit solchen jugendlichen Köpfen auf Kirchhöfen wenig

gedient. — Geometrischen Lesern braucht man übrigens nicht zu sagen, daß nicht alle Gesichter zu solchen Urnen taugen, nähmlich diejenigen nicht, bey denen ein Perpendikel aus irgend einem Punct des Umrisses auf die Achse, den Umriß noch einmahl oder zweymahl schneidet. Dahin gehören z. B. die Gesichter mit den überhängenden Habichts-Nasen u. s. w., wovon man den Beweis leicht selbst finden wird.

---

9) Ein Wort über das Alter der Guillotine.

Der Lyoner Arzt Jean Baptiste Guillotin wird gewöhnlich, und wie ich glaube, mit Recht, für den Erfinder der berüchtigten Maschine gehalten, durch die er selbst am 14. März 1794, weil er ei-

ner verdächtigen Correspondenz mit Turin beschuldigt wurde, sein Leben endigen mußte. Des Mannes Absicht war gut, denn, wenn doch einmahl Köpfe abgeschlagen werden sollen, so ist nicht leicht eine vollkommnere Maschine zu dieser Absicht möglich, als die Guillotine. Sie wird indessen nunmehr das so unsichere Schwert oder das nicht viel zuverlässigere Beil bey uns nicht mehr verdrängen, seitdem die Hunnen des achtzehnten Jahrhunderts sie zu einer Absicht genützt haben, die mit ihrer eigentlichen ersten Bestimmung fast eben einen solchen Contrast macht, als Herrn Guillotins Vornahme (Johannes der Täufer) mit Herrn Guillotins Erfindung selbst. Man hat darüber gespottet, daß ein Arzt eine Köpfmaschine erfunden habe; gerade als wenn es so etwas Seltenes wäre, daß

Aerzte Mittel erfänden, die Menschen geschwind aus der Welt zu schaffen. Es ist noch eine große Frage, durch welche Erfindung mehr Menschen gefallen sind: durch die Guillotine, oder durch die beliebten Pülverchen des Hrn. Doctor Ailhaud.

Man hat bisher in verschiedenen Blättern Nachrichten über das Alter dieser Erfindung geliefert, wovon mir vermuthlich die wenigsten zu Gesicht gekommen sind, weil ich überhaupt nicht darnach gesucht, sondern mir nur angemerkt habe, was ich in Schriften fand, die ich ohnehin würde gelesen haben. So wird in dem European Magazine, January 1794 S. 7 die Erfindung auf das Jahr 1590 zurückgeführt; im Gentleman's Magazine, January 1794 S. 40 bis auf 1553. In den Hamburger Addreß-Contor-Nachrichten 1794 Nro. 65 bis auf 1552. In allen diesen Nachrich-

ten wird sich auf Abbildungen bezogen. Die älteste mir vorgekommene Nachricht von einem Werkzeuge, das sich hierherziehen läßt, befindet sich aber in einem Werke, dessen man, wo ich nicht irre, einmahl in der Jenaischen Literatur-Zeitung zu gleichem Zweck gedacht hat, das mir aber vor schon geraumer Zeit, von unserm Herrn Bibliothekar Reuß aus hiesiger Bibliothek mitgetheilt worden ist. Ich setze den Titel her: Catalogus Sanctorum et gestorum eorum ex diuersis voluminibus collectus etc. a. Dom. Petro de Natalibus de Venetiis, Dei gratia Episcopo Equilino. Impressum Lugduni per *Jacobum Saccon*. Anno 1514. In diesem Werke, dessen nicht sehr elegante Holzschnitte die Inspection aller derer verdienen, die einmahl Willens sind neue Marter-Maschinen zu erdenken, befindet

sich auch Fol. 16, 18, 85, 89 eine solche Maschine abgebildet. Nähmlich ein schweres Beil, das, wie der Block einer Ramme, zwischen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt. Dieses Allein beweisen alle diese antiquarischen Untersuchungen. Aber das ist keine Guillotine. Alle diese Anstalten, so weit man sie aus den Abbildungen beurtheilen kann, sind so sehr von der Guillotine unterschieden, als das Hackemesser von dem Krauthobel. Das herabfallende schwere Beil hackt den Kopf ab, aber die Guillotine schneidet ihn ab. Das ist doch offenbar zweyerley, und, wo ich mich recht erinnere, hat auch Hr. Guillotin hierauf einen besondern Accent gelegt. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen abhacken und ab-

schneiden. Die Unterscheidung findet sich ja schon so gar in der Sprache, wenigstens in der unsrigen. Bey allen den alten Köpfmaschinen, die man für Guillotinen ausgibt, fällt die Schneide des Messers oder Beils horizontal herab, faßt also alle Fibern des Halses nach der Breite auf Ein Mahl, und bleibt, nachdem der Kopf (wenn der Himmel will) ab ist, auf dem Klotze liegen. Auch ist von der ganzen Schneide des Beils, nur ein geringer Theil wirksam, nähmlich gerade so viel davon, als die Breite des Halses beträgt. Bey der Guillotine hingegen ist die Schneide stark gegen den Horizont geneigt, das fallende Messer greift also nur anfangs wenige Fibern des Halses an, und bahnt sich so unvermerkt den Weg zu dem stärkern Theil. Daher auch der Hals bey der

Guillotine in einer Aushöhlung, oder gar in einer Art von Halsband, das durch Breter formirt wird, liegen muß, um bey dem ersten Anfall nicht von der Seite auszuweichen, und das Messer bleibt nicht auf einem Block liegen, sondern geht an den Bretern ganz vorbey, über den abgeschnittenen Hals hinaus, wie der Hobel. Der wirksame Theil der fallenden Schneide ist hier sehr viel größer, als bey dem hackenden Beil, und richtet sich nach dem Neigungswinkel der Schneide gegen den Horizont. Wird nun übrigens dafür gesorgt, daß die Zeit des Durchgangs des Messers durch den Hals nicht größer ist, als die zum Abhacken nöthige, so wird auch dieser kleine Zeitraum bey der Guillotine minder empfindlich seyn, als bey dem fallenden Beil. Die Sache ist einer mathematischen Darstellung

fähig, womit ich aber unsere Leser verschonen will. Ich habe gehört, daß das Messer der Guillotine einen Fall von 32 Fußen haben soll. Das Gewicht desselben ist mir unbekannt. Das Beil klemmt zugleich indem es schneidet, so wie die Schere, und ist schmerzhaft, weil die Muskelfibern der senkrecht auf ihre Länge eindringenden Schneide den größtmöglichen Widerstand leisten, und ohne Klemmung des Ganzen nicht getrennt werden können. Der Leidende stirbt freylich in beyden Fällen (wenn die Maschine kräftig genug ist) in einem Augenblick; aber die Schmerzen dieses Augenblicks haben ihre Grade, wo nicht immer für den Leidenden selbst von Dauer, doch für die Zurückgebliebenen, die sich diesen Punct mit Recht, in seinem Nahmen, zu Minuten ausdehnen. Aber auch was der Leidende

in dem critischen Punct in welchem er leidet, von Zeit zu wenig für die Empfindung hat, das hat er sehr oft im Voraus wissen zu viel. Wer da weiß, daß er unter dem Beil sterben muß, in einem Augenblick, betrachtet diesen Augenblick durch ein Vergrößerungsmittel. Unter solchen Umständen, glaube ich, ist es Pflicht, selbst für die practische Mechanik, jene schwere Passage nach allen Kräften zu erleichtern.

Wenn ich anders recht gesehen habe, so verbindet schon das Schwert selbst, Beil und Guillotine. Die Spitze des Schwerts beschreibt beym Abhauen nicht durchaus einen Kreis, sondern der erste Einhieb ist ein Abhacken, und der zweyte Theil ein Schnitt, wobey das Schwert von dem Scharfrichter angezogen wird. Aus diesen wenigen Betrachtungen

mit Jedes eigner Erfahrung im Leben bey Verwundungen, zusammen gehalten, wird leicht erhellen: Daß die Guillotine mit langer Schneide, großem Gewicht, und hohem Falle, das sanfteste Mittel ist, den Kopf vom Rumpf zu trennen; sie allein schneidet, im eigentlichen Verstande; das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und schneidet, und klemmt also auch, weil es hackt; die Schere klemmt und schneidet; die Säge, das schmerzhafteste Werkzeug unter allen, zerreißt durch Dehnung und schneidet. Wenn also nichts Näheres über die fallenden Messer der Alten bekannt wird, so ist und bleibt die Erfindung der Guillotine eine Erfindung des Herrn Jean Baptiste Guillotin zu Lyon. Denn wenn man einmahl in der Geschichte der Erfindungen nicht subtiler distinguiren

wollte, als hierbey bisher geschehen ist, so wäre offenbar der Erfinder der Holzaxt auch der vom Aderlaß-Schnepper.

Zum Beschluß füge ich, gewisser Leser wegen, ein Paar Anmerkungen bey, aus welchen die übrigen machen können, was sie unmaßgeblich wollen.

In Herrn Hofrath Richter's chirurgischen Bibliothek finde ich im IXten Bande S. 178, die Nachricht, daß die vier Aerzte, denen der unglückliche König im Jahr 1782 die Untersuchung von Mesmers Magnetismus übertrug, waren: Bortin, Sallin, d'Arcet und Guillotin. War dieses wohl der Erfinder der Maschine? Das wäre die erste Bemerkung. Die zweyte ist kürzer. Des unglücklichen und guten Königs Amme hieß Guillot. Die Sache ist, wenn man Zeitungen trauen darf, gewiß. Ich

habe es in mehreren bemerkt gefunden. Dessen ungeachtet könnte ein lügenhafter Franzos leicht das Ammen-Histörchen hingeworfen haben, ein Sinngedichtchen darauf zu pflanzen. Ich habe aber wenigstens das Pflänzchen nicht gesehen.

---

10) Neuer Gebrauch der Hunde.

Unter den vielen Gegenständen der Natur, die unsere Bewunderung verdienen, aber selten im Ernst damit beehrt werden, gehören die Hundsnasen gewiß nicht unter die letzten. Man findet die erstaunliche Unterscheidungskraft, die in der Nase dieses häuslichen Thieres liegt, nicht außerordentlich, weil sie etwas Alltägliches ist. Aber etwas Alltägliches in einem Sinne des Worts, kann in einem andern etwas sehr Ungemeines seyn, und in diese

Classe gehört nahmentlich die Erscheinung, von der wir hier reden. Der Hund findet das Schnupftuch seines Herrn, das er in das Feld geworfen hat, wieder, nach einer Entfernung von Tausenden von Schritten und weiter. Er findet so gar unter einer Menge Geld die Münze aus, die sein Herr darunter gesteckt hat, und ihn selbst in dem Gedränge, wo sich die Gerüche von unzähligen Herrn, wovon jeder der seinige seyn könnte, wie Lichtstrahlen durchkreuzen. Daß ihn zwar hier das Gesicht zuweilen unterstützen mag, ist wahrscheinlich, aber was unterstützt ihn bey der Fährte des entfernten Wildes oder bey der tief verborgenen Trüffel? Die Frage ist also: hat man wohl von der Nase dieses nützlichen Thieres schon allen den Gebrauch gemacht, den man von ihr machen kann. Ich für mein

Theil glaube es gar nicht. Nur einige Beyspiele. Es ist bekannt, daß die Aerzte sich bey manchen Krankheiten im Anfange in großer Verlegenheit finden, wenn sie ausmachen sollen, welcher Natur sie sey, gallichter oder inflammatorischer, ob Brechmittel oder Aderlaß den Anfang machen müsse. Ich glaube, ein im Hospital gut abgerichteter Hund würde dieses in einem Augenblick entscheiden. Er würde z. B. den Schwanz hängen lassen, und die rechte Vorderpfote aufheben, wenn die Krankheit gallicht, oder ihn ausstrecken und die linke lüften, wenn sie inflammatorisch wäre. Man lächelt vielleicht hierüber, zumahl, wenn man sich den Arzt denkt, wie er mit seiner Kuppel von Dachshunden, Pudel, Spitzen und Hühnerhunden begleitet, einmarschirt. Aber hier ist für-

wahr nichts zu lachen. Lächeln würde man mit Recht, wenn man die Reihe falscher, verführerischer Hypothesen sehen könnte, mit denen er nach dem Tode des Patienten ausmarschirt, und wie sie alle den Schwanz hängen lassen, und nun zu Hause privatim durchgeprügelt werden. — Worüber die jetzige Welt lächelt, lächelt deßwegen die Nachwelt noch nicht, und Kalender haben ein Recht auf die Nachwelt. Und nun gar die Chemie mit ihren reagentibus! Man hat eine bekannte, alte, lustige Bemerkung: Das, was in der Apotheke, wenn man hineinkomme, zuerst rieche, sey die Nase. Hier ist also der Hund recht zu Hause. Mich dünkt, es müßten sich Hunde für das Oxygen, das Hydrogen, das Phlogiston und den Kohlenstoff abrichten lassen, so gut als für die Trüffel. — Wozu

nun alles das? Antwort: dafür: In unserer Stadt genießen die Hunde eines nicht gemeinen Schutzes; sie heulen und bellen auf den Straßen die ganze Nacht. Ich tadle dieses keineswegs, eben weil ich es für nichts weiter ansehe, als für dringende Bitte um Brot und Beförderung bey unläugbarem Verdienst, und folglich für ein Getöse, das sich auf Recht gründet, und so hat es durch eine Vorstellung gedämpft, nicht Widriges für mich. So und in solchen Fällen ist es verstattet, sich selbst zu helfen, wenn sonst niemand helfen kann oder will.

11) Wie die Schinesen ihr großes Papier verfertigen.

Wer das Papier der Schinesen bloß aus ihren Büchern kennt, kann sich kaum einen Begriff von der Schönheit deßjenigen machen, das sie zu ihren großen Zeichnungen verfertigen. Es kömmt an Weisse, Stärke und Dicke dem besten Französischen gleich. Was es aber ganz vor allen Europäischen Papieren auszeichnet, ist, daß sie Bogen von acht bis neun Fußen in der Länge und von verhältnißmäßiger Breite ganz aus einem Stücke zu machen verstehen. Was den letzten Umstand, nähmlich die Größe der Bogen betrifft, so hat uns Franklin gelehrt, wie sie dabey zu Werke gehen. In der Mitte zwischen zwey Wannen, eigentlich aus Backsteinen mit einem Cement ver-

strichenen wasserdichten Trögen, die etwas größer sind als der Bogen Papier werden soll, steht ein niedriger Ofen, eben so lang als die Tröge, aber breiter, mit einem etwas niedrigen Dache. Die beyden Ebenen, die das Dach des Ofens formiren, sind gegen die Tröge zu geneigt, und jede dieser Ebenen ist ungefähr der Größe des zu verfertigenden Papiers gleich. Hieraus, und aus der Neigung der Ebenen, die nur gering zu seyn braucht, ergibt sich die Breite des Ofens. Diese Abdachungen des Ofens verfertigen sie aus einer Art von Stukko, das eine gute Politur annimmt. In den Trögen befindet sich die Papiermasse zum Ausschöpfen bereitet. Das Sieb, womit der Bogen geschöpft wird, erhält seine Steifigkeit gerade so, wie unsere gewöhnlichen Siebe, durch einen dünnen und hohen, und daher

zugleich starken und doch leichten Rand. Dieses Schöpf-Sieb ist, um die Arbeit noch mehr zu erleichtern, an beyden schmalen Enden durch Gewichte balancirt, die an Schnüren hängen, welche man über Rollen an der Decke des Zimmers führt, so daß also die beyden Arbeiter, die das Schöpfen verrichten, von dem Gewichte des Siebes fast nichts zu tragen haben, und folglich zu den übrigen dabey nöthigen Operationen die freye Kraft ihrer Arme gebrauchen können. Ist nun der Bogen geschöpft, wobey, wie es sich wohl von selbst versteht, der Rand des Siebes nach unten gekehrt seyn muß, so wird er, nachdem das Wasser abgelaufen ist, auf die zunächst befindliche gehörig erwärmte Abdachung des Ofens angedrückt. Hier erhält er sehr bald Trockenheit genug, daß ihn ein Knabe davon durch Aufrollen

Digitized by Google

abnehmen kann. Eben dieses geschieht durch zwey andere Arbeiter und einen andern Knaben an der andern Seite des Ofens. Um dem Papier den nöthigen Leim zu geben, vermischen sie bloß ein Decoct von Reis mit der Masse desselben.

---

12) Ueber Bücher-Formate.

Da hier von Papier-Form die Rede war, so stehen wohl einige Bemerkungen über unsere Bücher-Formate hintendrein nicht ganz am unrechten Orte. Sollte dieser kleine Artikel manchen Leserinnen etwas zu mathematisch scheinen, so müssen wir ihnen zu bedenken geben, daß dieses Verfahren ganz *à l'Angloise* ist, eine Mode, die sie sonst so sehr schätzen. Man hat bekanntlich in England ein *Gentleman's Magazine* und ein *Lady's*

Magazine *), also eins für den Mann von Stand und eins für die Dame. Der Inhalt dieser beyden Monathsschriften steht nicht selten in einer Verhältniß, die gerade die umgekehrte von derjenigen ist, in welcher, nach der irrigen Meinung einiger Herrn, die Fähigkeiten von Herrn und Damen stehen sollen. Um das erstere lesen zu können, ist bloß nöthig, daß man wacht und die Augen des Leibes aufthut, die Abbildungen von alten Klöstern und halb verwesten Grabsteinen fallen alsdann von selbst hinein. Hingegen ist es mit den Wurzelzeichen und geometrischen Figuren des andern nicht also, da muß noch mehr aufgethan werden — die Augen des Geistes. Eine so große Anstalt ist nun bey unserer Betrachtung nicht nöthig, sie wäre, ein kleines Wur-

*) Bey Wilkie, auf St. Pauls Kirchhof.

zelzeichen abgerechnet, fast ganz für das *Gentleman's Magazine.* — Die Papier-Sorten, worauf unsere Bücher gedruckt werden, haben die Form von Rechtecken, in welchen die Verhältnisse der Seiten sehr variiren, einige nähern sich der Gleichheit sehr, indessen ist mir wenigstens noch kein Druck- oder Schreibpapier vorgekommen, das ganz gleichseitig gewesen wäre. In hiesiger Gegend wird aber schon ein Conceptpapier verfertigt, worin die beyden Seiten des ganzen Bogens sich verhalten wie 6 : 7, dieses giebt ein langes, unangenehmes Folio von einer Seitenverhältniß von 7 : 12, worauf denn das Quarto wiederum 6 : 7 und Octavo wieder 7 : 12 bekömmt, vorausgesetzt, daß, bey jedem Bruch des Bogens, allemahl die größere Seite gebrochen wird, welches auch gemeiniglich geschieht. Nennen wir

also bey unserm Papier die beyden Seiten a und b, wo wir b größer setzen wollen als a, so sind die Verhältnisse der Seiten in den gewöhnlichen Formaten diese:

Patent-Form.	$a : b$	$= a : b$
Folio	$\frac{1}{2}b : a$	$= b : a$
Quart	$\frac{1}{2}a : \frac{1}{2}b$	$= a : b$
Octav	$\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a$	$= b : 2a$
Sedez	$\frac{1}{4}a : \frac{1}{4}b$	$= a : b$

Aus dem Anblick der letzten Columne erhellet, daß sich die Formate immer abwechselnd ähnlich werden, und daß das verächtliche Sedez mit dem majestätischen Patent einerley Verhältnisse bekömmt. Bricht man immer bloß die kürzere Seite, so erhält man zuerst ein langes Folio, und dann ein verhältnißmäßig noch längeres Quarto u.s.w. Die Stammtafel dieser Formate ist: $\frac{1}{2}a : b$; $\frac{1}{4}a : b$; $\frac{1}{8}a : b$ ꝛc. Hiervon sind die ersten noch zu gebrauchen,

und kommen in Rechnungsbüchern, Musterkarten, allerley Arten von Listen, als Demokraten-Listen u. s. w. hier und da vor. Sehr weit geht es indessen mit dieser Reihe nicht, für Bücher wenigstens; sie verlieren sich bald in Schuster- und Schneider-Maße und Unterlagen für die Pastetenbäcker. Ein Schicksal, das freylich auch manchen andern Büchern droht, aber nicht des Formats wegen. Bricht man abwechselnd erst nach der langen Seite, und dann nach der kurzen, so sieht das Geschlecht so aus $\frac{1}{2}b : a$; $\frac{1}{4}b : a$; $\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a$; $\frac{1}{8}b : \frac{1}{2}a$ . . . . ꝛc. In dieser Reihe kommen einige nicht unangenehme längliche Formate im kleinen vor, die man hier und da zu Spruchbüchern, Beichtbüchern, manchen Tabellen, und überhaupt solchen Hülfsbüchelchen zu nutzen pflegt, die man wie

Terzerollen bey sich trägt. — Hier entsteht nun die Frage: 1) könnte man nicht dem Papier eine solche Form geben, daß alle Formate einander ähnlich würden? und 2) wäre ein solches Format bequem und schön? Die erste Frage wird jeder Anfänger in der Algebra beantworten können. Wir wollen die Auflösung hersetzen. Weil hier immer eine Seite des Bogens so groß angenommen werden kann, als man will, so wollen wir die kleinere wiederum a, die größere aber, die gesucht wird, x nennen, so wäre also bey diesem Papier,

die Patentform $a:x$ und folglich, x gebrochen, gäbe für das

Folio . . $\frac{1}{2}x : a = x : 2a$, wie oben. Weil nun aber diese Formate einander ähnlich seyn sollen, so ist $a : x = x : 2a$; also $x^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$.

So wäre also diese Verhältniß der Seiten bey der

$$\text{Patentform} = a : a\sqrt{2} = 1 : \sqrt{2}$$

$$\text{bey Folio} = \frac{\sqrt{2}}{2} : 1 = 1 : \sqrt{2}$$

u. s. w. ins Unendliche. Da nun bekanntlich die Verhältniß von $1 : \sqrt{2}$ die Verhältniß der Seite des Quadrats zu dessen Diagonale ist: so kann sich jedermann sogleich ein Blatt von dieser Form schneiden. Vielleicht ergeht es ihm alsdann wie mir vor mehreren Jahren, da ich unvermuthet gewahr ward, daß der Bogen Papier, den ich für das Beyspiel zuschneiden wollte, schon die Form hatte, die ich ihm zu geben willens war. Unser gewöhnliches Schreibpapier in klein Folio hat nähmlich hier zu Lande wirklich diese Form schon, und es war mir angenehm, zu finden, daß irgend jemand schon bey

der ersten Bildung des Papiers, so gar die Figur desselben eines Gedankens gewürdigt hatte; also einer Ehre, die ihm nachher im Dienste selbst, bald beym Schreiben, bald beym Lesen nicht selten versagt wird. Wer dieses Papier kennt, oder sich die Mühe nehmen will, ein solches Blatt zu schneiden, wird finden, daß es ein sehr gefälliges und bequemes Format ist. So viel zur Beantwortung der beyden Fragen, und nun zum Beschluß noch ein Paar Bemerkungen. Das Beschneiden des Papiers beym Binden der Bücher setzt freylich der genauen Anwendung dieser Theorie große Schwierigkeiten entgegen. Denn man sieht leicht, daß, wenn die Verhältniß der Seiten nun auch beym beschnittenen Buche noch Statt finden soll, worauf es hier hauptsächlich ankömmt, die beyden

Dimensionen der Blätter beym Beschneiden auch in eben der Verhältniß vermindert werden müßten, in der sie selbst stehen. Indessen trifft hier der Umstand ein, daß sie nach der kleineren Dimension nur eine, hingegen nach der längeren zwey Verkürzungen erleiden, die einander nicht ganz gleich sind. Dieses, und daß das Auge geringe Abweichungen von der Regel nicht bemerken kann, trägt zusammen dazu bey, daß, wie wir aus der Erfahrung wissen, das Gefällige dieser Verhältniß durch diese Buchbinder-Operation nicht verloren geht, und alle Formate sich sehr ähnlich sehen. Wenigstens wird dadurch dem unangenehmen Sprung von einem langen Format zu einem fast quadratförmigen, wie dieses der Fall bey manchem Folio und Quart ist, sehr gut vorgebeugt. Auch würde

man bey etwas größerm Papier nicht nöthig haben, zwischen Octav und Sedez noch eine halbe Staffel, ein Duodez, einzuschalten, so wenig als man, um längliche Formate zu gewinnen, jetzt zwischen Folio und Quart noch eine Terz einschaltet. Denn das Sedez, das sich bey dem gewöhnlichen Papier dem Quadrat sehr nähert, welches die unangenehmste Figur ist, die ein kleines Format haben kann, würde nun in linea recta descendente, die angenehme Bildung seiner Vorgänger erben.

---

13) Zero.

Ich bin zuweilen gefragt worden, wo das Französische Wort *Zero*, das eine Nulle bedeutet, herkomme? Unstreitig ist es einerley mit *cyphra* und *cypher*.

die im Lateinischen und Englischen noch jetzt Nullen bedeuten, und die man am besten von dem Hebräischen *saphar*, zählen, und *sephar*, Zählung, herleitet. Menage (Les origines de la langue françoise, art *chifre*) sagt: Les Espagnols ont premièrement emprunté ce mot des Arabes. Das wäre *Zefro*. Wer nun überdieß weiß, wie oft die Spanier das f mit h vertauschen, wird *Zehro* und *Zero* nicht unnatürlich finden.

---

14) Vom bibliopolischen Jahre.

Dieses wichtige, aber wenig bemerkte, Jahr fängt sich gewöhnlich sechs, bisweilen acht Wochen vor dem so genannten Kirchenjahre an, und ein ganzes Viertel vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung. Bücher im Augustmonath 1795

gedruckt, erhalten die Jahrzahl 1796, als wären es Kalender. Sie sollen nähmlich auf der Ostermesse des künftigen Jahres noch immer als frische — Häringe erscheinen. Die Absicht ist gut, und kein Mann von Gefühl wird etwas darwider haben, wenn auch nur das kümmerliche Schmetterlingsleben eines einzigen armen Buchs dadurch nur ein Paar Monathe hingehalten wird. Sterben müssen doch alle! Allein, wie alle wohlthätige Anstalten, hat auch diese ihre großen Nachtheile, zumahl hier, wo die Herrn Directoren nicht immer Einsicht genug besitzen, zu beurtheilen, ob nicht ihre wohlgemeinte Vorsicht dem Liebling am Ende schade. Ich erinnere mich sehr wohl einer gewissen Schrift, worin von Witterungsprophezeihungen die Rede war. Der Verfasser hatte darin, vielleicht bloß durch einen

glücklichen Griff, wirklich einen kalten Winter ein Vierteljahr voraus gesagt. Das Buch erschien um Michaelis mit der Jahrzahl des folgenden Jahres auf dem Titel. Hierdurch riskirte der Verfasser ganz um die Ehre selbst des glücklichen Griffs zu kommen, wenn der zweyte Winter warm gewesen wäre. Indessen übersehen ist ihm sein Verdienst nicht worden. Der Göttingische Recensent hat den Umstand bemerkt, und nachdem die Prophezeihung eingetroffen war, dem Verfasser die so verdienten Honneurs gemacht. — Dieses erinnert uns im Vorbeygehen an eine Vorsicht, die denen sehr zu empfehlen ist, die die Englische Geschichte des vierten Decenniums dieses Jahrhunderts aus gedruckten Urkunden bearbeiten wollen, da herrscht oft ein wahres Babel in den Zeitangaben. Folgendes

Beyspiel wird die Sache erläutern. Im Februar 1735, nach unserer Art zu zählen, kamen in London an demselben Tage Zeitungen heraus, die das Jahr 1734 hatten, obgleich denselben Monath, weil sie nähmlich ihr neues Jahr, der alten Gewohnheit nach, erst mit Lady-Day (25. März) des unsrigen anfingen, und dieses erzeugte folgende allerdings merkwürdige Verwirrung: In derselben Woche erschien in London die Rede des Königs mit dem Datum 1732 — 3; die Addresse des Oberhauses wegen dieser Rede, mit 1732, und die der Gemeinen mit 1733.

15) Trost bey trauriger politischer Aussicht.

Diesen Trost habe ich in einem Buche gefunden, das wenig gelesen wird, wovon ich aber jetzt, nachdem ich es ausgefunden habe, Woche für Woche einige Blätter lese — und dieses ist: der Band politischer Zeitungen vom vorigen Jahre. Man muß den Versuch selbst machen, um sich zu überzeugen, was das für eine Unterhaltung ist. Natürlich liest man allemahl nur die Blätter daraus, die praeter propter dasselbe Datum mit dem heutigen Tage führen. Betrachtungen in hundertfacher Form strömen einem alsdann so zu, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Bald ruht man nachdenkend aus, bald lächelt man und bald lacht man, und wie unschuldig

ist nicht diese Beschäftigung? Freylich leiden die heutigen Zeitungen ein wenig, wenn man sie neben jenen liest. Es ist kaum möglich, nicht an das hodie mihi cras tibi zu gedenken: Heute an mir, morgen an dir; was ich war, bist du jetzt, und wirst dereinst seyn, was ich bin.

---

16) Etwas Stoff zu Montags-Andachten.

1) Alle einander gleich zu seyn, erwarten wir erst im Himmel gewiß. Es ist viel darüber gestritten worden, ob sich dieser Zustand früher erwarten ließe oder nicht. Allein die streitenden Parteyen, wenigstens die besten unter ihnen, sind nicht so verschieden als man glaubt. Die Gleichheit der einen möchte wohl nichts anders seyn als

die Ungleichheit der andern. Die Gleichheit, die der Mensch hier verlangen kann, ist sicherlich: der erträglichste Grad der Ungleichheit. Schade, daß dieses Gleichgewicht sich nur durch Druck und Gegendruck erhalten läßt, und daß sich die zuletzt anordnende Partey immer, zur Sicherheit für die Zukunft einen kleinen Ausschlag vorbehält, und vorbehalten wird.

2) Das Gesetz ehrt und fürchtet man, aber lieben im eigentlichen Verstande kann man es nicht. Was für ein großer Gedanke daher, ihm einen Repräsentanten zu geben, den man nicht bloß ehren und fürchten, sondern auch lieben kann, einen guten Regenten. Die Welt würde sich dem Himmel nähern, wenn dieses von beyden Seiten anerkannt würde. Ohne etwas

Anthropomorphismus läßt sich selbst Gott bloß fürchten und ehren, aber nicht lieben. Der Grund hiervon liegt sehr tief in unsrer Natur, aber sicher und unabänderlich. Verehrung von Tyrannen und Anbethung der Heiligen sind bloße Abartungen des Triebes, zeugen aber immer von der Realität der Art. Hierbey werden wir wohl ruhen müssen. Noch hat keine Götter-Demokratie eine Welt erschaffen und erhalten, oder sie alle waren Eins, und was heißt das?

3) Lord Shaftesbury sprach einmahl mit einem Freunde über Religion. In derselben Stube befand sich ein Frauenzimmer, die sich, um die Unterredung nicht zu stören, mit ihrer Arbeit in einen entfernten Winkel gesetzt hatte. Shaftesbury sagte: Verschiedenheit

der Meinungen in Religionssachen, fänden sich nur unter Menschen von mittelmäßigen Fähigkeiten und Kenntnissen; Leute von Geist hätten durchaus nur Eine Religion. Und was ist das für eine, Mylord, fragte das Frauenzimmer, begierig auffahrend. Das sagen Leute von Geist nicht, war die Antwort.

4) Furcht, sagt Lucrez, hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?

If fear *Gods*, who made *almighty* fear?

5) "Sie wollen keinen Herrn; Selbst Herrn seyn wollen Sie."

Bishops they would not have, bat they would be.

6) Da die Handlungen eines jeden Menschen sich nothwendig ungleich seyn

müssen: so frage dich: **welches ist die schlechteste, die du in deinem Leben begangen hast.** Die Antwort pflegt guten Menschen bald einzufallen. Diese Frage kann auch am Sonntage gethan werden, und desto sicherer ohne Schaden, da die Antwort außer uns selbst, nur noch von einem **Einzigen** gehört wird.

7) Du dringst auf Preßfreyheit. Recht gut. Nur frage ich dich: würdest du sie auch alsdann verstatten, wenn dein von dir gekränktes, hüfloses Weib, dein von dir tyrannisirtes Gesinde, dein hingehaltener Gläubiger, und vor allen Dingen der Mann anfangen wollte, von dir drucken zu lassen, der durch seine höhere Einsicht dich mit deinem ganzen Compilator-Ruhm, durch einen

Federstrich vielleicht, in Staub verwandeln könnte?

8) Die große und untrügliche Kunst, sich in Gesellschaft allgemein lieben, ja selbst verehren zu machen, ist sicherlich nicht die, eignen Witz, Verstand und Kenntnisse an den Tag zu legen, sondern: ohne Zudringlichkeit und als brächte es die Natur der Unterredung so mit sich, jedem der Gegenwärtigen, wo möglich, Gelegenheit zu geben, zu zeigen, daß Er Witz oder Verstand oder Kenntnisse besitze. Jedem nach seiner Art. Wenn doch dieses beherzigt würde, was würde nicht aus den Gesellschaften werden? Diese große, aber freylich etwas seltene Gabe, die immer in dem Subjecte, Menschenliebe und Weltkenntniß, und überdieß bescheidenes Gefühl von eigenem aner-

kannten Werth voraussetzt, wird nicht leicht jemand in einem höhern Grade besitzen können, als sie unser unsterblicher Möser besessen hat. Wahrlich, sagte einmahl ein Mann von Geist zu uns, wenn man mit Mösern oft in Gesellschaft kömmt, so fängt man an zu glauben, man wisse etwas und sey etwas.

---

17) Kohlengruben unter der See, und Etwas von negativen Brücken.

Daß es in Schottland Steinkohlengruben gibt, die sich weit unter der See weg erstrecken, ist eine bekannte Sache. Ich bringe dieses auch nicht seiner Sonderbarkeit oder gar Neuheit, sondern einer artig ausgedrückten Betrachtung wegen hierher, die Faujas St. Fond in sei-

ner Reise durch England und Schottland dabey anstellt, und hoffentlich vielen unserer Leserinnen und Leser nicht unwillkommen seyn wird. Sie steht im ersten Theile S. 155. 156. der Wiedemannischen Uebersetzung dieses Werks: "Wir kamen, heißt es, nach Alva, Clackmannan und Kulroß, wo ein starker Bau auf sehr schönen Kohlengruben getrieben wird. — Sehr merkwürdig ist es, daß diese so reichen Steinkohlenlager sich auf eine ziemlich beträchtliche Strecke unter das Bette des Meeres fortsetzen, und daß die Arbeiter in diesen Gruben, wo sie gegen einiges Durchsintern durch Dampfmaschinen gesichert sind, welche das Wasser aus den Schachten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne sich über die ungeheuren Wassermassen, welche über ihren Köpfen schweben, zu beunruhigen.

Während also diese unermüdeten, kühnen Gruben-Arbeiter, schwach beleuchtet von dem traurigen Schimmer ihres Lämpchens, diese tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Hacken wiederhallen machen, gehen Schiffe, von günstigen Winden getrieben, mit vollen Segeln über ihren Köpfen hin, und die Matrosen drücken, über das heitere Wetter erfreut, ihre Zufriedenheit durch frohe Lieder aus; zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, alles ist in Bestürzung, die ganze Mannschaft zittert; dann singen die Gruben-Arbeiter, unbewußt dessen, was zu dieser Zeit vorgeht, froh und zufrieden im Chore mit Freuden ihre Lust und ihre Liebe, während das Schiff über ihren Köpfen zu Trümmern geht und versinkt: Leider das

zu treffende Bild des täglichen Wechsels im menschlichen Leben!" So weit Faujas St. Fond. — Was würde, kann man wohl hier fragen, Horaz gesagt haben, wenn man ihm, als er sein berühmtes: *Illi robur et aes triplex* etc. niederschrieb, von Menschen geredet hätte, die es dereinst mit glücklichem Erfolg wagen würden, hoch über seinem zerbrechlichen Schiff und den Wogen seines tückischen Meeres dahin zu schweben; sich auf dem Boden eben dieses Meeres Stunden lang aufzuhalten, und mit dem zerbrechlichen Schiffchen ruhig herauf zu correspondiren *), und endlich andern, die von oben herab gezählt, sogar in einer vierten Etage unter allen diesen, nach Steinkohlen wühlen würden? Mit seinem *Nil admirari*, mit dem einem zuweilen

*) Dieses hat der große Halley gethan.

bey solchen Gelegenheiten begegnet wird, hätte der große Mann gewiß nicht geantwortet, denn er verstand seinen Horaz besser, als manche Neuere den so genannten ihrigen; er bewundert ja den ersten Schiffer selbst. Vielleicht hätte er gesagt: es ist Nichts unmöglich, so wie der Schwager, der meinen Freund nach dem Blocksberge fuhr, und da hätte er Recht gehabt, wie bey seinem *Nil admirari;* nur muß dort erklärt werden, was für ein Unmögliches verstanden wird, so wie hier was für ein Bewundern. Da es sich denn finden wird, daß, so wie der letzte Satz eine der größten moralischen Wahrheiten, so der erste eine der größesten Aufmunterungen für den menschlichen Geist zu Muth und Thätigkeit enthält. Nun das Fernere von negativen Brücken.

Wenn man sich den Durchschnitt eines Strombettes als einen Zirkel=Abschnitt gedenkt, dessen Chorde die Wasserlinie vorstellte, so heißt hier eine positive Brücke ein zusammenhängender Weg von einem Ende an das andere, oberhalb dieser Linie, trockenen Fußes zu gelangen; eine negative hingegen eben ein solcher Weg, auf welchem aber dieser Zweck unterhalb dieser Linie erreicht würde. Hier gibt es aber, wie bey den chemischen Auflösungen, zwey Fälle, einen nassen und einen trockenen Weg. Von dem letzten ist hier nur allein die Rede. Eine negative Brücke wäre also ein Weg, der unter dem Strombette weg, von einem Ufer nach dem andern ginge, so wie die schottischen Kohlengruben und Stollen unter der See. Ein solcher Gang könnte

gewölbt und mit Laternen erleuchtet werden. So lächerlich dieser Gedanke, flüchtig angesehen, scheint, so wäre doch wohl ein Fall gedenkbar, wo die *negative* Brücke weniger kostete, als die *positive*. Denn die *positiven* müssen 1) des Tageslichts wegen und wegen ihrer Ansichten aus der Nähe und Ferne, oft vielen unnützen architectonischen Staat machen, den die negativen füglich sparen können; 2) hindern erstere die freye Fahrt bemasteter Fahrzeuge, und solcher, die von Menschen oder Pferden gezogen werden müssen, sehr; 3) der Eisgang macht öftere, kostbare Reparaturen bey ihnen nöthig; 4) beengen sie ferner den Strom, welches, bey starkem Zufluß des Wassers, den Benachbarten sehr gefährlich werden kann. Alles dieses fällt bey letztern weg.

Hierzu kömmt noch, daß gerade an solchen Stellen, wo das höchste Interesse der einander gegenüber Wohnenden eine positive Brücke nöthig machte, das Interesse anderer, zumahl der Schiffer, solches verbiethet, und Gerechtsame Statt haben, die nicht verletzt werden dürfen. Ein solcher Fall mag wohl Ursache seyn, daß man, wie ich höre, aber bis jetzt noch nicht verbürgen kann, willens ist, ein Paar Grafschaften in England auf diesem trockenen Wege unter der Themse weg, mit einander zu verbinden. Wer die Werke Brindley's und des Herzogs von Bridgewater und englische Indûstrie kennt, wird an der Ausführung nicht zweifeln; es ist bey diesem Volk hierzu nichts weiter nöthig, als die Ueberzeugung, daß es nöthig ist,

und höchstens die Freude, einem auf den Buchstaben seiner Rechte sich stützenden, hartnäckigen Opponenten einen unvermutheten Streich über oder unter diesem Buchstaben weg zu spielen, und also auch von der Seite zu triumphiren.

---

18) Jüdische Indüstrie neben holländischer Frugalität.

Stedman erzählt in seinem bekannten Buche *) allerley Wunder, die er in Surinam angetroffen hat, von großen halbschwarzen idealischen Schönheiten, großen Schlangen, neuen Affen, neuen giftigen Insecten, alten Christen, die ihre

*) Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam. II voll. 4to. London 1796. Mit 80 Kupfertafeln. (Deutsch übersetzt im Auszuge. Hamb. 1797. 8.)

Knechte leichter Vergehungen wegen zu Tode peitschen lassen; einer holländischen christlichen Schönen, die das Kind ihrer Sclavinn, weil dessen Schreyen ihren zarten Ohren lästig fiel, ins Wasser werfen ließ, und dergleichen mehr. Unter allen aber hat mir am besten gefallen, was er im zweyten Bande S. 198 erzählt, nähmlich, daß er zu Paramaibo bey einem gewissen Herrn Reynsdorp, einem Pflanzer, einen Juden angetroffen habe, der dessen Kinder in der christlichen Religion unterrichtete, also im eigentlichen Verstande einen Christlichen Religions-Sprachmeister von angeborner jüdischer Religion. Ist das nicht herrlich? Es geht doch nichts über die Juden. Man will es nur nicht immer recht erkennen. Man erlaube uns hier-

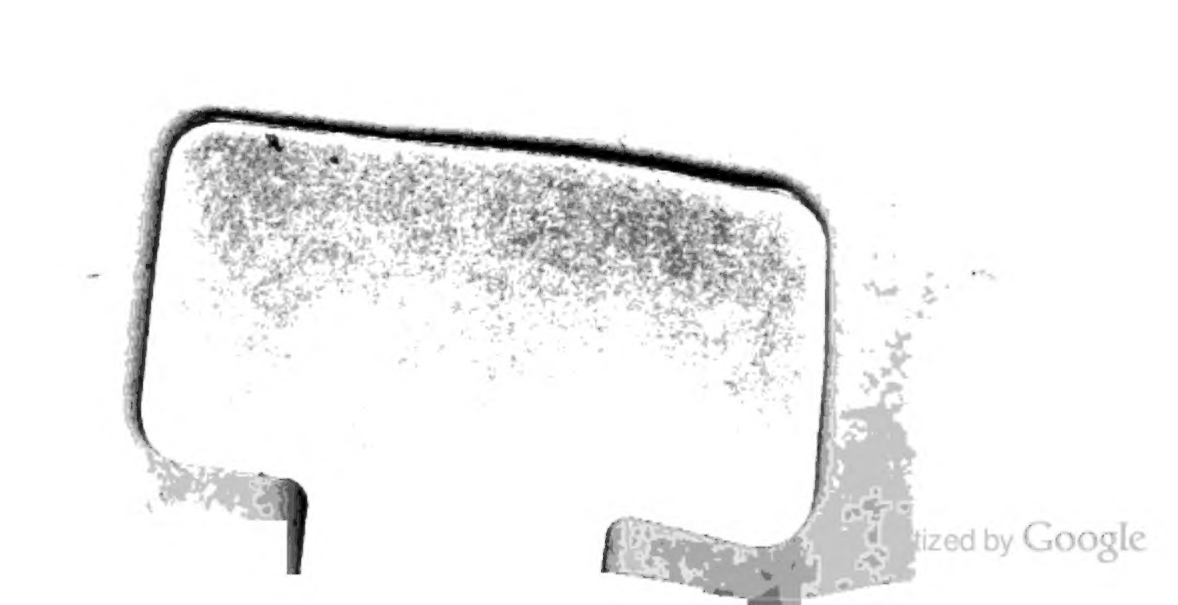
bey nur die einzige Frage: würde wohl Herr Reynsdorp, wenn er ein Liebhaber von Mettwürsten gewesen wäre, die Verfertigung derselben in seinem Hause einem Juden anvertrauet haben, gesetzt auch, der Jude habe sich, nach einem gegebenen Recept, damit befangen wollen? — Allein hier erfordert es denn doch Humanität so wohl als Wahrheitsliebe zu Herrn Reynsdorps, und folglich seines Juden, Ehre, anzuzeigen, daß Herr Stedman an einem andern Orte von Herrn Reynsdorp sagt: "auf seinen Kaffeh-Plantagen herrsche Friede, Milde und wahrhaft menschliches Verfahren gegen die Sclaven, keine Klagen, keine Banden u. s. w., und ein Mann von solchen Gesinnungen übergibt seine Kinder einem Juden zum Unterricht in der christlichen Reli-

gion? Hier scheint etwas zu fehlen, welches auszumitteln Herr Stedman, ein sonst braver Soldat, nicht Philosoph genug war. Ich habe in der Ueberschrift dieses Verfahrens Herrn Reynsdorps Frugalität zugeschrieben. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß Geitz von Frugalität unterschieden ist, wie Hungerleiden von weiser Diät. Wie wenn der Holländer bey seinem Erziehungs-Plan nicht so wohl Geld- als Geistes-Ausgaben zu ersparen gesucht, und etwa seinen Juden genauer gekannt hätte, als sich aus dem bloßen Wort schließen läßt. Getauft war er nicht, sonst wäre wohl die ganze Geschichte keiner Aufzeichnung werth gewesen, aber er war ein portugiesischer Jude, das ändert die Sache schon etwas. Wäre der Herr ein berli-

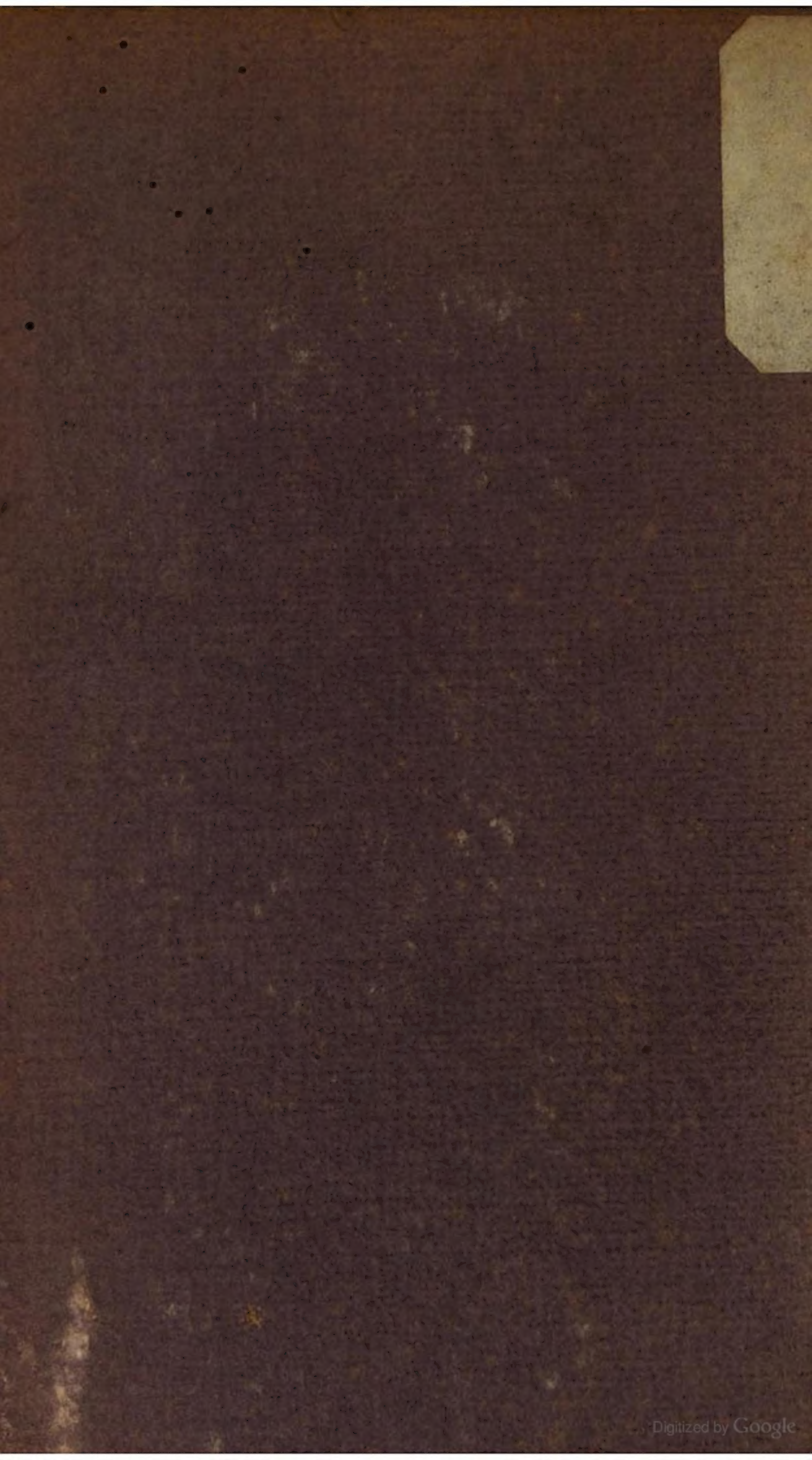
nischer aus Mendelsohn's Schule gewesen, so getraue ich mir nicht allein Hrn. Reynsdorps Charakter, sondern die ganze peitschen= und bandenfreye Haushaltung auf dessen Plantagen daraus zu entziffern, auch wohl über die Bedeutung der Worte Christ und Jude in dieser Stelle einige Auskunft zu geben.

Digitized by Google

Digitized by Google



tized by Google



Digitized by Google